Sixtus V.

und

seine Zeit.

Von

Johannes Lorentz.

Mainz,
Verlag von Kirchheim und Schott.
1852.

Die Hand der Starken wird herrschen,
die aber lässig ist, wird Zins geben.
Spr. Sal. 12, 24.

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Vorwort.

Als ich mich zur Herausgabe des vorliegenden Werkes entschloß, hatte ich mir keineswegs die Schwierigkeiten verhehlt, die sich mir dabei darbieten würden, da ich bei meiner ländlichen Abgeschiedenheit auf die Benutzung größerer Bibliotheken ganz und gar verzichten mußte. Allein die Lebensgeschichte eines so großen Papstes, wie Sixtus V. war, zog mich selbst zu sehr an, als daß ich nicht hätte hoffen sollen, es werde durch eine auch nur einigermaßen befriedigende Darstellung dieses Lebens unserer Zeit immer noch ein dankenswerther Dienst geleistet werden. Denn was könnte es wohl Anziehenderes geben, als in einer Biographie so ganz unverkennbar das Walten der göttlichen Vorsehung Schritt für Schritt zu verfolgen, und aus einem armen Hirtenjungen den obersten Fürsten der Erde, aus einem Hüter einiger Schweine den höchsten Hirten aller Gläubigen des Erdkreises werden zu sehen. Viele berühmte Männer in der Geschichte sind erst durch die Umstände der Zeit, oft sogar nur durch sogenannte Zufälligkeiten groß geworden, allein Sixtus V. ließ, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die göttliche Vorsehung gewissermaßen durch ihn selbst das werden, was er geworden ist. Sein ganz außerordentlicher Durst nach Wissen trieb ihn von seiner Schweineheerde in's Kloster, und dieser Durst, verbunden mit einem eminenten Talente, ließ ihn auch bald alle seine Altersgenossen überflügeln, so daß er die Aufmerksamkeit nicht bloß seiner Vorgesetzten, sondern auch mancher hohen kirchlichen Würdenträger auf sich zog und ihnen eine Achtung abnöthigte, welche ihm bald von einer Stufe zur andern emporhalf.

Darüber wenigstens sind aber alle Geschichtschreiber, protestantische ebensowohl als katholische, einig, daß seine Regierung, so kurz sie auch war, eine der thatenreichsten des christlichen Roms gewesen ist. Schon einige wenige seiner vielen großartigen Werke und Unternehmungen würden hingereicht haben, den Namen eines jeden Regenten, der sie ausgeführt hätte, unsterblich zu machen. Die Reinigung des Kirchenstaates von dem gräulichen Banditenunwesen, welches unter den vorhergegangenen Regierungen einen be-

dauernswerthen Umfang genommen hatte, so daß der ehrliche Mann am lichten hellen Tage auf den freien Straßen volkreicher Städte seiner Habseligkeiten, ja seines Lebens nicht mehr sicher war, bewies allein, daß er zum Regieren geboren war, da er nicht bloß Gesetze gab, sondern sie auch ausführen ließ. Wenn dabei manchem Leser der Charakter Sixtus V. als zu hart oder tyrannisch erscheinen sollte, so möge er wohl bedenken, unter welchen mißlichen Zeitumständen derselbe die Regierung antrat, und daß jener Arzt der beste ist, welcher ein veraltetes Uebel mit der Wurzel ausschneidet, ohne sich von dem Wimmern des Kranken erweichen zu lassen. Nicht minder bewies er sein großes Regierungstalent durch die zahlreichen, prachtvollen und meistens sehr großartigen Bauwerke, welche er oft in weniger Monaten ausführen ließ, als andere Regenten zur Berathung über den Plan eines solchen Unternehmens Jahre nöthig haben.

Doch ich will dem geneigten Leser nicht vorgreifen, sondern es ihm überlassen, aus der Lectüre vorliegenden Werkchens sich über Sixtus V. selbst ein Urtheil zu bilden. Uebrigens macht diese Schrift auf Mittheilung neuer Resultate keinen Anspruch. Vielmehr ging bei Abfassung derselben die Absicht nur dahin, die Ergebnisse fremder Forschungen in einer möglichst populären Form in weitem Kreise zu verbreiten. Ich habe hauptsächlich nach einem älteren französischen Werke von einem ungenannten Verfasser, welches im Jahre 1698 zu Paris herausgekommen ist, gearbeitet, dabei aber mehrere neuere Geschichtswerke benutzt, da ich nicht sowohl eine Uebersetzung, als eine möglichst freie Bearbeitung jenes Werkes liefern wollte.

Die Eintheilung der Schrift in Bücher und Kapitel habe ich der Bequemlichkeit der Leser wegen beliebt, um denjenigen, welchen weder die Geschäfte noch vielleicht auch das Interesse einer anhaltenden Lectüre gestatten, bequeme Ruhepunkte zu gewähren. Uebrigens fühle ich mich hinreichend belohnt, wenn ich dem Einen oder Andern durch dieses Werk eine angenehme Stunde der Unterhaltung oder auch Belehrung verschafft habe.

Geismar in der Neujahrsnacht 1852.

Johannes Lorentz.

Inhalt.

Erstes Buch.

Der Knabe.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Zweites Buch.

Der Mönch.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Siebentes Kapitel.

Achtes Kapitel.

Neuntes Kapitel.

Fünftes Buch.

Das Conclave.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Sechstes Buch.

Der Papst.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Fünftes Kapitel.

Sechstes Kapitel.

Zehntes Buch.

Der Papst.

Erstes Kapitel.

Zweites Kapitel.

Drittes Kapitel.

Viertes Kapitel.

Erstes Buch.

Der Knabe.

Erstes Kapitel.

Einleitung. Geburt Sixtus V. Armuth seines Vaters. Seine Taufe. Bemerkungen über den Tag seiner Geburt. Seine Freude über den ihm gegebenen Namen Felix. Lebensgefahr in seiner Kindheit. Erziehung. Er muß die Heerden weiden.

Das souveräne Pontificat ist die größte und bedeutsamste aller Monarchien, welche seit Erschaffung der Welt bis auf diesen Tag sind gegründet worden, und nicht leicht haben heidnische oder christliche Fürsten unabhängiger regiert als die römischen Päpste, zu deren Füßen die größten Mächte ihre Scepter und Kronen niedergelegt haben. Denn man kann sagen, daß diese Anhäufung von zeitlicher und geistiger Macht, diese Vermischung der weltlichen und religiösen Dinge, diese Verbrüderung des Krummstabes mit dem Schwerte, diese Vereinigung der Körper mit den Geistern, endlich diese Autorität auf Erden und im Himmel eine Herrschaft begründet hat, welche von allen Völkern und Fürsten der Welt geachtet wird.

Die Staaten, welche nur auf eine rein temporelle Autorität sich fußen, sind auch nur temporell und halten sich niemals lange: manche haben kurze Zeit nach ihrem Anfange geendigt, und andere, die sich gewaltig erhoben gleich dem Schnee auf den Rücken der Gebirge, haben auch dasselbe Schicksal gehabt, wie dieser Schnee, wenn die Sonne ihre schmelzenden Strahlen darauf sandte. Aber von welchen Stürmen auch die kirchliche Monarchie bewegt worden ist, so hat dieses seit ihrer Gründung bis auf den Stand, auf dem sie gegenwärtig steht, der Ausbreitung ihrer Macht niemals Eintrag gethan, vielmehr hat das spirituelle Element, welches ihrer temporellen Autorität zur Grundlage dient, die glücklichsten Fortschritte dieses Reiches hervorgebracht.

Man hat immer mit großer Sorgfalt gehandelt bei der Wahl der römischen Bischöfe; denn der Klerus hatte dabei sein Interesse in Rücksicht auf die geistlichen, und die christlichen Fürsten hatten es in Bezug auf die weltlichen Angelegenheiten, da beide in der

Person des Papstes durch einen unauflöslichen Knoten miteinander verknüpft sind.

In den ersten Jahrhunderten, da das Zeitliche dem Geistlichen noch viel weiter untergeordnet war, als später, und da der Klerus noch mehr bedacht war, die Gläubigen zu führen als die Völker zu regieren, wählte man nur Männer von musterhafter Frömmigkeit, welche vollkommen in christlicher Liebe und lebend in Gebet und Betrachtung, für Jesus Christus ganze Städte und Provinzen durch ihren Eifer und die Heiligkeit ihres Lebens gewannen.

Als aber in der Folge die Kirche durch die Frömmigkeit und Freigebigkeit der Kaiser und christlichen Könige reich geworden, und in den Besitz einer Macht gekommen war, mit welcher sie ganzen Provinzen, ja Königreichen befehlen konnte: da glaubte man bei den Papstwahlen seine Augen auf Männer werfen zu müssen, welche fähig waren, in ihrer Regierung die Erfahrung in den Weltangelegenheiten mit dem Eifer und der Frömmigkeit des ächten Hirten zu verbinden.

In der That hat es sich auch der römische Klerus sehr angelegen sein lassen, während zwei oder drei Jahrhunderten nur Solche zu wählen, die gleich erfahren waren in der Politik wie in der Kenntniß der kirchlichen Angelegenheiten, und den Erwartungen entsprechen konnte, welche man von ihnen in Betreff der Regierung der Kirche hegte. Auch hat man bemerkt, daß, wenn die anderen Staaten sich ziemlich oft am Rande ihres Grabes sahen, da sie in die Hände junger, ebenso unerfahrener als unfähiger Prinzen fielen, das Reich des heiligen Stuhles immer mehr wuchs durch die Sorge, die Regierung desselben nur Männern von dem Alter anzuvertrauen, welches ihrer Klugheit und Urtheilsfähigkeit eben so sehr entsprach, als ihrer Gelehrsamkeit und Heiligkeit.

Indessen, das steht fest: wenn man unter allen Nachfolgern des heiligen Petrus diejenigen heraus wählen wollte, welche am würdigsten ihren Platz ausgefüllt haben, so würde man doch wenige finden, deren Verdienste und Tugenden über denen Sixtus des Fünften stehen; so daß dessen Leben als Muster Allen, die ihm nachfolgen werden, vorgehalten werden darf und die Nachwelt das Andenken eines so großen Mannes hoch verehren muß. Beides ist nun der Zweck dieser Blätter.

Sixtus V. wurde geboren auf einem Dorfe in der Marca, „die Grotten“ genannt, einem mit sieben- bis achthundert Einwoh-

nern bevölkerten Marktflecken und auf dem Gebiete der Herrschaft Montalto gelegen, was ihn auch bewog, später als Cardinal diesen Namen zu führen.

Sein Vater, Franz Peretti, geboren auf dem Schlosse Farnese, war genöthigt, wegen irgend eines verdrießlichen Handels das Land zu verlassen, aus welchem ihn auch vielleicht bald die Armuth verjagt haben würde, da er nichts zum Leben hatte als seine Hände. Er kam in die „Grotten," um sich bei einem in diesem Dorfe wohnenden Oheim Raths zu erholen, was für eine Partie er nun ergreifen solle.

Dieser brachte ihn als Winzer bei einem reichen Bürger des Ortes unter, bei dem er auch etwas über sechs Jahre in Diensten blieb; und sein Herr war so zufrieden mit ihm, daß er ihm gestattete, sich mit seiner Dienstmagd, Namens Gabana, zu verheirathen, weshalb er auch den Beinamen il gabano (der Reitrock) erhielt.

Sie hatten drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, welches Camilla hieß, von der wir im Laufe dieser Geschichte noch sprechen werden. Der älteste der Knaben wurde geboren am 13. December 1521 und in der heiligen Taufe Felix genannt, gewiß ein passender Name für einen, welcher einst den ersten Platz der Welt einnehmen sollte; und was dabei noch merkwürdig ist, war, daß sein Pathe und der Geistliche, welcher ihn taufte, denselben Namen führten; daher er auch noch als Mönch im Scherze mit seinen engeren Freunden oft zu sagen pflegte, daß bei seiner Taufe ein concursus *felicitatis* gewesen sei. — Er wußte sich übrigens viel zu gut darauf, daß er an demselben Tage geboren war, an welchem die Cardinäle nach dem Tode Leo's X. in das Conclave gingen, um ihm einen Nachfolger zu geben. Dieser war Adrian VI., geboren zu Utrecht in Holland. Diese Wahl mißfiel dem römischen Volke sehr, nicht allein, weil es diesen neuen Papst noch gar nicht kannte, indem er immer im Dienste des Königs von Spanien war, sondern auch weil der Charakter der flamändischen Nation das Gegentheil von dem der Italiener ist.

Indessen hatte sich Adrian bald sehr geschickt in die Regierungsweise dieses Staates gefunden, da er gerade die Leitung der wichtigsten Angelegenheiten in den schwierigsten Zeiten gehabt hat. Sixtus nahm auch oft Ursache, über dieses Zusammentreffen seine Bemerkungen zu machen, und er pflegte als Papst zuweilen zu sagen, daß die Cardinäle an dem Tage seiner Geburt in

das Conclave getreten seien, um einen Papst zu wählen, aber der sei an demselben Tage in dem Dorfe „Grotten“ geboren worden.

Es wurde in demselben Jahre 1521 (am 14. August) noch ein Papst geboren. Dieser war Johann Baptista Castagna aus Genua, der unmittelbare Nachfolger Sixtus V. unter dem Namen Urban VII., von dem wir auch noch ein Mehreres sprechen werden an den Orten, wo es diese Geschichte fordert.

Sixtus erblickte auch noch eine glückliche Vorbedeutung darin, daß er war geboren worden im ersten Jahre der Regierung des Kaisers Karl V.; und da sein Herz von Natur etwas stolz war, so erweiterte sich sein Ehrgeiz in dem Maße, als er sich entfernte von der Niedrigkeit seiner Geburt; und darum sagte er auch oft in sehr heiterem Tone, wenn er von der Macht, den Eroberungen und fast unglaublichen Siegen dieses jungen Fürsten reden hörte, „daß er in den Jahren nach dem Verhältnisse der Fortschritte steigen würde, welche der Kaiser auf dem Wege des Sieges machte.“

Sixtus lief in seiner Kindheit zwei Mal große Gefahr, sein Leben zu verlieren; das eine Mal wurde er in einem Alter von vier Jahren von einer ansteckenden Krankheit befallen, welche damals ihre Runde durch ganz Italien machte, und vor welcher sich Kinder schwerlich schützen konnten; dieses waren die Blattern. In Folge des Unvermögens und der Dürftigkeit seiner Eltern, welche nichts besaßen, um ihm die nothwendigen Arzneimittel zu reichen, war er daran so sehr erkrankt, daß man an seinem Leben verzweifelte. Allein Gott, welcher ihn bestimmt hatte, einstens der Führer seiner Völker zu werden, gab ihm seine Gesundheit wieder; er wurde von der Krankheit für einige leichte Merkmale, welche ihm im Gesichte blieben, verlassen. Weil man oft mit ihm von der äußersten Gefahr sprach, in der er geschwebt, so war ihm davon ein großer Eindruck geblieben, und er äußerte daher zuweilen, „daß er in einem heiligen Jahre geboren, deshalb auch in dem Jahre 1525, da man das große allgemeine Jubiläum feierte, wunderbar wieder genesen sei.“

An dem zweiten Unfalle, der ihn traf, trugen einige Polizeibeamte die Schuld, welche den Befehl hatten, seinen Vater wegen Unterschleife, deren man ihn beschuldigte, zu verhaften. Von dem Lärmen dieser Leute war er dermaßen erschrocken, daß er sich eiligst auf einem alten verfallenen Mauerwerke verbarg, dessen Fußboden unter ihm einbrach, so daß er mehr als zwanzig Fuß

tief auf große Steine herabfiel. Eine arme Frau, die ihn fallen sah und für todt hielt, eilte herbei, hob ihn auf, trug ihn in ein Nachbarhaus und holte, als sie merkte, daß er noch athmete, einen Wundarzt, um ihm einige Wunden, die er am Kopfe hatte, und Arme und Beine, welche ganz gebrochen waren, zu verbinden. Dieses Unglück war übrigens Ursache des Entkommens seines Vaters; denn als die Häscher nach dem Getöse seines Falles liefen, entschlüpfte jener unvermerkt ihren Händen.

Man fürchtete, daß Felix sein ganzes Leben lang ein Krüppel bleiben würde, aber seine gänzliche Wiederherstellung beruhigte seine Familie wieder. Von diesem Falle sprach er in der Folge zuweilen, wenn man eben auf das Thema von der Einnahme Rom's durch die Armee des Kaisers im Jahre 1527, welche dieser wider sein dem Papste gegebenes Wort unternommen, zu sprechen kam. Karl von Bourbon, der das kaiserliche Heer befehligte und schon im Triumphe in die Stadt zu dringen wähnte, wurde auf der Bresche von einem Musketenschusse getödtet. Nach der Erstürmung wurde die Stadt mit einer beispiellosen Unmenschlichkeit geplündert. Man schonte weder der heiligen Sachen noch der Ehre der Frauen, und die Achtung, welche man doch dem Statthalter Jesu Christi auf Erden schuldet, unter die Füße tretend, belagerte man Clemens VII. und hielt ihn in der Engelsburg, wo er sich sicher glaubte, mit dem größten Theile der Cardinäle gefangen, und nur nach Erlegung einer bedeutenden Auslösungssumme setzte man ihn wieder in Freiheit. — Bei einer solchen Gelegenheit nun sagte dann der Bruder Felix im scherzenden Tone: „Unser Haus wurde auch in demselben Jahre von den Häschern gestürmt, aber wir verloren dabei wenig, weil wir wenig zu verlieren hatten, wogegen die Römer bei der Plünderung ihrer Stadt viel verloren, weil sie viel zu verlieren hatten.“ Und wenn er von der Flucht des Papstes auf die Engelsburg sprechen hörte, sagte er: „wenn sich der Papst hätte ebenso zu retten gewußt, wie er, so würde derselbe sich aus dem ganzen Handel herausgezogen haben, ohne an seine Feinde auch nur das Geringste zu bezahlen.“

Seine Eltern hatten große Lust ihn studiren zu lassen; und die ihn öfters sahen und die Lebendigkeit seines Geistes kannten, zeigten Verdruß darüber, daß man ihn nicht zum Studium anhalte, indem sie mit Recht bemerkten, daß dieß der Weg sei, auf dem einst eine große Person aus ihm werden könne. Erst neun Jahre alt übergab ihn sein Vater, um die Last seiner

Arme zu erleichtern, einem reichen Bürger seines Dorfes, dessen Hämmel zu hüten; und obgleich dieser Knabe schon Gedanken hatte, welche über ein Amt dieser Art hinausschweiften, so unterließ er es doch nicht, seinem Vater zu gehorchen. Indessen war sein Herr mit ihm nicht zufrieden, nahm ihm die Führung seiner Schafe ab und gab ihm die Schweine zu hüten. Dieser Wechsel würde ihn zur Verzweiflung gebracht haben, wenn er längere Zeit hätte unter diesen unfläthigen Thieren zubringen müssen; allein er wurde aus diesem elenden Zustande auf eine Weise gerissen, welche etwas Wunderbares an sich hatte.

Zweites Kapitel.

Felixen's Neigung für die Ordensgeistlichen. Zusammentreffen mit einem Franziskanermönch bei seiner Schweineheerde. Er verläßt sie und begleitet den Mönch nach Ascoli. Er stellt den Guardian durch seine klugen Antworten zufrieden. Er erhält ein Habit ohne Kapuze. Man übergibt ihn einem Mönche, um ihm das Lesen zu lehren.

Felix hatte eine natürliche Hinneigung zu Männern von Ansehen und Bildung, und insbesondere zu Priestern und Mönchen, und wenn er einen in weiter Ferne von sich gewahrte, so lief er zu ihm und grüßte ihn mit all der Höflichkeit, deren er fähig war.

Aber endlich war doch die Zeit gekommen, welche die Vorsehung als den Beginn einer neuen Epoche für sein Leben bestimmt hatte. Es war gegen den Anfang des Monates Februar 1531, als ganz Italien nach Boulogne eilte, um der Krönung Kaiser Karls V. durch die Hand Clemens VII. Zeuge zu sein. Diese Ceremonie wurde den 24. gedachten Monates vorgenommen, ein Tag, den dieser Fürst zu wiederholten Malen als den glücklichsten seines Lebens bezeichnet hatte.

Der Pater Michael Angelus Sellerie, aus dem Orden des heil. Franziskus, im Begriffe nach Ascoli, einer nicht unbedeutenden Stadt in der Marca, zu reisen, um dort die Fastenpredigten abzuhalten, verirrte sich ganz nahe bei den „Grotten," und indem er nicht wußte, welchen von den vier Wegen, die sich vor ihm kreuzten, er einschlagen sollte, blickte er lange im Felde umher, um Jemanden zu entdecken, der ihn auf den rechten Weg führen würde. Nahe dabei weidete der kleine Felix

seine Schweine. Sobald er den Mönch sah, eilte er zu ihm, grüßte ihn und bot ihm seine Dienste an. Der gute Pater nahm dieses mit Freude an und fragte den Knaben nach dem Wege nach Ascoli. Er antwortete ihm, daß er ganz bereit sei, ihn bis dahin zu führen, und in demselben Augenblicke war er auch auf dem Wege ihm voran und marschirte mit einer Schnelligkeit und so überraschenden Munterkeit, daß allemal, wann sich Felix mit dem Kopfe umwandte, um besser zu hören, was jener ihm sagte, der Religiose entzückt war und nicht begreifen konnte, wie ein Kind, das zum Schweinehüten bestimmt war, so viel Geist und Lebendigkeit haben könnte.

Als Pater Michael seinen Weg wieder erkannt hatte, dankte er Felix und wollte ihn zurückschicken; allein der ging immer fort ohne Miene zu machen, als ob er ihn höre, was den Mönch bewog, ihn lächelnd zu fragen, ob er Lust habe, mit ihm bis in die Stadt zu gehen. Mit einer eigenthümlichen Mischung von Dreistigkeit und Bescheidenheit entgegnete Felix, daß er nicht nur bis Ascoli, sondern auch noch weiter mit ihm gehen wolle. Und nun erzählte er ihm offenherzig, daß das wenige Vermögen seines Vaters seine Neigung zum Studiren nicht befriedigen könne; er wünschte daher mit heißer Sehnsucht, daß irgend ein Ordensmann ihn in seinen Dienst nähme; er würde dann sein Bestes thun, wenn der ihm nur die Mittel erleichterte, zu studiren.

Um seinen Eifer noch besser zu prüfen, fragte ihn der Mönch, ob er Lust habe, das Kleid seines Ordens zu tragen. Felix, der aus dem Grunde seines Herzens sprach, schwankte keinen Augenblick, dieses zu versichern, und obgleich der andere ihm alle Strenge und Härte des Lebens der Religiosen vorstellte, und ihm bis in das Einzelne ein abschreckendes Gemälde von allen seinen Entsagungen gab, so antwortete er ihm muthig, daß er Kraft und Geduld genug haben werde, um Qualen auszuhalten, welche denen des Fegfeuers gleich wären, wenn diese ihm nur den Weg zum Studium öffneten.

Der Franziskaner, voll Erstaunen über die Festigkeit und Entschlossenheit dieses Knaben, glaubte in der Berufung desselben etwas Außerordentliches wahrzunehmen und entschloß sich, ihn mit sich zu nehmen. Vorher empfahl er ihm aber, erst seine Heerde zu seinem Vater nach Hause zu treiben und dann wieder zu kommen, wo er ihn in dem Kloster des heil. Franziskus zu Ascoli finden werde. Felix, der ihn nicht aus den Augen ver-

lieren wollte, antwortete, daß seine Schweine gewohnt seien, ganz allein nach Hause zu gehen, sobald sie die Nacht ankommen sähen; — und ihren Weg fortsetzend kamen sie gegen Abend im Franziskanerkloster an.

Die Mönche empfingen den Pater Prediger mit vieler Freundlichkeit, wunderten sich aber etwas, ihn von einem so schlecht gekleideten Knaben begleitet zu sehen. Sobald indessen Pater Michael ihnen erklärt hatte, durch welches Abentheuer er dem Felix begegnet sei und mit welchem außerordentlichen Eifer dieser ihm gefolgt, wurde der Guardian neugierig, ihn zu sehen und zu examiniren, und legte ihm mehrere Fragen vor, auf die Felix so richtig antwortete, daß er ihn noch viel außerordentlicher fand, als ihn Pater Michael geschildert hatte.

Diese in Gegenwart einer großen Gesellschaft gestellten Fragen hätten vielleicht eine ältere Person, und die sogar darauf vorbereitet gewesen wäre, in Verlegenheit gesetzt; allein Felix antwortete ohne alle Ziererei auf Jedes, was ihn der Guardian fragte, und das auf eine Weise, deren Naivität jeden Verdacht einer Verstellungskunst entfernt hielt. Alle seine Antworten liefen nur darauf hinaus, die Mönche von seiner Berufung zu überreden, und daß er den Willen hege, alles aufzubieten, um ein großer Prediger zu werden, wenn man ihm nur die Mittel verschaffe, in ihren Kenntnissen Fortschritte zu machen.

Ueberzeugt, daß diese so dem Alter vorausgeeilten Gesinnungen des Knaben von der Vorsehung geleitet würden, beschworen die Brüder sammt und sonders den Guardian, den Beruf des Knaben nicht außer Acht zu setzen, da derselbe, unterstützt von ihrer Beihülfe, ihn vielleicht einst zu einem der größten Männer ihres Ordens machen würde.

Der Guardian, welcher dieselben Gedanken hegte, schickte Tags darauf einen der Laienbrüder nach den „Grotten," um zu erfragen, wie es sich mit Felix verhielte. Seine über sein Verschwinden nunmehr beruhigten Eltern hörten mit großer Freude die Nachricht von Felix, und stimmten sehr bereitwillig seiner Absicht bei, sich Gott zu weihen in einem Kloster. Sie sahen auf diese Weise ihre Familie von einer Ausgabe befreiet und der Sorge für seine Erziehung enthoben; und außerdem blieben ihnen doch noch zwei Kinder, nämlich ein Mädchen, Namens Camilla, ungefähr acht Jahre alt und ein Knabe, Anton genannt, der, vier bis fünf Monate alt, noch in der Wiege lag.

Der Guardian gab ihm nun auf diese von seinem Vater erhaltene Antwort das Habit der Laienbrüder unter Zustimmung der ganzen Gemeinschaft; und sein Vater rief voll Freude über seine Einkleidung aus: „Ich danke Gott, daß mein Sohn nun endlich gefunden hat, was sein brennendster Wunsch war.“ Der Pater Michael Angelus machte die Auslage für seinen Habit und übernahm es, ihn mit allem Nöthigen zu versorgen. Er bat auch den Guardian um die Gunst, ihm den Bruder Felix zu seiner Bedienung auf seine Zelle zu geben; der Guardian bewilligte ihm denselben sowohl wegen der Verbindlichkeit, welche dieser neue Laienbruder gegen ihn hatte, als auch wegen der Nothwendigkeit, einen Prediger bedienen zu lassen.

Felix bediente auch den Pater während der ganzen Fasten mit ebensoviel Treue als Erkenntlichkeit, und dieser verwendete die ihm übrig bleibenden Mußestunden auf den Beginn des Unterrichtes seines Schützlings. Der Knabe hatte ein so glückliches Gedächtniß, daß er am Abende die ganze Predigt wiederholte, welche er des Morgens gehört hatte, ohne die Gestikulationen und Bewegungen zu vergessen, die er sich gemerkt. Sein Lehrer machte auf seiner Zelle dieses Vergnügen oft dem Guardian und einigen andern älteren Mönchen, welche die Lebendigkeit und das Gedächtniß des kleinen Felix sehr bewunderten und sich von ihm große Dinge versprachen.

Er hatte eine so starke Neigung zum Studiren, daß er, noch ehe er die Buchstaben kannte, alle Bücher aufschlug, welche auf dem Tische des Paters Prediger lagen, und er betrachtete sie mit so viel Aufmerksamkeit, daß man, wenn man ihn sah, hätte glauben sollen, er verstände etwas darin. Dieses bewog den Pater Angelus, sich die Mühe zu nehmen, ihm das Lesen zu lehren. Er machte bei diesem ersten Unterrichte dermaßen Fortschritte, daß er schon gegen das Ende der Fasten geläufig in allen in gewöhnlicher Sprache geschriebenen Büchern las, und wenn er irgend einen Religiosen erhaschen konnte, so bat er diesen, ihn seine Lection hersagen zu lassen.

Vor seiner Rückkehr nach Rom hatte der Pater Angelus den Entschluß, den Bruder Felix mit dahin zu nehmen, wozu auch der Guardian gern eingewilligt hätte; indessen hielt er es doch aus einigen Gründen für rathsamer, ihn in Ascoli zu lassen und dem Guardian sowie den vorzüglichsten Geistlichen des Hauses zu empfehlen.

Nach der Abreise des Paters Angelus befahl nun der Guardian

dem Bruder Felix, dem Sakristan zur Hand zu gehen, und da hatte er das Amt, die Kirche auszukehren, die Lichter anzuzünden und mehrere andere derartige Dienstverrichtungen. Der Sakristan hatte dagegen den Auftrag, ihn die Messe beten zu lehren und in den ersten Anfängen der Grammatik zu unterrichten. Da ihm nun der Sakristan bald ohne Mühe Alles beigebracht hatte, was er wußte, gestand er dem Guardian offenherzig, daß sein Schüler nöthig hätte, von einem geschickteren Manne, als er, unterrichtet zu werden. Er übergab ihn nun den Händen eines guten Grammatikers, unter dessen Leitung er staunenswürdige Fortschritte machte.

Drittes Kapitel.

Ein neuer Guardian will den Bruder Felix wieder aus dem Convent schicken. Befehl des Provinzials, ihn zu behalten. Er erhält das Novizenhabit. Er befleißigt sich sehr, in den Studien Fortschritte zu machen. Legt Profession ab.

Das Kapitel hatte für den Convent zu Ascoli einen neuen Guardian, Namens Pater Fabricius von Ankona, gewählt, einen Mann von etwas strenger Gemüthsart. Alle Aemter des Hauses wurden gewechselt und viele Religiosen wurden genöthigt, herauszugehen, unter denen der Guardian auch den armen Bruder Felix mit einbegriffen wissen und wieder zu seinem Vater zurückschicken wollte.

Dieser Entschluß betrübte die ganze Klostergemeinde, und die Brüder beschworen den Guardian inständigst, denselben zu behalten, ihn versichernd, daß sie sich alle an seiner Aufführung erbaut hätten, und daß er dem Hause große Dienste leiste; sie erzählten ihm sogar den sonderbaren Zufall, welcher ihn zum Ordensbruder gemacht habe; allein sie gewannen damit nichts über den Willen des Guardian, welcher den armen Felix ein für das Haus nur unnützes Maul nannte, und ihm noch acht Tage Zeit gab, um sich zum Abgange anzuschicken.

Bevor dieser Termin verstrich, kam glücklicher Weise der Pater Provinzial nach Ascoli; die Vornehmsten des Convents machten diesem noch denselben Abend, als er anlangte, Vorstellung von dem Entschlusse ihres Obern, einen jungen Knaben wegzuschicken, der wahrhaft berufen sei für den Ordensstand und die

größten Hoffnungen gebe, dem Orden des heil. Franziskus einstens zur Zierde zu sein; und sie machten ihm auch zugleich Mittheilung von den überraschenden Beweisen seiner Berufung. Der Provinzial hörte ihrem Berichte mit vielem Vergnügen zu und äußerte sogar Neugierde, den Bruder Felix zu sehen, dessen geistvolle Antworten ihn so befriedigten, daß er von diesem Augenblicke an eine große Vorliebe für ihn faßte und nicht nur dem Guardian befahl, denselben in der Eigenschaft eines Laienbruders zu behalten, sondern auch jenem verbot, ihm zu mühselige Verrichtungen zu übertragen; und er beauftragte einen Baccalaureus des Hauses, ihn in den Wissenschaften zu unterrichten.

Sein Guardian, welcher nicht umhin konnte, dem Provinzial zu gehorchen, unterließ es nicht seine Geduld zu prüfen, und machte somit den Anfang der Widerwärtigkeiten, welche von nun an der arme Felix während seines Klosterlebens zu erleiden hatte.

Als der Guardian sich auf dem Punkte sah, nun wieder einem Anderen in seinem Amte Platz zu machen, kamen ihm doch Bedenken an über manche Härten, welche er den kleinen Felix hatte fühlen lassen, und hingerissen von der Geduld desselben, vergaß er nichts, was zu seiner Beförderung diente, zu unterlassen, und sah mit Bewunderung dessen Fortschritte.

Im Monat Mai 1533, da der Papst sich nach Marseille begab, um dort dem Könige von Frankreich einen Besuch abzustatten, wurde ein neues Provinzial-Kapitel abgehalten, worin der Pater Augustin von Fermo, Doctor der Theologie, zum Guardian von Ascoli an die Stelle des Paters Fabricius gewählt wurde. Er liebte von Natur die den Wissenschaften zugethanen Geister, und besonders die, in welchen er eine gute Anlage verspürte. Der Pater Michael Angelus, sein spezieller Freund, hatte ihm die Geschichte des Bruders Felix zu Macerata, wo sie sich bei der Kapitelsversammlung getroffen hatten, schon mitgetheilt. Gleich bei seiner Ankunft in Ascoli erklärte der neue Guardian, daß er für die weitere Ausbildung des kleinen Felix Sorge tragen wolle, und ließ auf diese Weise die Achtung merken, welche er für den Pater Angelus und für Felixens Vorzüge hegte; dieser bestrebte sich übrigens auch unablässig, durch seine Dienste sich die Zuneigung der vornehmsten Ordensgeistlichen zu erwerben, von denen auch die strengsten nichts an ihm auszusetzen hatten, als zu viel Feuer und Lebendigkeit.

Zwei Jahre waren nun seit seinem Eintritte in das Kloster verflossen, und er hatte diese Zeit daselbst zum Erlernen der

Grammatik so gut angewandt, daß er nicht nur alle lateinischen Wörter verstand, sondern sie auch sogar noch auf der Stelle mit andern Ausdrücken derselben Sprache erklärte. Er beschämte auch zuweilen die Schüler der Philosophie, deren Klasse er besuchte, um ihren Regens zu hören, der seine Aufmerksamkeit und schnelle Auffassungskraft bewunderte.

Sein Oberer, der gerne die Ehre haben wollte, ihn ganz für den Orden zu weihen, entschloß sich, ihm die Kapuze zu geben und zum Chor-Bruder zu machen. Er theilte diese Absicht dem vollen Kapitel mit und stellte der Ordensgemeinde mit sichtbarer Vorliebe die Nothwendigkeit vor, in das Noviziat ein Subject aufzunehmen, welches einstens ein ausgezeichneter Mann in ihrem Orden zu werden verspreche.

Dieser Vorschlag wurde von allen Conventualen mit Freude aufgenommen, und man fand es für dienlich, die Ausführung desselben zu beschleunigen, um ihn durch diese Erhöhung zu gewinnen, damit er seinen Eifer für das Studium noch verdoppele. Das Kapitel ließ ihn also vor sich kommen, um zu erfahren, ob sein Wunsch mit dem ihrigen übereinstimme. Felix gab auf die an ihn gestellte Frage zur Antwort, daß er niemals eine größere Ehre erlangen zu können glaube, als die, das Kleid des heil. Franziskus zu tragen, und bezeugte dem Guardian und den übrigen Mönchen seinen Dank für die Begünstigung, welche sie ihm zu Theil werden ließen, auf die lebhafteste Weise.

Nachdem der Guardian die zu dieser Ceremonie nothwendige Erlaubniß des Provinzials erhalten hatte, theilte er dieselbe dem Kapitel mit, und nun wurde der Tag der Einkleidung bestimmt; allein der Guardian, welcher seinem Schützlinge alle möglichen Beweise seiner Zuneigung geben wollte, erlaubte ihm, erst noch einmal in die „Grotten" zu gehen, seine Eltern zu besuchen und ihren Segen zu empfangen.

Einige Tage darauf empfing Felix in der Kirche den Habit aus der Hand des Guardians, der ihm zugleich eine Obedienz, d. h. ein sogenanntes Gehorsamsschreiben gab, sein Noviziat in demselben Hause abzuhalten. Denn er glaubte dieses dem Hause zu Macerata, zwischen welchen beiden der Provinzial ihm die Wahl gelassen hatte, vorziehen zu müssen, weil er in dem ersteren einen sehr tüchtigen Novizenmeister hatte. Es war am 25. September 1534, als Felix in den Orden aufgenommen wurde.

Der Guardian hatte die Absicht, aus ihm seine Creatur zu machen und ihm den Namen Augustinus zu geben, nach dem

gewöhnlichen Gebrauche der Novizen, den Taufnamen mit einem Klosternamen zu vertauschen, im Falle jener denselben nicht zusagen sollte. Einige riethen dem Felix, sich Michael Angelus, nennen zu lassen, aus Erkenntlichkeit für die Verpflichtung, welche er dem Pater dieses Namen sschulde. Andere waren der Meinung, er solle den Namen Franziskus annehmen, aus Verehrung für den heiligen Stifter des Ordens. Allein er bat den Guardian, ihm den seinigen zu lassen, und so nannte er sich nun Bruder Felix, ein sehr passender Name zu dem Glücke, welches ihn während seines ganzen Lebens begleitete.

Felix nahm den Habit an demselben Wochentage, auf welchem er geboren wurde und auf welchem Clemens VII. starb. Als die Nachricht hiervon nach Ascoli kam, sagte der Guardian lächelnd zu ihm: „Du bist dem Ordensstande an demselben Tage geboren worden, an welchem der Papst der Welt gestorben ist.“

„Ich bin zufriedener“ — antwortete Felix — „das Kleid des heil. Franziskus zu tragen, als Papst zu werden.“

„Dazu wird oft ähnliches Holz genommen“ — entgegnete der Guardian.

Felix studirte während seines Novizenjahres mit angestrengtem Fleiße, sowohl aus natürlichem Hange, als auch weil er von den Mönchen, die sein Talent für die Wissenschaften erkannten, stets aufgemuntert wurde; und er wandte seine Zeit so gut an, daß er bald die lateinische Sprache ebenso leicht und geläufig verstand, sprach und schrieb, wie die italienische. Wahr ist es freilich auch, daß eine so große Anlage zum Studiren von einem kleinen Fehler begleitet war, von dem er Mühe hatte sich zu befreien: dieses war eine Lebendigkeit und Hastigkeit, welche ihn verhinderten, seine Empfindung sogleich zurückzuhalten, wann er glaubte, Unrecht empfangen zu haben; und sie verschaffte ihm bei seinen Mitschülern den Beinamen: Poltergeist.

Da es oft Eifersucht gab zwischen den Brüdern, so fingen einige an, gewisse Dinge zu sagen, welche ihm vielen Verdruß machten. Aber der Guardian, der viel Liebe für ihn hatte, nahm ihn besonders vor und zeigte ihm, daß es sein Interesse erheische, diese kleinen Widersprüche mit Ergebung zu ertragen, damit er sich, um zur Ablegung der Profession zugelassen zu werden, die Stimmen der Conventualen erwerbe. Diesen Wink machte er sich zu Nutze, so daß er Niemanden mehr widersprach; und wurde Profeß am 1. November 1535, erst vierzehn Jahre alt.

Viertes Kapitel.

Denkwürdige Begebenheiten in mehreren Staaten Europa's. Geistreiche Bemerkungen Felixens. Er wird in das Kloster von Macerata geschickt, und von da nach Fermo. Die Brüder schreiben wider ihn an den Provinzial. Er erhält Befehl nach Recanati zu kommen.

Dieses Jahr (1535) war merkwürdig durch die Losreißung Englands von der Kirche. Da Heinrich VIII. von dem Papst Paul III., Nachfolger Clemens VII., kein Breve erhalten konnte, um sich von seiner Gemahlin Katharina von Aragonien, Tochter des Königs Ferdinand, zu scheiden und die Anna Boleyn, seine von ihm bis zur Raserei geliebte Concubine, zu heirathen, so war er über diese Weigerung so erbost, daß er aus eigener Macht die Katharina verstieß und öffentlich jene Schändliche zur Gemahlin nahm. Nun mußten auch mehrere englische Großen sterben, und unter diesen auch Thomas Volsei, Cardinal von York, weil er sich nicht dazu verstehen konnte, die Interessen der Kirche und des Papstes zu verrathen. Nachdem nun auch Heinrich durch ein Edict alle Katholiken aus seinen Staaten verbannt hatte, ließ er sich zum Haupt und ersten Prälaten der Kirche von England erklären.

Während dieser blutigen Unterdrückung der Kirche in England zog Kaiser Karl V. mit einer wohlgerüsteten Armee aus, Tunis zu belagern, und machte sich auch in wenig Tagen zum Herrn davon. Zwanzigtausend christlichen Sklaven gab er die Freiheit wieder, und kehrte dann ruhmvoll und triumphirend nach Italien zurück, wo man diesen Sieg im ganzen Kirchenstaate durch Prozessionen, Gebete und Festlichkeiten feierte. Die Bewohner von Ascoli wollten sich bei dieser Gelegenheit auszeichnen, weil der Bruder ihres Bischofs den Kaiser auf diesem Siegeszuge begleitet hatte, und sie begannen das Fest mit einer glänzenden Prozession aus der Kathedrale in die Kirche des heiligen Franziskus, welche man prächtig ausgeschmückt hatte. Bruder Felix, welcher dem Sakristan zu jenem Zwecke einen Teppich befestigen half, fiel von der Höhe einer ziemlich langen Leiter herab, ohne Schaden gelitten zu haben und sagte, indem er wieder aufstand: „Es ist wahrhaft pläsirlich zu sehen, welche Freude dem Papste die Eroberung von Tunis, wobei er doch eigentlich keinen Gewinn hat, in einer Zeit macht, wo er über den Verlust Englands, das ihm als souveraines Oberhaupt anerkannte, weinen sollte."

Alle solche über sein Alter hinausgehende geistreiche Bemerkungen sammelten sich die Brüder im Gedächtnisse, und sie galten ihnen als Einfälle eines ungewöhnlichen Geistes, der in einem noch so geringen Alter schon den größten Begebenheiten auf den Grund drang. Freilich kam ihm diese Geistesschärfe in der Folge oft theuer zu stehen, und zog ihm mehrfache kleine Unannehmlichkeiten zu.

Um eben diese Zeit (1535) hatten sich die Wiedertäufer zu Herren von der Hauptstadt Westphalens gemacht. Der Bischof von Münster, voll gerechten Zornes gegen diese revolutionairen Ketzer, belagerte sie mit einer ansehnlichen Macht, und nach mehreren zurückgeschlagenen Stürmen wurden die Belagerten so eng eingeschlossen, daß ihnen die Lebensmittel gänzlich abgeschnitten wurden und der Mangel war so hoch gestiegen, daß Hunde, Katzen, Ratten u. s. w. ihr einziges Nahrungsmittel blieben, während an dem Hofe ihres Propheten mit gewohnter morgenländischer Ueppigkeit im größten Ueberflusse geschwelgt wurde. Die Noth zwang endlich die Belagerten, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Der Bischof gab indeß keinen Pardon; er ließ die Stadt, welche den Empörern so lange zum Widerstande gegen ihn gedient hatte, fast gänzlich zerstören, ohne daß die Einwohner, die lebenden Leichen glichen, Kraft genug gehabt hätten, sich der Strenge dieser Züchtigung zu widersetzen. Das Haupt dieser Rotte, welcher sich zu ihrem Könige und Herrn der Stadt hatte wählen lassen, war ein gewisser Johann Bockelsohn aus Leiden, in Holland, (daher auch Johann von Leiden genannt) von sehr niedriger Herkunft; in seiner Jugend hatte er in Frankreich die Schweine gehütet. Indessen besaß er trotz der Niedrigkeit seiner Geburt einen umfassenden Geist und eine Kühnheit, welche ihn Dinge unternehmen ließ, deren Verwegenheit die ganze Welt von ihm sprechen machte, und sein Name würde ebenso ruhmvoll geworden sein, als sein Andenken verabscheut ist, wenn er mit den ihm von Gott verliehenen Talenten einen guten Gebrauch gemacht hätte.

Die Nachricht von dieser Begebenheit ging durch ganz Italien, und die jungen Religiosen des Convents des heil. Franziscus zu Ascoli, unter denen auch Bruder Felix war, machten sie zum Gegenstande ihrer Unterhaltung. Ein Baccalaureus, welcher letztern nicht liebte und ihn die Niedrigkeit seines Herkommens fühlen ließ, so oft sich nur Gelegenheit dazu bot, rief ihn herbei mit den Worten: „Komm, wir sprechen eben von einem deinem Vetter, dem berüchtigten Könige von Münster, Johann von Leiden, der in seiner Kindheit ebenfalls die Schweine gehütet hat, wie du."

„Wenn wir" — entgegnete Felix entrüstet über diese Zusammenstellung — „Vettern sind, Johann von Leiden und ich, weil wir beide die Schweine gehütet haben, so bringt euch die Uebereinstimmung eurer Gesinnungen in eine viel nähere Verwandtschaft."

Als im Jahre 1536 der Provinzial auf Bitten des Guardian, welcher das Haus allzusehr zu belasten befürchtete, die Zahl der Klosterbewohner zu Ascoli vermindern wollte, schickte er einen Befehl (obedientia), drei Studirende austreten zu lassen. Unter diesen war auch Bruder Felix, welcher Befehl erhielt, nach Macerata zu gehen, um dort seine Studien fortzusetzen. Er reiste im Monat April von Ascoli ab, zu derselben Zeit, da der Kaiser von der Belagerung von Tunis wieder zurückkam, welchem in Rom vom Papste und dem heiligen Collegium ein sehr prachtvoller Empfang bereitet wurde, obschon bei dem Volke die Plünderung ihrer Stadt durch die Spanier noch im frischen Andenken war, und es somit diesen Fürsten nicht gern innerhalb seiner Mauern sah. Allein es mußte ebenso, wie der Papst, zum bösen Spiele eine gute Miene machen.

In Macerata blieb Felix nicht lange; sondern da Pater Michael Angelus zum Guardian des Convents zu Fermo ernannt worden war, bat er den Provinzial, den Bruder Felix zu ihm zu schicken; und diese Gunst wurde ihm auf der Stelle bewilligt. Sein Schüler begab sich sogleich dahin und verließ Macerata, um unter einen Guardian zu treten, von dessen Schutz und Freundschaft er versichert war.

Indessen erregte dieses bei einigen der übrigen Brüder ein wenig Eifersucht, da sie ihn um die Gunst, in welcher er stand, beneideten. Am unerträglichsten an ihm war ihnen aber eine Art von Autorität, welche er über sie auszuüben suchte, gleich als wäre er ihr Guardian. Gekränkt über diesen Vorzug des Bruders Felix, schrieben sie Briefe an den Provinzial gegen alle Beide, und beklagten sich bei ihm über die Willfährigkeit ihres Guardians, welcher dem Bruder Felix sogar die Schlüssel zum Schatze und noch andere Aemter übergeben habe. Selten wohne dieser den Exercitien des Hauses bei und mißachte die Weisungen, welche ihm die ersten Ordensmänner über sein Betragen gäben; und da er nur darauf bedacht wäre, einzig dem Guardian Dienste zu leisten, so sei er im Uebrigen dem Hause ganz unnütze. Sie fügten diesen noch andere Klagepunkte bei, welche den Provinzial, da sie ihn an die Dringlichkeit erinnerten, mit welcher der Guardian ihm angelegen

war, um den Bruder Felix zu bekommen, zur Ertheilung des Befehles an Felix bewogen, binnen drei Tagen Fermo zu verlassen und nach Recanati zu gehen.

Der Guardian, wohl wissend, was man gegen ihn an den Provinzial geschrieben hatte, glaubte durch diesen Befehl in seiner Ehre gekränkt, und hatte ihn nicht sobald erhalten, als er schon sich aufmachte, um ihn selbst in Urbino aufzusuchen, in der Hoffnung, ihm den Irrthum zu benehmen, wenn er eine Gegenklage einreichte und eine gerechte Untersuchung gegen die Verläumdung seiner untergebenen Ordensleute von ihm forderte. Aber der Provinzial, ängstlich und in dem Vorurtheile befangen, daß es doch wahr sei, was man ihm mitgetheilt habe, war taub gegen alle Vorstellungen, und der arme Guardian kam nach Fermo verwirrt und niedergeschlagen mit einem zweiten Befehle zurück, ungesäumt den Bruder Felix nach dem Kloster Recanati abgehen zu lassen. Felix nahm eine stolze Miene an gegen Alle, welche er für die Urheber seines Wechsels hielt, und indem er seinen Verdruß vielleicht zu weit trieb, äußerte er unverholen in Gegenwart mehrerer Conventualen, daß er alle die verlache, welche ihm übel wollten.

Diese unüberlegten Worte wurden alsbald an den Guardian in Recanati berichtet, um ihn gleich von vornherein gegen den neuen Bruder einzunehmen. Und in der That empfing dieser ihn auch sehr kalt, und betrachtete ihn die ersten Tage mit sehr ernstem und strengem Blicke. Jedoch beeiferte sich Bruder Felix um so mehr ihm zu gefallen, um dieses Vorurtheil zu vernichten, so daß es ihm am Ende gelang, dessen unbedingte Zuneigung zu gewinnen.

Fünftes Kapitel.

Reise des Papstes nach Nizza. Felix erhält die Schlüssel der Dispense. Er geht nach Ancona. Er tritt öffentlich mit einer Disputation auf. Sein Ruf verbreitet sich. Eifersucht. Absendung nach Osmo. Der Papst in Lucca. Felix reist mit dem Guardian dahin.

Die Legaten hatten eine Zusammenkunft zwischen dem Papste, dem Kaiser und Franz I. in Nizza, einer Stadt in der Provence, welche aber dem Herzog von Savoyen gehörte, angeordnet. Man hatte auch bestimmt, daß das zahlreiche Gefolge der einzelnen Herrschaften verringert und genau bestimmt werde, da es in der kleinen Stadt an Raum dazu mangeln möchte. Es war gegen das Ende des Monats Mai 1538. Welche Mühe sich indessen der Papst auch gab, der diese Reise trotz seines hohen Alters und der Beschwerlichkeit derselben angetreten hatte; so konnte er doch niemals diese beiden Fürsten dahin bewegen, daß sie sich zusammen unter seinen Augen gesprochen hätten.

Sie bewillkommten vielmehr den Papst jeder für sich in einem Dorfe nahe bei Nizza, und nachdem sie einige Tage unterhandelt hatten, reiste jener, unzufrieden mit Beiden, wieder ab, nahm seinen Weg durch Genua, wo er sich einschiffte, und seine Reise durch das Toskanische fortsetzend, gelangte er am 15. Juli in Siena an.

Alle Städte Italiens entvölkerten sich, um sich auf der Durchreise des Papstes wieder zu finden. Der Guardian von Recanati, von gleicher Begierde getrieben, ging ihm mit einigen seiner Ordensmänner drei Tagereisen entgegen, und gab dem Pater Küchenmeister, der ebenfalls die Reise mitmachte, den Befehl, die Schlüssel zur Dispense dem Bruder Felix zu überlassen, weil er den für den treuesten und sparsamsten des ganzen Hauses hielt.

Diese kleine Gelegenheit bewies indessen, daß Gehorsam dem jungen Bruder nicht so natürlich sei, als Befehlen. Die Brüder glaubten bei der Abwesenheit des Guardians sich etwas mehr Freiheit nehmen und kleine Mahlzeiten und Zusammenkünfte halten zu dürfen, in der sicheren Meinung, Felix würde so genau nicht darauf achten und ihnen willig Alles geben, was zu dieser Erheiterung nothwendig sei. Aber sie täuschten sich. Weit entfernt, ihnen etwas Besonderes zu bewilligen, entzog der neue Dispensator ihnen von dem noch, was sie sonst zu erhalten pflegten, und indem er auch noch die Ueberbleibsel ihrer Portio-

nen für eine andere Mahlzeit sammelte, ersparte er dem Hause während der drei Wochen, welche der Guardian abwesend war, mehr als zehn Thaler. Dieser war auch bei seiner Rückkehr über das Benehmen desselben sehr zufrieden und ihm in demselben Maße geneigt, als die Brüder, welche ihn als einen Geizhals behandelten, über ihn erzürnt waren.

Der Pater Vicarius gebot nun Felixen, ihm die Schlüssel wieder zurückzugeben und sein Zimmer zu hüten; dessen er sich jedoch weigerte, weil er die Schlüssel nur von seinem wirklichen Obern empfangen habe und sie auch nur diesem wieder zurückgeben könne, und machte seine Gründe auf solche Weise geltend, daß er auch nicht einmal in seine Zelle eingeschlossen wurde. Dieser Schimpf, den ihm der Vicarius bereiten wollte, erregte in ihm einigen Widerwillen gegen denselben, und als er jenem einmal begegnete, konnte er sich nicht enthalten, zu ihm zu sagen: „er werde ihm die erlittene Kränkung nicht vergessen, wenn er einmal Papst sein werde," worauf der Andere lachend antwortete: „dann muß ich mich schon fügen."

Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte in Recanati sandte ihn 1539 der Provinzial nach Ancona, wo er gegen das Ende Novembers ankam. Der Regens, unter dessen Leitung er seine Studien fortsetzen sollte, hatte ihn schon in Macerata kennen gelernt, und wußte, zu welchen Leistungen er fähig war, und bewies ihm große Liebe und Gewogenheit. Er ermunterte ihn, sich auf eine öffentliche Disputation in der Philosophie vorzubereiten. Felix war innerhalb drei Monaten dazu gerüstet und entsprach der Aufforderung in der eigenen Klosterkirche, in Gegenwart mehrerer Personen von Auszeichnung und vieler angesehenen Männer aus allen Orden.

Ein Dominicaner-Baccalaureus, ein tüchtiger Philosoph, der sein Gegner war, bewunderte seine Lebhaftigkeit und die Schnelligkeit in der genauen Auffassung und Wiederholung der Einwürfe und in der Entfaltung seiner Argumente. Er umarmte ihn und sagte zum Regens: „Wenn dieser junge Mann nicht einst eine große Person werden wird, so müßte ich mich sehr täuschen."

Der Erfolg dieser Disputation machte Aufsehen in der ganzen Stadt und gab öffentlichen Beweis von der Schärfe seines Geistes. Der Dominicaner, darüber entzückt, sprach überall davon mit Bewunderung, so daß mehrere Ordensmänner bewogen wurden, den Bruder Felix zu sehen, unter dem Vorwande, das

Kloster zu besuchen. Und sie waren immer mit vielem Vergnügen über seine Unterhaltung zurückgekehrt, mehr überzeugt durch eigene Erfahrung, als durch Alles, was man von ihm sagen hörte.

Wenn er mit andern Mönchen bei Prozessionen oder Leichenbegängnissen zusammentraf, so machte er sich alsbald an irgend einen, und disputirte mit einer Geschicklichkeit und Anmuth, welche den Doctoren der Theologie, die in der Regel eine solche Art der Disputation mißachteten, die Lust verleidete, seine Herausforderung über die Philosophie anzunehmen, deren höchste Prinzipien er sich ganz zu eigen gemacht hatte.

Seine Studiengenossen, welche seinen Ruf in dem Maße seiner Fortschritte wachsen sahen, bemühten sich aus kleinlicher Eifersucht, diesen wieder zu verdunkeln, indem sie ihn als ruhmsüchtig und vermessen verschrieen, und sich beim Guardian und beim Regens über die Anmaßung und Zudringlichkeit beklagten, mit der er sie fortwährend in Disputationen zu ziehen trachte. Aber diese Klagen brachten gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor, und die Obern schickten sie mit dem Bescheide wieder fort, daß wenn sie dessen Verdienst besäßen, der Verdruß sie keine ähnliche Sprache würde führen lassen.

Diese Intriguen seiner Mitschüler waren ihm um so verächtlicher, je mehr er es sich angelegen sein ließ, sich die Achtung der gelehrten Männer zu erwerben, und die erstern suchten allem Zusammentreffen mit ihm auszuweichen, bis sie es nicht mehr vermeiden konnten, da sie immer den Schimpf hatten, in seiner Gegenwart stumm zu sein; und als Einer von ihnen einmal sein Stillschweigen mit der Aeußerung zu bemänteln suchte, man könne mit einem so für sich eingenommenen Menschen keinen Umgang pflegen, erwiederte Felix: „Es ist wahr, ich habe ebensoviel Muth unter den Gelehrten, als du Gelehrigkeit unter den Unwissenden."

Diese Eifersucht wuchs von Tag zu Tag und zog ihm in der Folge manche böse Händel zu. Denn immer seinen Weg gehend und ihre Klagen verlachend, fand er Vergnügen daran, sie zu ärgern, indem er jeden ihm Begegnenden mit spöttischer Miene fragte: «Visne disputare mecum[1])?» Natürlich suchten diese nun auch alle Mittel auf, um sich für den beleidigenden Schimpf

---

1) Willst du mir disputiren?

zu rächen. Ihre Empfindlichkeit ließen sie täglich an ihm aus, indem sie ihn bald eine Sache, die er eben sehr nöthig hatte, suchen ließen, bald ihm die Thüre vor der Nase zuschlossen, wenn er bei ihnen eintreten wollte, und ähnliche kleine Verdrießlichkeiten bereiteten; und dies Alles trotz Verbot und Strafe von Seiten der Superioren.

Eines Tages beschlossen sie unter sich, daß Jeder, welcher ihm begegnete, ihn an seine Herkunft erinnern sollte, um, wie sie meinten, seine Eitelkeit etwas zu demüthigen.

Obschon nun auch der Bruder Felix sich durch seine arme und niedrige Geburt durchaus nicht für entehrt hielt, so zerriß doch eine solche Art von Beleidigung seine Geduld, so daß er sich darüber beim Guardian beklagte, welcher auch jenen bei strenger Strafe verbot, diese Vorwürfe zu wiederholen. Eine Zeitlang gehorchten sie wohl diesem Befehle, als aber gegen das Ende des Jahres 1540 auf seiner Visitationsreise der Provinzial nach Ancona kam, begannen sie ihre Neckereien und Spottreden über seine Geburt von Neuem. Der Provinzial sah es wohl ein, daß es schwer sein werde, den Frieden und die Eintracht unter diesen jungen Ordensbrüdern wieder herzustellen und zu erhalten, und so ließ er drei von ihnen austreten, welche er zur Fortsetzung ihrer Studien nach Osmo schickte, unter ihnen war auch der arme Felix.

Zwar lautete die Ordre ausdrücklich, binnen drei Tagen abzugehen; allein Felix wußte sich einen Monat Verzug zu verschaffen zum großen Aerger der beiden Anderen, welche gezwungen waren, innerhalb zwei Tagen zu gehorchen. Diesen Aufschub hatte er durch seinen Guardian beim Provinzial erwirkt, um bei einer in kurzer Zeit bevorstehenden öffentlichen Disputation über gegebene Thesen sich betheiligen zu können. Sie sollte in dem Hause der Väter der von Ignaz von Loyola gestifteten und in diesem Jahre von Paul III. bestätigten Gesellschaft Jesu abgehalten werden. Man hatte Ancona zum Schauplatz dieser Feierlichkeit gewählt, weil zwei berühmte Mitglieder dieses neuen Ordens von da gebürtig waren, von denen einer, bekannt mit den ausserordentlichen Fähigkeiten des Bruders Felix, ihm den Vorschlag machte, gegen einen von seinen Schülern aufzutreten. Das war ein Festtag für Felix. Noch vor Ablauf des Monats, der ihm noch zum Aufschub der Abreise gestattet war, erhielt er Empfehlungsbriefe an den Provinzial, um diesen zu vermögen, ihm seinen Aufenthalt in Ancona bis zum Ende des Winters zu

verlängern; allein nur noch acht Tage waren alles, was dieser ihm bewilligte; und so mußte er im Anfang des Jahres 1541 abreisen. Er machte den Weg in Begleitung eines Predigers, welcher in jener Gegend seine Mission hatte, und mußte unterwegs viel von Regen und schlechtem Wetter leiden.

Der Guardian in Osmo, sein Landsmann, nahm ihn mit Freundschaft auf, ließ ihn seine auf der Reise durchnäßten Kleider wechseln und empfahl ihn seinem neuen Regens, der neugierig war, ihn kennen zu lernen ob des vielen Guten und Bösen, was man von ihm hatte sagen hören. Denn man hatte ihn zu gleicher Zeit als einen jungen Menschen mit herrlichen vielversprechenden Anlagen, und doch auch als halsstarrig und unfolgsam geschildert.

Allein Felix rechtfertigte sich bald und gewann in kurzer Zeit die Achtung aller derer wieder, welche ein Vorurtheil gegen ihn gefaßt hatten, und das in einem solchen Grade, daß sie, wenn er sich bemühte, ihnen einen Dienst zu thun, denselben nicht gestatteten, vielmehr ihn aufforderten, seine ganzen Kräfte dem Studiren zuzuwenden, ihn versichernd, daß er unfehlbar einer der gelehrtesten Männer ihres Ordens werden würde.

Unter mehreren andern Gründen, welche ihm den Aufenthalt in diesem Hause angenehm machten, war die Gelegenheit, den Papst und den Kaiser zu sehen, nicht der geringste. Die Sache war diese.

Der Reichstag zu Regensburg war zu Ende. Der Kaiser, fest entschlossen, seinen Plan auf Algier auszuführen, brach von Deutschland auf nach Italien. Diese Gelegenheit wollte er nicht vorübergehen lassen, ohne mit dem Papst eine Zusammenkunft über höchst wichtige Angelegenheiten zu haben. Die Conferenz zwischen beiden Mächten fand nun in Lucca statt. Es wurde dort hauptsächlich über die Zusammenberufung eines allgemeinen Concils, welches Sr. Heiligkeit besonders am Herzen lag, berathen.

Nachdem also der Papst zu Rom den Cardinal Rudolph Pius von Carpi, Protector des Ordens vom heil. Franziscus, in der Eigenschaft eines Legaten zurückgelassen hatte, reiste er im Monat Juli ab, trotz des Widerrathens der Aerzte und des größten Theiles der Cardinäle, wegen seines hohen Alters. Aber dieser Hohepriester zog das öffentliche Wohl seiner Gesundheit und seiner Ruhe vor, machte sich auf den Weg und langte fünf Tage

nach der Ankunft des Kaisers, welcher ihm vorausgeeilt war, und ihm drei Besuche gegen einen abstattete, in Lucca an.

Der Guardian hatte von dieser Reise durch einen seiner Ordensbrüder, welcher dem Papste nachreiste, um ihn in Lucca zu sehen, Nachricht erhalten und brannte von nicht geringerer Begierde, den heiligen Vater kennen zu lernen. Kaum hatte er seine Absicht erklärt, so verdoppelten alle Brüder, von denen jeder strebte, ihm als Reisegefährte zu dienen, ihre Aufmerksamkeit und ihren Gehorsam gegen ihn.

Der Bruder Felix erhielt den Vorzug, sei es, weil seine Bitten die inständigsten und heißesten, und seine vorgebrachten Gründe die überwiegendsten waren, sei es auch, daß die Neigung des Guardian zu seinen Gunsten entschieden hatte. Diese Wahl verursachte dem Felix eine unbeschreibliche Freude bei dem Gedanken, seine Sehnsucht, einmal außerordentliche Personen sehen zu können, nun vollkommen zu befriedigen; eine Sehnsucht, die schon in seiner zarten Kindheit ihn ergriffen hatte.

Der Aerger der Brüder über den Guardian ging auch auf den armen Felix über, so daß sie sich nicht enthalten konnten, bei seinem Anblicke spöttisch zu bemerken: „Das ist der, welcher schön genug ist, um den Papst zu sehen." Schnell bereit zu jeder Antwort entgegnete Felix, wenn er dieses hörte: „Ich will eine Abbildung holen von der Päpstlichkeit, um ein wenig zu sehen, wie ich mir dieselbe anpassen werde."

Wegen der Schwierigkeit und Ungemächlichkeit der Logis blieben sie nur drei Tage in Lucca. Unterdessen beobachtete Felix aber mit seinem durchdringenden Geiste die Bewegungen der Prälaten und Hofleute, welche den Papst umgaben, und er ging bei Beobachtung ihrer Sitten, Hofgebräuche 2c. so sehr in das Einzelne ein, daß er zur Tiara geboren zu sein schien. Eines Tages, als er mit dem Guardian und seinem Gefährten zu Tische saß, that er so viele Fragen an diese über die Person des Papstes, daß der Gefährte sich nicht enthalten konnte, auszurufen: „Ich glaube wahrhaftig, du hast Lust, Papst zu werden." — „„Ich bin ja noch jung genug, um es werden zu können,"" — antwortete er lächelnd; — „„wenn mich indessen die Vorsehung zu dieser Würde erheben würde, so fühle ich Muth genug, sie gern anzunehmen, in der Hoffnung, daß sie mich nicht im Stiche lassen werde.""

Bei seiner Rückkehr traf ihn einmal ein gewisser Baccalaureus mit mehreren andern Ordensbrüdern auf dem Zimmer des Guar-

dians, und indem er ihm eine große Verbeugung machte, sagte er spöttisch lächelnd zu ihm: „Seitdem du Seine Heiligkeit gesehen hast, fühlst du den Papst schon ganz in dir.“ Felix entgegnete hierauf in demselben Tone: „„Wenn du schon so viel Verdruß darüber hast, daß ich den Papst nur gesehen habe, wie groß wird er dann erst sein, wenn du mich seinen Platz wirst ausfüllen sehen.““

Zweites Buch.

Der Mönch.

Erstes Kapitel.

Beklagenswerthe Zustände in der Christenheit. Apostasie eines Servitenmönches und eines Baccalaureus aus dem Franziskanerorden, welche auch den Bruder Felix zu verführen suchen. Tod Jacobs V., Königs von Schottland. Felix verläßt freiwillig Osmo und wählt Ancona. Abermalige Gelegenheit, den Papst zu sehen. Erhält Befehl, wieder nach Urbino zu gehen. Genugthuung.

Die Ungläubigen machten sich in diesem Jahre (1541) zu Herrn von Allem, was den Christen nach dem Tode des Königs Johann im Königreiche Ungarn noch übrig geblieben war; und ein blutiger Krieg zwischen dem Kaiser Ferdinand und dem Sultan Soliman war das Erbtheil, welches Johann der Christenheit hinterlassen hatte. Auf der andern Seite erneuerte Franz I. wider die Protestanten die strengen Edicte, welche seit dem Jahre 1534 gegen sie erlassen waren. Alle diese Ereignisse waren um so verderblicher für Europa, als der Kaiser zur selben Zeit auch die Eroberung Algiers wieder unternahm, wohin er wider den Rath des Papstes gerade zur ungünstigsten Jahreszeit aufbrach. Der Sturm vernichtete die ganze Flotte, welche auf der afrikanischen Küste schon allgemeines Schrecken verbreitete. Aber durch diesen Schiffbruch wieder sicher gemacht, ermordeten die Araber Alles, was der Wuth der Wellen entronnen war. Der Kaiser kehrte wieder nach Spanien zurück, voll Verdruß über einen solchen, seine großen Hoffnungen beschämenden und seinen Ruhm verdunkelnden Ausgang der Expedition.

Diese Unglücksfälle, welche das christliche Europa in Besorgniß setzten, wurden noch vermehrt durch den Fortgang der großen Kirchenspaltung, und unter andern fiel auch in der Romagna ein Servitenmönch, weiß Gott wegen welches Verdrußes, den er vom Superior erfahren, ab und suchte noch andere Mönche zu verführen, um sie nach Frankreich zu bringen, wo er eine seinem Unglauben zusagende Partei zu finden hoffte.

Dieser hatte in dem Franziskanerkloster zu Osmo einen Stiefbruder, der Baccalaureus war, fessellos an Sinn und gefährlich durch Beispiel unter den Brüdern. Er hatte diesem

nicht alsobald seinen Entschluß, nach Frankreich zu fliehen, mitgetheilt, als er ihm auch schon beigetreten war. Da dieser Baccalaureus zuweilen mit dem Bruder Felix ausging, so ergriff er auch eines Tages die Gelegenheit, sich ihm als Begleiter beizugesellen, und führte ihn in einen nahe bei der Stadt gelegenen Garten spazieren, wo jener Servitenmönch ihm ein Rendezvous auf den ersten April 1542 bestimmt hatte. Er fand sich auch pünktlich auf dem bezeichneten Platze ein. Der Baccalaureus suchte nun auf dem ganzen Wege hin den Felix zur Theilnahme an ihrem Unternehmen zu disponiren, ohne jedoch seine eigentliche Absicht zu verrathen. Er schilderte Frankreich mit den reizendsten Farben und vergrößerte dagegen die schlechte Lage der Geistlichen in Italien, wo man Niemanden fände, der uneigennützig genug sei, das edle Streben eines jungen Menschen zu unterstützen, welcher, fähig zu großen Thaten, sich durch eigenes Verdienst erheben könne. Weiter mochte er sich nicht erklären, bis er mit seinem Bruder, der ihn mit Ungeduld erwartete, zusammengetroffen sein würde.

Anfangs mißtraute Felix schon dieser Rede, als er aber des Reisegepäckes des Baccalaureus, welches dieser in jenen Garten hatte schaffen lassen, ansichtig wurde, überzeugte er sich, daß dieser Spaziergang nur der Vorwand zu irgend einem wichtigen Vorhaben sei. Nachdem beide Brüder einige Minuten miteinander allein gesprochen hatten, zogen sie den Bruder Felix wieder mit in ihre Unterredung und ließen das Gespräch auf die Vortheile fallen, welche der Aufenthalt in einem so freien Lande, als Frankreich sei, gewähre. Sie rückten nun mit ihrer eigentlichen Absicht hervor, und boten Alles auf, ihn zum Entweichen mit ihnen zu bewegen, mit der Versicherung, daß sich dort gewiß augenblicklich eine Gelegenheit finden werde, seine so wohl verdiente Anerkennung zu erhalten und sein Glück durch alle Grade des Ordens zu machen.

Diese Sprache machte anfangs den Bruder Felix ein wenig wankend, aber als er sich bald zu seinem Glücke erinnerte, daß er Geist und Vernunft besitze, widerstand er dieser gefährlichen Lockung mit einer großen Festigkeit, und nach einem Augenblicke des Nachdenkens machte er seinerseits alle Anstrengungen, diese Unglücklichen von ihrem verzweifelten Unternehmen wieder abzubringen, insbesondere seinen Begleiter. Aber je mehr er sprach, desto mehr überzeugte er sich von dessen Verhärtung; und nun wurde er auch bei fernerem Nachdenken mit Staunen inne, welch eine schlechte Meinung der Baccalaureus von ihm gehabt hatte, daß er ihn für fähig halten konnte, sich für ein so elendes und trauriges Beginnen ge-

winnen zu lassen. Besorgend, daß sie ihm Gewalt anthun könnten entrann er ihren Händen und erreichte mit großen Schritten sein Kloster wieder. Die beiden andern indessen wollten mit dessen Verfolgung ihre Zeit nicht verlieren, sondern schlugen einen andern Weg ein, und reisten nun während des noch übrigen Tages mit aller Klugheit und Vorsicht, welche nöthig war, ihre Flucht zu begünstigen, und ohne welche man sie gewiß auch wieder erwischt haben würde. Der Bruder Felix hatte indessen den Guardian eiligst von deren Entweichung benachrichtigt, welcher ihnen einige Sbirren auf dem Fuße nachsandte. Diese hatten aber ihre Maßregeln so gut getroffen, daß alle Nachforschungen und Anstrengungen unnütz waren.

In eben diesem Jahre starb Jacob V., König von Schottland, ohne männliche Leibeserben, und hinterließ seine Krone seiner Tochter Maria. Sie vermählte sich bald nachher mit Franz II., Könige von Frankreich, eine Heirath, welche Veranlassung zu großen Wirren in England gab, von denen man in Gegenwart des Bruders Felix niemals sprach, ohne daß er das Unglück dieses armen Königreichs beklagte. Und als er Papst geworden war, hörte man ihn, so oft er nur böse Nachrichten aus diesem unglücklichen Lande empfing, stets sagen, daß ihm gleich damals der Tod des Königs Jacob und dessen Nachfolge auf dem Throne durch eine junge Prinzessin nichts Gutes verheißen, und daß er im Gegentheile schlechte Vorbedeutungen daraus geschlossen habe.

Der Aufenthalt in Osmo hatte übrigens für Felix nichts Angenehmes, sei es, daß ihm das Haus mißfiel, sei es, daß er zu wenig Zeit hatte zum Studiren. Er schrieb kurz vor der Versammlung des Kapitels, welche auf den folgenden Monat September in Ascoli angekündigt war, an einen Freund, um für ihn von dem Pater Provinzial eine Wohnungsveränderung und eine Anweisung nach Ancona, Urbino oder Ascoli zu erwirken. Er war so wohl bedient, daß man ihm nicht bloß eine solche schickte, sondern auch ihm sogar die Ausfüllung des Namens desjenigen Ortes, welchen er am liebsten wählen möchte, selbst überließ. Diese Zusage rührte unsern Felix auf das Tiefste, so daß er sich ihrer während seines ganzen Lebens erinnerte als einer der größten Gunstbezeugungen, welche je ihm der Orden in einem Zeitraume von fünfundzwanzig Jahren bewilligt habe, und am meisten, da er noch unter der Zahl der Brüder war.

Sobald er diese angenehme Obedienz erhalten hatte, wählte er das Kloster zu Ascoli, sowohl weil der Aufenthalt daselbst ihm

gefiel, als auch um seinen Neidern zu zeigen, daß er Vertrauen auf sich selbst genug habe, um in einen Convent zurückzukehren, aus dem man ihn schimpflich vertrieben hatte. Er begab sich gegen Ende des Octobers dahin, und seine alten Freunde empfingen ihn mit eben so vieler Freude, als seine Feinde mit Verdruß.

Hier bekam er abermals Gelegenheit, den Papst zu sehen. Dieser hatte sich nämlich entschlossen, den ganzen Kirchenstaat zu bereisen, und fuhr Anfangs März 1543 von Rom ab. Er wurde in Ancona mit all dem Pompe empfangen, welcher einem souverainen ersten Kirchenfürsten gebührt, und verweilte daselbst acht Tage. Bruder Felix, welcher sich seit einiger Zeit vorbereitete, in der Kirche des heil. Franziskus auf dem Feste Mariä Verkündigung zu predigen, wurde vom Guardian aufmerksam gemacht, sich lieber nicht einer Beschämung auszusetzen, wenn er seiner Sache nicht ganz sicher sei, und nicht Dreistigkeit genug fühle; denn außer einem großen Zusammenströmen des Volkes würden sich auch mehrere Prälaten aus dem Gefolge des Papstes einfinden, deren größter Theil im Kloster einlogirt war, um Zeuge dieser Feier zu sein. Aber Felix antwortete mit großer Sicherheit, daß er, weit entfernt, ein so ruhmwürdiges, prächtiges Auditorium zu fürchten, sich vielmehr dadurch ermuthigt fühle, und dies noch mehr, wenn er sich sogar schmeicheln dürfte, den Papst selbst in seiner Predigt zu sehen. Und in der That trug er seine Schuld mit solcher Anmuth und so vieler Leichtigkeit und Lebendigkeit ab, daß man Mühe hatte, dieses für seinen ersten Versuch zu halten. Einer der ersten Prälaten, welcher begierig war, sich nach Tische mit ihm zu unterhalten und mit ihm über das Weitere der Gegenstände sprach, welche er in seiner Rede abgehandelt hatte, war so entzückt von seiner Unterredung, daß er zu ihm sagte: „Sie sollten bald Cardinal sein, wenn ich Papst wäre."

Der Guardian von Ancona war ebenfalls sehr eingenommen von der Schönheit und dem guten Erfolge dieser Arbeit, und ließ Felixen, um ihm seine Freude darüber zu bezeugen, im Refectore eine Extraportion Essen reichen, dispensirte die Gesellschaft vom Stillschweigen und trank auf das Wohl des neuen Predigers. Dieser fühlte sich sehr zu Danke verpflichtet für alle die Lobeserhebungen, welche ihm sowohl über die Sätze, die er ehedem in derselben Stadt vertheidigt hatte, als über seine Rede von allen Seiten gespendet wurden. Er werde ewig das Andenken an ein Haus in sich bewahren, welches ihm so große Vortheile gewährt habe, und er würde sein ganzes Leben lang der Schuldner derjenigen sein, die ihm die Mittel zu seinen Fortschritten erleichtert hätten.

Diese gefühlvollen Aeußerungen erwarben ihm zu Ancona den Ruf eines ausgezeichneten Menschen und eines Talentes ersten Ranges. Da er indessen wieder einige kleine Zänkereien mit mehreren Brüdern bekam, schickte ihm der Provinzial einen Befehl, im Anfange des Jahres 1544 sich nach Urbino zu begeben. Hier fand er mehr Anerkennung, als er erwartet hatte, und viele Gelegenheiten, seine Geistesüberlegenheit geltend zu machen. Unter andern wurde dort bei Gelegenheit eines daselbst abgehaltenen Provinzial-Kapitels der Augustiner eine öffentliche Disputation über Gegenstände aus der Philosophie und Theologie angestellt, in welcher Felix gegen den gelehrtesten und gewandtesten Baccalaureus jenes Ordens auftrat, obschon sein Guardian, welcher wegen des Rufes seines Gegners für ihn einen schlechten Ausgang befürchtete, viele Schwierigkeiten machte, ehe er ihm diesen Kampf erlaubte. Allein Felix trieb seinen Gegner so in die Enge und machte ihn so verwirrt, daß der Guardian erstaunte und sein geringes Vertrauen selbst mißbilligte.

Zweites Kapitel.

Felix wird zum Priester geweiht. Erlangt den Grad eines Baccalaureus. Nimmt den Namen Montalto an. Hält sich zu Jesi auf. Controverspredigt gegen Luther. Der Provinzial schickt ihn nach Fermo, um den Doctorhut zu empfangen. Aufschub. Er predigt in der Campagna. Erhält endlich in Fermo den Doctorgrad. Dedicirt seine Theses dem Cardinal Carpi. Auftreten im General-Kapitel.

Felix schrieb an seinen Provinzial, um von ihm die Erlaubniß zum Empfange der letzten Weihe zu erwirken, und brachte als Grund dazu den Mangel an Priestern in jenem Kloster vor. Allein dieser empfahl ihm, an seine Studien zu denken, und er wolle sich bei seiner Visitations-Reise erst überzeugen, ob er sich auch des Priesterthumes würdig gemacht habe. Nach über sein Betragen und seine Persönlichkeit angestellten ernster Untersuchung verzieh ihm der Provinzial in Betracht seiner guten Eigenschaften jene kleinen, aus seinem Temperament hervorgehenden Fehler, gab ihm ein Dimissoriale, und so wurde er zum Priester geweiht im Juni 1545.

Zu gleicher Zeit empfing er auch den Grad eines Baccalaureus, nachdem er aber erst einige Schwierigkeiten hatte überwinden müssen, und las nun an dem Feste der Heimsuchung Mariä feier-

lich seine erste heilige Messe, nach deren Beendigung sein Regens ihm öffentlich Lob ertheilte.

Bemerkenswerth ist, daß er sich gleich nach dem Empfange der Priesterweihe Montalto nennen ließ, wogegen der Name Peretti, welcher doch sein eigentlicher Familienname war, selten unter den Brüdern gehört wurde.

Nach der vom Bischof der Diöcese, in welcher ihm eine Mission gegeben war, erlangten Erlaubniß begann er seinen ersten Fastencursus. Allein bei dieser Gelegenheit zog er sich einen Handel zu, welcher seiner sonstigen Klugheit und Vorsicht eben keine Ehre machte, und ihm auch wenig Vortheil brachte. Er predigte nämlich am ersten Sonntage des Monates Mai 1546 in der Franziskanerkirche zu Jesi, zu einer Zeit, wo man in ganz Europa von nichts Anderem sprach, als von dem am 5. Februar desselben Jahres erfolgten Tode Luthers. In jener Rede nun ereiferte er sich so heftig gegen jenen Häresiarchen, daß er, ohne es zu überlegen oder es zu wollen, den ganzen Orden der Augustiner, dessen Mitglied bekanntlich Luther gewesen war, beschimpfte. Ein Doctor dieses Ordens, der unter seinen Zuhörern sich befunden, war von dieser Predigt so beleidigt, daß er nach Rom ging und sich bei dem Bischof jener Diöcese beschwerte. Montalto wurde verurtheilt, in einer andern Predigt diese Beleidigung zu widerrufen. Er fügte sich zwar ungern diesem Urtheilsspruche, indessen leistete er endlich doch den Augustinern am Tage des heil. Franziskus Genugthuung auf eine Weise, wodurch er, ohne seinem Ansehen etwas zu vergeben, das jenem Orden angethane Unrecht vollkommen wieder gut machte.

Um diese Zeit kam der Provinzial zur Visitation nach Jesi, und da sein Secretär krank geworden war, nahm er an dessen Stelle Montalto an. In dieser Eigenschaft blieb er bei dem Provinzial zwei Monate lang in Macerata, von wo er wieder nach Fermo zu gehen wünschte, um den Doctorgrad zu erwerben. Er bat in einem Schreiben den Provinzial hierzu um Erlaubniß und ließ sein Gesuch durch die Bitten einiger einflußreicher Männer unterstützen; und in Folge dessen sandte ihn derselbe an jenen Ort, weil daselbst eine Universität war. Er kam im Juni 1547 dort an.

Während fünf Monaten hielt er hier auf der Kanzel und in der Schule mehrere Vorträge, welche Zeugniß gaben, daß er des Doctorhutes ganz würdig sei. Indessen war der Provinzial im October dahin gekommen, um einige Doctoren zu creiren, unter deren Zahl aber der arme Montalto noch nicht war; sondern er

mußte sich vertrösten bis auf ein anderes Mal, obschon er unter vieren, die sich dazu stellten, das Examen am besten bestanden hatte. Er betrachtete diese Zurücksetzung als einen Schimpf, und konnte sich nicht erwehren, dieses die neuen Doctoren, so wie den, welcher ihnen die Würde verliehen hatte, fühlen zu lassen. Ja er wollte sogar nach Rom reisen, um sich dort zu beklagen; da er aber hierzu eines Gehorsamsbriefes, ohne welchen ihn der General als Vagabunden behandelt haben würde, bedurfte, so rieth man ihm zur Geduld; und als endlich ihm noch Jemand bemerklich machte, daß in Rücksicht seiner der Provinzial nach Befehlen gehandelt und blos den Willen des Generals befolgt habe, so tröstete er sich mit der Hoffnung, daß die Ehre und die Gerechtigkeit, welche man ihm bis dahin verweigert habe, nur auf ein paar Monate würden aufgeschoben werden.

Der Bischof von Fermo, hatte trotz der Intriguen der Brüder, welche ihn in der Gunst dieses Prälaten zu stürzen suchten, dem Pater Montalto eine Mission gegeben, um in einer Burg nahe bei der Stadt während der Fastenzeit zu predigen. Er erfüllte seine Pflicht so gut und so zur Zufriedenheit des Bischofs, daß ihm dieser, als er ihm nach der Rückkehr von seiner Mission einen Besuch abstattete, alsobald für die nächste Fasten die Kanzel in der Cathedrale selbst übertrug.

Er fand in Fermo, wohin er nach Ostern zurückkehrte, eine Ordre und einen Brief vom Provinzial, wodurch er aufgefordert wurde, sich auf einen öffentlichen im General-Kapitel, welches in nächster Zeit zu Assisi abgehalten werden sollte, stattfindenden Wettkampf bereit zu halten. Seine engeren Freunde hatten ihm im Vertrauen gesagt, daß das Definitorium für diese ruhmvolle Handlung die Augen auf ihn geworfen habe, und daß sich alle anderen Theologen vor der Ehre dieser Auszeichnung gefürchtet hätten. Er empfand eine geheime Freude, als er sah, daß er seinem Orden bei dieser Gelegenheit nützlich werden könnte; aber eine kleine Empfindlichkeit, die er wegen des Vorgefallenen nicht unterdrücken konnte, ließ ihn erst dem Provinzial antworten, daß, weil man ihn der Würde des Doctorats noch nicht für werth gehalten habe, er mit schlechtem Erfolge das Interesse und den Ruhm des Ordens bei einer so öffentlichen und glänzenden Gelegenheit würde vertreten können. Der Provinzial, diesen Wink wohl verstehend, bedeutete ihm, daß ihm der Doctorhut nicht fehlen könne, und daß er sich einzig und allein die Vorbereitung zum Kapitel angelegen sein lassen solle. Wirklich kam dieser auch kurz darauf nach Fermo mit

allen zu dieser Ceremonie nöthigen Vollmachten versehen, und begleitet von zwei Assistenten. Nachdem er Montalto nur der Form wegen examinirt hatte, gab er ihm den Doctorring in Gegenwart einer großen Anzahl von Laien und Ordensleuten der Stadt, angezogen durch die Neugierde, Montalto's Inaugurationsrede zu hören, die diesmal aber das Gewöhnliche nicht überstieg.

Sobald als er sich mit jener Würde bekleidet sah, welche die Brüder unter sich als das Zeichen eines großen Standesunterschied's betrachten, dachte er nun daran, seine Theses drucken zu lassen und sie dem Cardinal-Protector des Ordens, welcher in dieser Eigenschaft dem General-Kapitel präsidiren mußte, zu dediciren. Dieser war der Cardinal Rudolpho Pio de Carpi, zu jener Zeit einer der geachtetsten Cardinäle des ganzen heiligen Collegiums, welchen Papst Paul III. eben deßhalb während seiner Abwesenheit zum Legatus a Latere in Rom ernannte.

Da Montalto erfuhr, daß dieser Prälat ein von jeder Art des Ehrgeizes freier Mann wäre, und daß seine Bescheidenheit durch Lobhudeleien und Schmeicheleien, mit denen man gewöhnlich dergleichen Dedicationsbriefe anzufüllen pflegte, verletzt würde, so wandte er dieselben in seiner Zueignung an den Cardinal mit vieler Zurückhaltung an, was ihm zu großem Vortheile gereichte.

Als das Kapitel angekündigt war, reiste er in Begleitung mehrerer angesehenen Religiosen dahin ab und kam an eben demselben Tage in Carpi an, an dem der Cardinal Carpi eintraf. Er hielt es für dienlich, demselben bei seiner Ankunft die Aufwartung zu machen und seine Theses im Besondern zu überreichen. Um aber sich eines günstigen Zutrittes zu versichern, besuchte er inzwischen erst den Signore Sigismund Bossius, seinen Secretär, welcher ihn seinem Herrn vorstellte, und ihm alle Begünstigungen verschaffte, die er in dieser ersten Audienz nur hoffen konnte.

Es entstand über die Aemter des Kapitels etwas Zänkerei und die Parteien stritten unter sich um den Vorrang. Montalto wollte vor einem andern Doctor auftreten, welcher ihm dieses streitig machte, weil er aus der Diöcese, in der das Kapitel gehalten wurde, Montalto aber ein Fremder wäre. Diesem entgegnete jedoch Montalto, daß in einem General-Kapitel, wo alle Nationen des Ordens versammelt seien, man keine Rücksicht nehmen könne auf den Ort der Geburt und daß, wenn er vor ihm Doctor gewesen sei, er die Disputation beginnen, oder in sein Kloster zurückkehren werde, ohne die Theses zu vertheidigen.

Der größte Theil der Versammlung schlug sich nun auf die eine

oder die andere Seite; indessen merkte Montalto, daß trotz seiner Gründe fast alle Definitores sich auf die Seite seines Gegners neigten, und so wagte er es sich darauf zu stützen, daß schon die bloße Achtung vor dem, welchem er seine Theses gewidmet habe, hinreichend sein müsse, ihm den Vorrang zu verschaffen. Diesem letzten Grunde unterwarf sich der andere unter der Bedingung, daß der Cardinal-Patron seine Ehrerbietigkeit annehme; allein seine allbekannte Bescheidenheit machte den Cardinal zu Gunsten des letztern entscheiden, und indem er den Montalto zu sich kommen ließ, bewog er ihn, mit dem zweiten Platze vorlieb zu nehmen.

Seine Folgsamkeit wurde mit dem Gewinne belohnt, daß er über alle, welche Reden hielten, den Sieg davon trug, und wenn er bei der Disputation auch nur den zweiten Rang hatte, so erhielt er doch den ersten im Ruhme dieses Tages. Denn heute, wo er in Gegenwart des Cardinal-Protectors seine Theses vertheidigte, erwarb er sich die Bewunderung einer zahllosen Menge von Personen aus allen Ständen in der Stadt und vom Lande durch die Lebendigkeit seines Vortrags und Gegenwart des Geistes, verbunden mit einem wunderbaren Gedächtniß, und einem reifen und tiefem Urtheile.

Er beeiferte sich insbesondere zu disputiren gegen einen gewissen Pater aus Calabrien, Namens Marcus Antonius, erstem Professor der Theologie im Convente zu Perugia, ein in der Schule ausgezeichneter Mann, dessen bloßer Name alle Männer von Fach erzittern machte. Allein weit entfernt, einen so gefürchteten Gegner zu scheuen, trieb Montalto ihn so in die Enge, daß er Mühe hatte, mit Aufbietung aller seiner Kräfte den Sieg zwischen beiden unentschieden zu halten.

Um dem Pater Montalto zu zeigen, wie hoch er sein Talent und seine Gelehrsamkeit schätze, zog der Cardinal ihn am Abende desselben Tages zur Tafel und gab ihm während der ganzen Dauer des Kapitels vielfache Beweise seines Wohlwollens. Um so inniger schloß sich nun Montalto an den Secretär des Cardinals, Sigismund Bossius, und beide arbeiteten von jetzt an gemeinschaftlich an seiner Erhebung.

Drittes Kapitel.

Abermaliger Aufenthalt des Montalto in Ascoli. Er läßt sich verleiten, wider seinen Provinzial an den Pater General zu schreiben. Zwiespalt zwischen beiden. Es wird ein Commissarius geschickt, um einen Prozeß gegen ihn einzuleiten. Seine Vertheidigung und Protestation gegen die Instruction seines Prozesses. Erhält Befehl, in zwei Tagen von Ascoli abzureisen. Er entschließt sich, nach Rom zu gehen und an den Pater General zu appeliren. Die Nachricht des Todes Pauls III. ändert sein Vorhaben. Fortgang seines Prozesses. Der Cardinal Carpi verwendet sich für ihn beim General. Erfolg.

Als besondere Gnade erhielt er die Erlaubniß vom Cardinal, nach Beendigung des Kapitels sich nach Ascoli zu begeben und in demselben Hause, in welchem er lesen gelernt hatte, nun als Doctor der Theologie aufzutreten. Hierher ließ er nun auch einige seiner Angehörigen kommen, und weit entfernt, sich ihrer Armuth zu schämen, machte er sich im Gegentheile vor Andern eine Ehre daraus. Diese Demuth blieb ihm später selbst als regierendem Papste noch eigen. Denn als man einstens von den erlauchten Häusern Italiens redete, äußerte er, daß wohl nie ein Papst einem durchlauchtigeren Hause angehört habe, als er. „Mein Haus" — sprach er lächelnd — „war halb offen; die Mauern waren von alten, zum Theil zerbrochenen Binsen; die Sonne konnte es von allen Seiten durchleuchten. Kann ich daher mich wohl nicht mit Recht rühmen, aus einem der durchlauchtigsten Häuser Europa's zu stammen?"

Auf ähnliche Weise beschämte er den Dünkel mancher Ordensleute, welche, statt die Welt zu verachten, sich vielmehr lieber dessen rühmten, was sie in der Welt gewesen waren, als der Heiligkeit ihres Standes, dem sie was Wunder für eine Ehre erwiesen zu haben glaubten, wenn sie ihm den nichtigen Glanz ihrer Geburt geopfert hatten. Montalto im Gegentheil zog Vortheil aus dem, was sie mit Sorgfalt zu verbergen suchten, und er gehört unter die wenigen großen Männer, welche einen Stolz setzten in die Niedrigkeit ihrer Geburt.

Diese Demuth hinderte ihn aber durchaus nicht stolz zu sein gegen jene, welche ihn etwa geringschätzend behandelten; und so ließ er sich zuweilen vom Zorne ergreifen ob der Witzeleien, welche die Brüder (wie wir oben gesehen haben) über die Familie „Mais" gegen ihn vorbrachten. Indessen trotz dieser natürlichen Lebhaftigkeit beherrschte sich doch Niemand besser als er, wenn er es für nothwendig hielt, seine Empfindlichkeit zu unterdrücken.

Leider wandelte ihn in Ascoli die Lust an, sich an seinem Provinzial zu rächen; und es bot sich auch bald eine Veranlassung dazu. Der Pater Karl Contini, erster Professor der Theologie im Convent, war im Anfange des Jahres 1549 gestorben. Mit Zustimmung des Guardians übernahm Montalto dessen Vorlesungen, der ihm auch versprach, seine Bestätigung von dem Provinzial bis zum nächsten Kapitel zu erwirken. Wirklich erfolgte diese auch von jenem, aber mit dem Vorbehalt der Zurücknahme derselben, wenn es ihm gut scheinen sollte. Zwei Monate darauf ernannte der Provinzial einen andern Regens, was den Pater Montalto um so mehr kränkte und erbitterte, als dessen Anstellung ohne allen Vorbehalt ausgefertigt war.

Nachdem er hin und wieder Zeichen seines Grolls gegen den Provinzial hatte merken lassen, bemächtigte er sich einiger unzufriedenen Geister des Convents, und bewog diese, den Provinzial bei dem General zu verklagen. Der Provinzial, welchem der General die Klagschrift übersandte, ahnte gleich die Triebfeder dieser Intrigue, indem er die gereizte Stimmung Montalto's gegen ihn kannte, und er ließ es jenen durch ein Schreiben, welches er ihm zuschickte, empfinden. Montalto's Vertheidigung fiel schwach aus, und er hätte aus guten Gründen es gerne gewünscht, niemals diesen Mißgriff gethan zu haben.

Um so wachsamer war er nun auf sein eigenes Betragen; allein alle diese Vorsicht hinderte es gleichwohl nicht, den Beweis zu erhalten, daß ein Oberer stets im Stande ist, die untergebenen Religiosen mürbe zu machen, wenn sie ihm den schuldigen Gehorsam oder die gebührende Achtung verweigern. Die Gunst des Superiors hatte er nunmehr verloren, die Freundschaft aller Brüder noch nicht besessen; so war es denn nicht zu verwundern, daß mehrere unter ihnen nun Klagen gegen ihn erhoben. Er wurde beschuldigt, gegen den Provinzial Injurien ausgestoßen zu haben, zu mehreren Malen ohne Erlaubniß des Obern aus dem Kloster gegangen zu sein; sein Brevier bete er nur im Chore, in den er aber sehr selten gehe; in Gegenwart weltlicher Personen habe er zweideutige Reden geführt; an den Vigilien vor den Festen der Heiligen habe er niemals gefastet, und eine Menge anderer Punkte dieser Art wurden gegen Montalto vorgebracht, welche dem Provinzial erwünschte Veranlassung gaben, sogleich des andern Tages einen Commissarius nach Ascoli zu schicken, um den Prozeß gegen ihn einzuleiten und die Untersuchung bis zum definitiven Urtheilsspruche zu vollenden. Montalto jedoch wußte alle diese verschie-

denen Anklagen theils durch Verwerfen mancher Zeugen, welche seine persönlichen Feinde wären, theils durch das Zeugniß einiger seiner Freunde, deren Aussage ihn rechtfertigte, so gut zu entkräften, daß alle Gegner für Verläumder und falsche Zeugen galten.

Er ließ noch Mehreres zu seiner Rechtfertigung niederschreiben, wodurch der Commissarius so befriediget wurde, daß er das Urtheil in dieser Angelegenheit suspendirte, ihn aber wegen seines Ungehorsams, welchen er bei mehreren Gelegenheiten gegen den Provinzial bewiesen hatte, bestrafte. Er befahl ihm nämlich, binnen zwei Tagen abzureisen und sich nach Recanati zu begeben, um dort eine Art Hausarrest zu halten, und es abzuwarten, bis der Provinzial und die Definitoren seinen Prozeß untersucht und das Urtheil gefällt hätten.

Montalto fand diese Behandlung allzu streng, beklagte sich gegen diesen Befehl vor dem Commissarius selbst, und erklärte, daß er nach Rom gehen werde, um an den General zu appelliren. Allein nach einer kurzen Ueberlegung gehorchte er jenem Befehle, und das um so lieber, als er wohl bedachte, daß, da Papst Paul III. am 10. November mit Tode abgegangen war, die Vacanz des heiligen Stuhles, während welcher alle Geschäfte eine andere Wendung nahmen, für seine dermalige Angelegenheit kein günstiger Zeitpunkt war.

Nachdem er zwei Monate in dieser Art Gefängniß ausgedauert hatte, ohne daß er etwas über sich gehört hätte, schrieb er an den Provinzial, welcher ihm antwortete, daß sein Prozeß vor einer Congregation von Vätern aus der Provinz geführt werden würde; unterdessen ließ jener auch eine sehr strenge Nachforschung über das Leben Montalto's in allen den Klöstern anstellen, in welchen er sich aufgehalten hatte. Montalto seiner Seits suchte sich in Rom Freunde zu erwerben, um eine Regenz zu erhalten, indem er durch dieses Mittel dem Provinzial Achtung abzudringen und ihn somit zu bewegen hoffte, jene Untersuchung fallen zu lassen, obschon er eigentlich keine sehr übeln Folgen zu befürchten hatte. Denn im schlimmsten Falle konnte seine Strafe nur bis zu einiger Klosterpönitenz und einiger Monate Suspension steigen.

Er wandte sich an Sigismund Bossius, der ihn zu Ascoli auf das feierlichste seiner Freundschaft versichert hatte, und gab ihm seinen innigsten Wunsch zu erkennen, in der Theologie zu dociren. Bossius säumte nicht, sogleich mit seinem Herrn, dem Cardinal Carpi, darüber zu sprechen, der ihm auch alsbald

den Befehl gab, den Franziskaner-General aufzusuchen, diesem die Gunst darzustellen, mit welcher er den Montalto beehre, und ihn in seinem (des Cardinals) Namen um den ersten besten erledigten Katheder der Theologie für jenen zu bitten. Bossius betrieb diesen Auftrag mit großem Eifer, und stattete, um dieses zu erlangen, dem General mehrere Besuche ab.

Glücklicher Weise waren damals mehrere Lehrstühle vacant, unter andern auch der von Macerata, einer der bedeutendsten in der ganzen Provinz, welchen ihm der General anwies zum Zeichen der Hochachtung für den Cardinal-Protector, und um zu gleicher Zeit sich die Freundschaft seines Secretärs zu erkaufen, welchem er die Weiterbeförderung der Ernennung überließ. Montalto erhielt dieselbe im Mai 1550. Weil er sich aber nicht in den Besitz dieses Amtes setzen konnte, ohne die Genehmigung oder vielmehr Bestätigung von Seiten seines Provinzials, so beauftragte er einen von seinen Freunden mit einem schriftlichen Gesuche an denselben, welches jener durch seine mündliche Fürsprache unterstützen sollte. Aber weit entfernt jenes Ernennungsdecret zu beachten, verbot er im Gegentheile dem Montalto, nach Macerata zu gehen, und berichtete dem General, daß Montalto wegen einer criminellen Untersuchung, welche jetzt auf dem Punkte der Entscheidung stehe, unfähig sei, eine Regenz zu übernehmen, und welche Empfehlungen er auch aus Rom habe, so könne seine Halsstarrigkeit doch niemals ungerügt bleiben.

Viertes Kapitel.

Montalto reist ohne Erlaubniß, welche ihm verweigert worden war, nach Rom. Der Provinzial denuncirt ihn dem General nun als einen Rebellen. Bossius beschützt ihn. Er erhält den theologischen Lehrstuhl in Siena. Am Provinzial-Kapitel nimmt er als berathendes Mitglied Theil. Er predigt während der Fasten in Camerino mit großem Beifall. Mit Mendozza, kaiserlichem Gouverneur von Siena, steht er auf einem freundschaftlichen Fuße, was ihm hätte theuer zu stehen kommen können. Unruhen in Siena. Montalto wird als Fastenprediger an die Apostelnkirche zu Rom berufen. Sein Ruhm vergrößert sich immer mehr.

Da Montalto nun wohl einsah, daß er auf diesem Wege nicht zu seinem Ziele gelangen konnte, so versuchte er, sich nach Rom einen Obedienzbrief zu verschaffen, vorgebend, die Ablässe, welche der neue Papst Julius III. bei Gelegenheit des am Tage des heil. Matthias eröffneten Jubiläums bewilligt hatte, zu gewinnen. Als

ihm aber auch dieses wieder abgeschlagen wurde, reiste er ohne Erlaubniß ab, und gab durch diesen Ungehorsam dem Provinzial nun vollkommen das Recht in die Hand, ihn als Rebellen und unverbesserlichen Starrkopf zu behandeln, und als solchen bei dem General zu denunciren. Bossius rettete ihn von der Schande der Einsperrung, mit der ihn der General bedrohte. Man sann auf Mittel, diese beiden harten Köpfe wieder mit einander auszusöhnen, allein das schien ein Ding der Unmöglichkeit.

Nachdem sich also der General von Bossius zu Gunsten seines Schützlinges und Freundes gedrängt sah, und doch auch gegen den Provinzial, dem er stets geneigt gewesen war, nichts unternehmen wollte, so entschloß er sich, sie gänzlich von einander zu trennen. Er gab daher dem Montalto ein übrigens sehr ehrenvolles Amt in einer andern Provinz, nämlich den Lehrstuhl der Theologie in Siena, welcher noch viel wichtiger war als der von Macerata, und fügte hierzu den Auftrag, in selbiger Stadt die Fastenpredigten zu halten.

Gegen das Ende des Monats August ging er, mit Empfehlungsbriefen von dem Cardinal Carpi an den Provinzial von Toskana versehen, dahin ab. Der Provinzial, dessen Bruder bei dem Neffen Seiner Eminenz war, empfing ihn mit vieler Freundlichkeit. Er trug ihm alsobald auf, am Tage des heil. Franziskus zu predigen, wozu er erst nach einigem Widerstreben sich entschließen konnte, da er befürchten mußte, seinen guten Ruf als Prediger durch einen ungewissen Erfolg einer ersten Rede in die Schanze zu setzen, zumal er weder den Geschmack noch den Charakter seiner neuen Zuhörer kannte. Nichtsdestoweniger unternahm er es, und predigte mit so viel Weisheit und Beredsamkeit, daß die Sienenser die Fasten mit großer Ungeduld erwarteten und er während derselben täglich auch ein sehr zahlreiches Auditorium hatte.

In der Provinz (der) Mark mußte im folgenden Jahre ein Kapitel gehalten werden, um einen neuen Provinzial zu wählen, wobei auch Montalto jetzt eine berathende Stimme hatte; allein ohne Erlaubniß des Generals durfte er seine Regenz nicht verlassen. Diese erhielt er auch auf sein Gesuch, nebst der Mission, während der Fastenzeit in Camerino zu predigen. Er konnte sich nicht enthalten, in dem Kapitel Klagen wider den Provinzal zu erheben; allein der Vorsitzende, welcher die Mißhelligkeiten dieser beiden kannte, bot alles auf, was er konnte, um sie zu versöhnen und die Wahl friedlicher zu machen.

Nach Beendigung seiner Fastenmission in Camerino reiste Montalto nach Ascoli, um seine alten Freunde einmal wieder zu sehen, und nach einem kurzen Besuche bei den Seinigen in dem Dorfe „die Grotten," kehrte er nach Siena zurück. Hier fand er alles in Aufruhr und Verwirrung, und selbst sein Leben gerieth in Gefahr.

Obgleich diese Stadt scheinbar einer vollkommenen Freiheit sich erfreute, so behandelte sie doch Don Diego Utrado de Mendozza als Statthalter im Namen des Kaisers Karl des Fünften mit einer Härte, welche nahe an Sklaverei grenzte. Unter dem Vorgeben, einen Befehl vom Kaiser empfangen zu haben, legte er die Grundmauern zu einer Citadelle, um den öfters in der Stadt sich wiederholenden Volksunruhen vorzubeugen. Da geriethen die Vornehmsten der Einwohner voll Angst vor dem Drucke eines gleichen Joches in Bestürzung, und unterstützt von den Ministern Heinrichs des Zweiten von Frankreich, vom Grafen von Petillano und den Farnesen, welche vermöge ihres im Lande geltenden Ansehens in aller Eile unter dem Vorwande, sie weiter zu senden, einige Truppen zusammengezogen hatten, ließen sie diese in die Stadt einziehen, überfielen die spanische Garnison, metzelten einen Theil davon nieder und jagten den Rest aus der Stadt und Festung.

Montalto, der mit Mendozza freundschaftlichen Umgang gepflogen hatte, war in Gesellschaft einiger der Vornehmsten der Stadt so unvorsichtig, dessen Partei zu nehmen; und wenn ihre Achtung vor seinem Stande und Character ihren Zorn nicht gemäßigt hätte, so würden sie ihm schwerlich Zeit gelassen haben, über seinen Mißgriff Betrachtungen anzustellen, den er freilich alsbald dadurch wieder gut zu machen suchte, daß er sich nun gegen die Spanier erklärte. Indessen bemerkte er recht gut, daß man ihn seit dieser Zeit mit mißtrauischen Augen verfolgte; darum vermied er um so behutsamer jede Gelegenheit, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Um sich von dem Stande derselben Kenntniß zu verschaffen, sandte der Papst Julius seinen Minister, den Cardinal Fabio Mignanelli aus Siena, als bevollmächtigten Legaten dahin; konnte aber von diesem Volke es nicht erlangen, zur Pflicht zurückzukehren und sich der Gnade des Kaisers zu ergeben, und somit berief er seinen Legaten wieder nach Rom zurück.

Mit Recht befürchtend, daß Karl der Fünfte diesen Aufruhr rächen werde, und die Zerstörung, mit welcher diese unglückliche Stadt bedroht und später auch wirklich für ihren Ungehorsam gezüchtigt ward, voraussehend, bat Montalto, um jenen Drang=

salen zu entgehen, den Cardinal-Protector, ihm auf eine ehrenvolle Weise von hier hinweg zu verhelfen. Dieser verschaffte ihm für die Fastenzeit des kommenden Jahres eine Anstellung als Fastenprediger des Convents von den heil. Aposteln in Rom. Hier gewannen seine Reden einen außerordentlichen Beifall und verschafften ihm einen ungewöhnlichen Zulauf. Der Cardinal Carpi hörte ihn wenigstens zweimal in jeder Woche, und er beredete seine Collegen, demselben eine gleiche Ehre zu erweisen. Außer vielen Prälaten beehrten eines Tages fünf Cardinäle seinen Vortrag mit ihrer Gegenwart.

Während dieser Fasten begegnete ihm etwas, wodurch sein Ruf bedeutend vermehrt wurde und sein Glück einen großen Fortschritt machte. Eines Tages predigte er nämlich über die Worte beim heil. Johannes Kap. X, 14.: „Ich bin der gute Hirt, und kenne meine Schafe, und meine Schafe kennen mich," und behandelte darin die Lehre von der Prädestination. Diese Rede war die gelehrteste, geordnetste und geistreichste des ganzen Cursus. Er überführte darin mit schlagenden Gründen die Irrlehrer der Blindheit und Halsstarrigkeit, und erfüllte mit Trost alle Gläubigen in jenen unglücklichen Staaten, wo die Neuerungen der römischen Kirche Abbruch gethan hatten. Den Sonntag vorher hatte er die höher Gebildeten schon auf diese Rede aufmerksam gemacht und gewissermaßen eingeladen. Daher war auch ein Lutherischer, welcher von dieser Predigt hörte, neugierig geworden, sie anzuhören. Als dieser nun aus der Kirche in seine Wohnung zurückgekehrt war, schrieb er alle Sätze und Behauptungen, welche Montalto aufgestellt und bewiesen hatte, nieder, untersuchte sie, und schrieb unter jeden einzelnen Satz das einzige Wort: mentiris (Du lügst). Dieses Memoire versiegelte er nun in der Form eines Briefes und trug es zum Begleiter des Predigers, angeblich als ein von Siena angekommenes Paquet.

Beim Lesen dieses Briefes war Montalto über den Inhalt nicht wenig erstaunt. Er erkundigte sich sogleich bei seinem Begleiter nach Gestalt und Aussehen des Ueberbringers, konnte aber keinen Aufschluß darüber erlangen, weil es schon etwas dunkel gewesen war, als der Fremde dasselbe gebracht hatte. Dieses bewog ihn, gedachtes Schreiben auf der Stelle noch an den Pater Prior der Dominikaner im Kloster Minerva, worin das Inquisitionstribunal war, zu senden. Nach genommener Einsicht schickte derselbe es an den Cardinal Carpi, als einen der vorzüglichsten Mitglieder

jenes Tribunals, und Protector des Franziskaner-Ordens. Der Cardinal gab dem Commissarius des heiligen Officii Befehl, sich mit Montalto über die Art und Weise zu berathschlagen, wie man sich in dieser Angelegenheit zu verhalten haben werde; denn wegen der großen Fortschritte, welche damals die Häresie machte, erforderte sie Klugheit und Vorsicht.

Fünftes Kapitel.

Pater Michael Ghisilieri wird zum Commissarius des heiligen Officii erwählt. Seine Zuneigung zu Montalto. Dieser wird wider Willen nach Perugia als Prediger geschickt. Er gefällt dort nicht. Es wird ihm eine Regenz am Convent zum heil. Laurentius in Neapel übertragen. Er findet dort eine ungünstige Aufnahme. Er erwirbt sich jedoch durch eine Rede einen außerordentlichen Ruhm. Zwiespalt zwischen ihm und seinem Guardian. Er läßt zwei seiner Predigten drucken. Verfolgungen im Kloster nöthigen ihn, ohne Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, wodurch er abermals den Zorn des Generals erregt.

Der Cardinal Caraffa, als Groß-Inquisitor, erwählte zum Commissarius des heiligen Officii den Pater Michael Ghisilieri, gebürtig aus einem etwa sechs Meilen von Alexandrien entfernten Orte; von armer Familie zwar widmete er sich doch dem geistlichen Stande und trat in den Orden des heil. Dominicus. Nachdem er in mehreren Fastencursen gepredigt, dann in der Eigenschaft eines Priors mehreren Häusern seines Ordens vorgestanden hatte, wurde er in der Zeit, da sich das Gerücht von einer in der Lombardei auftauchenden Irrlehre verbreitete, zum Inquisitor zu Rom ernannt. Bei dieser Gelegenheit bewies er so viel Eifer, Entschlossenheit und Urtheilsfähigkeit, daß er sich in kurzer Zeit das Wohlwollen aller Cardinäle von der Inquisition erwarb. Als er später in der Verwaltung seines Amtes irgend etwas mit einigen mailändischen Beamten der Inquisition verhandelt hatte, kehrte er nach Rom zurück und legte vor den Commissarien der Inquisition über seine Amtsführung so gute Rechenschaft ab, daß man ihn nach Graubündten sandte, um einem gewissen Stiftsherrn, welcher mehrerer ketzerischen Hauptlehren beschuldigt war, den Prozeß zu machen. In der Folge wurde er auch als Inquisitor nach Bergamo geschickt, und in beiden Missionen erwarb er sich die Zufriedenheit des römischen Hofes in so hohem Grade, daß er nach seiner Rückkehr mit dem Amte eines ordentlichen Inquisitions-Commissarius betraut wurde, wel-

ches eines der wichtigsten an diesem Gerichtshofe ist. Entzückt von der Schönheit von Montalto's Geiste, hingerissen von der Kraft seiner Logik fühlte er sich zu diesem sehr hingezogen, und fand so viel Vergnügen in dem Umgange mit ihm, daß er öfters es wiederholte, in seinem ganzen Leben nie angenehmere Stunden erlebt zu haben, als in der Unterhaltung mit Montalto. Von da an fesselte der Pater Ghislieri jenen durch fortgesetzte Freundschaftserweisungen und mancherlei Dienste immer mehr an sich, und ernannte ihn auch später, nachdem er selbst unter dem Namen Pius des Fünften den päpstlichen Thron bestiegen hatte, zum Cardinal. Doch wir wollen dem Gange unserer Geschichte nicht vorgreifen.

Im Jahre 1553 wurde Montalto wider seinen Willen nach Perugia gesandt, nachdem seine Hoffnung, die Kanzel zu Ascoli zu erhalten, gescheitert war. Denn diese Mission würde ihm die angenehmste gewesen sein, und man hatte ihm auch Aussicht dazu gegeben; jedoch ein anderer Religiose, der sich heimlich sehr eifrig darum beworben hatte, trug über ihn den Sieg davon.

Er erfüllte indessen die Erwartung seiner neuen Zuhörerschaft für dießmal nicht; sei es nun, daß er aus Verdruß über seine Zurücksetzung sich keine Mühe gab, oder daß der Geschmack der Perugianer anders war als der der Römer, welche er enthusiasmirt hatte, genug er mußte einem anderen Prediger derselben Stadt den Rang überlassen. Um sich einen Lehrstuhl zu verschaffeu, ging er von da wieder nach Rom zurück, da gerade deren einige vakant waren, und wandte sich zunächst wieder an seinen Beschützer, den Cardinal Carpi, der auch schon an ihn gedacht hatte und ihm die Versicherung gab, daß ihm der General jetzt eine der besten Regenzen ertheilen werde. Wirklich ward er auch zum Regenz in dem königlichen Convent zum heil. Laurentius in Neapel ernannt, obgleich mehrere andere angesehene und geschickte Theologen ebenfalls danach gestrebt hatten; indessen gab doch die Empfehlung des Cardinals Carpi den Ausschlag. Montalto reiste unverweilt in Begleitung des Provinzials, der in denselben Convent zurückkehrte, nach Neapel ab.

Die Ordensbrüder dieses Hauses aber, von vornherein schon gegen ihn eingenommen und seine natürliche Lebendigkeit, seine wie ein Blitz treffenden Antworten fürchtend, nahmen ihn sehr kalt auf; darum war er auf sich um so aufmerksamer und trachtete durch die strengste Erfüllung seiner Amtspflichten sein Ansehen unter jenen wieder herzustellen.

Einige Monate vorher war Don Pedro von Toledo, Vizekönig von Neapel, an der Spitze einer starken Armee, bestehend aus Spaniern, Italienern und Deutschen, nach Siena ausgerückt, um diese unglückliche Stadt wegen ihrer Empörung zu züchtigen, und der spanische Cardinal Pacceco wurde in Neapel als Statthalter zurückgelassen. Diesem überbrachte Montalto das Empfehlungsschreiben vom Cardinal Carpi, in der Hoffnung, dadurch seinen Ordensbrüdern zu imponiren und ihre Achtung sich zu erzwingen. Allein im Grunde schadete ihm diese Empfehlung mehr, als sie ihm nützte. Denn darauf sich stützend widerstrebte er den Obern des Hauses ein wenig zu sehr und widersetzte sich unter Andern auch dem Pater Carracciolo, welcher aus einem der ersten und ältesten Häuser Neapels stammte.

In demselben Jahre gelangte Maria Stuart, Tochter Heinrichs VIII., durch den Tod ihres Bruders Eduard VI. auf den Thron Englands. Alsobald stellte sie auch mit Hülfe des Cardinals Pole die katholische Religion in ihren Landen wieder her. Sie verheirathete sich mit Philipp, dem Sohne Kaiser Karls V. Dieses freudige Ereigniß, die Rückkehr Englands in den Schooß der katholischen Kirche, wurde damals in der ganzen Christenheit durch feierliche Prozessionen und Festlichkeiten aller Art gefeiert, besonders aber im Königreiche Neapel, weil dieses der Kaiser seinem Sohne als Mitgift übergeben hatte.

Die Mönche zu St. Laurentius, deren Kloster eine königliche Stiftung war, wollten bei dieser Gelegenheit durch prachtvolle Festlichkeiten, welche neun Tage dauerten, sich auszeichnen. Die Eröffnungsrede zu dieser Feierlichkeit hielt Montalto, und er erwarb sich durch dieselbe in Neapel eine so große Bewunderung, daß mehrere Personen von Stande an den General nach Rom schrieben, und ihn baten, dem Pater Montalto für die nächste Fasten die erste Kanzel in ihrer Hauptstadt zu geben. Die Ernennung erfolgte auch wirklich, und obschon ein gleichfalls sehr berühmter Prediger in einer benachbarten Kirche auch sehr besucht war, so hatte er doch immer einen außerordentlichen Zulauf und er entsprach vollkommen den Erwartungen, die man sich von ihm gemacht hatte.

Der Guardian rieth ihm, seine Predigt über die Prädestination, welche damals in Rom ein so großes Aufsehen gemacht hatte, hier lieber nicht zu wagen. Montalto antwortete ihm aber kalt, daß er hierin nur der Eingebung des heiligen Geistes folge; diese schien ihm aber keine andere, als eben jenen Gegenstand

wieder abzuhandeln, und diesmal noch mit weit mehr Kraft und Heftigkeit als das erstemal; denn er eiferte so sehr gegen den Thomas Cromer, Erzbischof von Canterbury (welcher um jene Zeit eben wegen seiner hartnäckigen Vertheidigung der gefährlichen Irrlehren verbrannt worden war), daß jedermann urtheilte, er sei durch diese Apostrophe in seinem Eifer doch zu weit gegangen. Sein Superior gab ihm hierüber, besonders weil er ganz gegen seinen Rath jenes Thema wieder behandelt hatte, einen kleinen Verweis, was einige Spannung zwischen beiden hervorrief und den Montalto sogar bewog, nach Rom zu schreiben und dort die Lehrmeinungen des Guardian zu verdächtigen. Als aber dieser hiervon Kenntniß erhielt, versäumte er auch keine Gelegenheit mehr, jenem seinen Groll fühlen zu lassen, und verbot ihm sogleich vom ersten Augenblicke an, in ihrer Kirche Beichte zu hören.

Montalto hatte unter andern zwei Predigten gehalten, welche für so schön gehalten wurden, daß man auf das inständigste in ihn drang, dieselben drucken zu lassen. Er weigerte sich dessen anfangs durchaus, und willigte endlich nur mit Widerstreben dazu ein. Er widmete sie einem gewissen Anton Christoph Simoncelli, seinem Freunde und Beschützer. Indessen beide Predigten, so gelehrt und voll glänzender Beredsamkeit sie auch ausgearbeitet waren, machten doch weniger ihr Glück auf dem Papiere als auf der Kanzel.

Montalto hatte übrigens in jenem Kloster viel zu erdulden. Es erhob sich darin eine Art von Verfolgung gegen ihn. Die Mönche grüßten ihn kaum im Vorbeigehen und der Guardian bereitete ihm einen Handel nach dem andern, und berichtete darüber an den General, welcher sich indessen, da er den Bericht mit Leidenschaft geschrieben fand, zu Montalto's Gunsten entschied. Einem Ordensbruder, welcher ihn von dieser Angelegenheit benachrichtigte, entgegnete er, daß er diesen Prozeß verlache, und schrieb unterdessen eine Vertheidigung, die er der ganzen Versammlung im Refectore vorlas.

Diese Widerwärtigkeiten hatte er länger als zwei Jahre zu erdulden, strafte aber alle Insulten, die man gegen ihn erhob, mit Verachtung, so lange seine Obern noch auf seiner Seite waren. Als er sich jedoch auch von diesen verlassen sah, da unterlag seine Geduld. Er machte seinem Grolle nun durch harte Reden Luft gegen alle Brüder und Väter dieses Hauses, und selbst gegen den Provinzial, und hielt sich am Ende genöthigt, nach Rom zu gehen, sogar ohne Reiseerlaubniß. Allein hierüber war der Ge-

neral höchst unzufrieden, und wollte ihn als einen Ungehorsamen und Aufwiegler wieder nach Neapel zurückschicken.

Sechstes Kapitel.

Fernere Kränkungen im Kloster zu den heiligen Aposteln. Der Abt Colonna studirt unter ihm Philosophie. Er erhält die Fastenmission in Genua. Eine Predigt über den Tod des Papstes Julius III. erwirbt ihm dort einen außerordentlichen Ruhm. Der neue Papst Marzellus II. stirbt bald nach seiner Erhebung. Paul IV., Carpi's innigster Freund, besteigt den Stuhl Petri. Montalto wählt jetzt den Lehrstuhl zu Venedig. Der neue Papst aber ernennt ihn auch noch zum General-Inquisitor in Venedig.

Dieses brachte ihn im Convent der heiligen Aposteln in einen übeln Ruf, und nur der Cardinal Carpi erlangte für ihn die Gunst, daß er darin bleiben durfte. Die Brüder aber gaben ihm bei jeder Gelegenheit die kränkendsten Beweise ihrer Mißstimmung gegen ihn, und dieserhalb bat er Se. Eminenz, ihn aus einer so bittern und unglücklichen Lage zu befreien und ihm ein päpstliches Breve zu erwirken, kraft dessen er unter einem ehrenvollen Vorwande aus dem Klosterverbande austreten dürfe, um somit allen Feindseligkeiten aus dem Wege zu gehen. Indessen erregte dieser gewagte Vorschlag das Mißfallen des Cardinals in einem so hohen Grade, daß er ihn mit dem Verluste seiner Freundschaft und seines Schutzes bedrohte, wenn er jemals wieder einen solchen entehrenden Gedanken hören ließe; und er sagte es ihm gerade zu, daß nur störrische und allem Gehorsam widerstrebende Naturen eines solchen Entschlusses fähig wären.

Da Montalto auch diesen Ausgang verriegelt sah, entschloß er sich, Geduld zu üben, und suchte Trost im Rathe des Paters Michael Ghistlieri, Commissarius des heiligen Officii, welchem er ebenfalls dieses Vorhaben mitgetheilt hatte, in der Hoffnung, daß jener zum Gelingen desselben beitragen werde. Als der General und die Brüder jedoch hiervon Nachricht bekamen, waren sie darüber so entrüstet, daß sie ihm bei der geringsten Veranlassung vorwarfen, er wäre ganz unwürdig, unter Religiosen zu leben. Der Cardinal Carpi verwandte sich indessen doch für ihn bei dem General, daß man ihn wenigstens in Ruhe lassen solle.

Unmittelbar an das Kloster von den heiligen Aposteln stößt der Palast der Colonna's, und diese Familie hat stets dieses

Haus des heil. Franziskus mit seinem besondern Schutze beehrt. Damals bewohnte denselben der Abbate Signore Marco Antonio Colonna, der einen gelehrten Ordensmann suchte, um sich von ihm in der Philosophie des Duns Scotus unterweisen zu lassen. Diese Gelegenheit benutzte Montalto, um in dem ersten Hause Italiens und dem mächtigsten Rom's eine neue Protection zu erwerben, und bot jenem seine Dienste an.

Der Abbate freute sich, einen in ganz Rom als ausgezeichneten Philosophen bekannten Mann zu finden, und nahm gern dessen Anerbieten an, unter der Bedingung, daß er den Unterricht in seiner Zelle nehmen wollte; allein unser Montalto hatte es sich zur unauflöslichen Pflicht gemacht, zu seinem Schüler zu gehen, und dieser entsprach seinem Eifer und Fleiße so wohl, daß er bei seiner natürlichen Neigung zum Studiren in jener Wissenschaft in kurzer Zeit ebenso gelehrt geworden war, als Montalto.

Das Capitel der Provinz Mark war zur Wahl eines neuen Provinzials zusammenberufen. Montalto, der Grund hatte zu glauben, man könne die Augen auf ihn werfen, widersetzte sich den Bemühungen seiner Freunde nicht, welche ihn gern zu dieser Würde erhoben gesehen hätten. Die Colonna's sprachen darüber mit dem Cardinal Carpi, welcher anderseits auf Grund dieser Empfehlung und aus eigener Zuneigung zu Montalto den General, als Freund und Protector seines Ordens, hierfür zu gewinnen suchte, indem er ihm versicherte, daß diese Gunstbezeugung den Montalto alle jene Ungerechtigkeiten vergessen machen würde, worüber er mit Recht sich beklagt habe. Allein der General, für Montalto nichts weniger als eingenommen, hatte auch seinen Einfluß schon einem Andern zugesagt, und schlug daher das Gesuch des Cardinals rund ab, da dieses eine reine Unmöglichkeit sei; denn die Brüder wären wenig geneigt, hierauf einzugehen, und sie würden eher ihre Stimmen einem jeden Andern geben, als dem Montalto. Abgesehen davon, daß er drei Jahre lang außerhalb der Provinz gewesen sei, gäbe es auch noch keinen scheinbaren Grund, ihn Männern vorzuziehen, welche sich dieser Ehre durch ihren Eifer und lange Dienste würdig gemacht hätten. Als der General aber sah, daß der Cardinal-Protector auf alle diese Vorstellungen noch nicht von seinem Wunsche ablassen wollte, so erklärte er ihm geradezu, daß er es mit seinem Gewissen nicht vereinigen könnte, ältern Religiosen, deren Verdiensten dieser Platz gebühre, eine solche Ungerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auf diese kathegorische Antwort stand der

Cardinal von seinem Versuche ab, den Montalto mit der Aussicht tröstend, daß ihm früher oder später dieser Posten nicht entgehen könne.

Um sich indessen doch dem Protector in etwas willfährig zu zeigen, so stellte er jenen als Prediger in Genua an, wohin er sich auch im Anfange des Monats Februar begab, und so ertheilte man demselben in eben dem Königreiche eine Stelle wieder, in welchem man ihn auf immer entsetzt zu haben dachte.

Bei seiner Ankunft in Genua übergab man dem Pater Montalto die Schlüssel zu dem Gastzimmer für Fremde und nahm ihn sonst noch mit vieler Freundschaft auf. Wie aber überhaupt die Genueser bei einer oder zwei Mahlzeiten gastfrei sind und sich gern einer Extra-Ausgabe entschlagen, so erklärten auch hier die Brüder bald dem Montalto, daß sie seinen Begleiter nicht ernähren würden, und daß es schicklich und herkömmlich sei, sich, wie alle übrigen Fastenprediger, aus ihrem eigenen Hause eines solchen zu bedienen. Montalto, einmal an seinen Begleiter, den er von Rom mitgebracht hatte, gewöhnt, zog es vor, denselben lieber auf seine eigenen Kosten zu ernähren, als ihn wieder zurückzuschicken.

Dieses war aber nicht der einzige Verdruß, den man ihm bald nach seiner Ankunft in dieser Stadt machte. Die Missionsprediger wohnten gewöhnlich in den für den General und Provinzial bestimmten Zimmern, wenn sie sich in Genua aufhielten. Dieses erfuhr Montalto und beklagte sich höchlich darüber, daß man ihm in dem Fremdenquartiere sein Zimmer angewiesen habe, und hatte vor wieder zurückzureisen; allein der Guardian benachrichtigte ihn, daß der Provinzial in wenigen Tagen ankommen müsse, und so habe er es für besser gehalten, ihm gleich anfangs jene Stube anzuweisen, damit er nicht genöthigt gewesen wäre, jenes wieder zu räumen, er habe also nur seine eigene Bequemlichkeit dabei im Auge gehabt. Dieser Grund beschwichtigte denselben, zumal da er im Uebrigen mit seiner Wohnung zufrieden sein konnte.

Der Erfolg seiner Predigten war im Anfange kein besonderer. Als die Franziskaner in Genua in Erfahrung gebracht hatten, daß der Pater Montalto für dieß Mal in ihrer Kirche predigen werde, prahlten sie allenthalben, den größten Redner ihres Ordens zu bekommen, und dieses Gerede zog auf Aschermittwoch eine unzählbare Menge in ihre Kirche; allein nach und nach verminderte sich der Haufen und sein Auditorium war nichts weniger als zahlreich, obschon er sich sehr anstrengte, mehr als

Gewöhnliches zu leisten. Unterdessen bekamen die Genueser in der Folge wieder mehr Geschmack an seinen Predigten, so daß die Franziskanerkirche, obschon eine der größten in Genua, doch viel zu klein war, um die große Zuhörermenge zu fassen, und sie genöthigt waren, noch Gerüste anzubauen.

Die Nachricht von dem Tode des Papstes Julius III. (am 23. März) verbreitete sich in der Stadt am Abende vor dem vierten Fasten-Sonntage. Das Evangelium dieses Sonntages von der Speisung der fünftausend Mann durch fünf Gerstenbrode und zwei Fische gab Montalto eine sehr geistreiche Idee ein. Den Text von jenem Evangelium nehmend, handelte er in seiner Predigt über eben jenes Wunder, und flocht dieses mit dem Schmerze, den die ganze Kirche über den Verlust des allgemeinen Vaters hatte, so geschickt und passend zusammen, daß seine Zuhörer, deren Zahl durch die Ankunft einer feierlichen Procession an diesem Tage noch sehr gewachsen war, von dieser Predigt ganz hingerissen wurden. Allgemein war nun das Urtheil unter den Genuesern, daß Montalto in dieser Rede alles geleistet habe, was man nur von den größten Predigern erwarten könnte.

Einige von den ersten Senatoren lagen ihm an, diese Predigt drucken zu lassen; indessen war ihm das Schicksal der beiden Predigten, welche er schon früher einmal in Neapel hatte dem Drucke übergeben, noch zu frisch im Andenken, als daß er sich noch einmal der Gefahr aussetzen sollte.

Am ersten Ostertage hielt er noch eine ebenso geistreiche, ebenso kunstvolle Predigt, als jene war. Die Nachricht von der Wahl eines neuen Papstes war in Genua am heiligen Sonnabende angekommen. (Es war Marcello Cervino, von Geburt ein Toskaner, der seinen Taufnamen auch als Papst beibehielt, Marcellus II.) Alle einander auf den Straßen Begegnenden sprachen: „Morgen muß man den Franziskaner hören; denn der wird ein Wunder thun.“ Wirklich wußte er auch die Freude der Christenheit über die Auferstehung des Sohnes Gottes so schön mit der Freude, welche die ganze Kirche über die Wiederbesetzung des heiligen Stuhles hatte, in seiner Rede zu verbinden, daß alle Zuhörer in Entzücken geriethen und einstimmig beschlossen, den General zu bitten, ihnen den Pater Montalto noch einmal als Fastenprediger nach Genua zu senden.

Die Brüder waren indessen voller Freude über den guten Erfolg, den ihr Prediger hatte, und erstatteten ihm die Kosten für die Unterhaltung seines Begleiters, über welche sie anfangs

Schwierigkeiten gemacht hatten, gaben ihm ein viel größeres Honorar als allen andern Predigern, und Jeder von ihnen machte ihm als Beweis seiner Hochachtung noch ein besonderes Geschenk.

Obgleich man in ihn drang, noch einige Tage in Genua zu bleiben, um sich von seiner Anstrengung während der Fasten zu erholen, so reiste er doch unmittelbar nach den Osterfesttagen von da ab, um bei Zeiten sich in Rom noch einzufinden, wo bald ein General-Kapitel gehalten werden sollte. So groß seine Aussichten auch waren, einen theologischen Lehrstuhl nach seiner Wahl zu erhalten, so hielt er es doch für sicherer, ihn selbst zu fordern, besorgend, daß der General sein dem Cardinal gegebenes Versprechen, bei der Austheilung der Ordensämter auch an Montalto zu denken, durch Verleihung einer mittelmäßigen Stelle gehalten zu haben glauben würde.

Noch zwei Tagereisen von Rom entfernt erfuhr er schon wieder den am 1. Mai, zwölf Tage nach seiner Wahl, erfolgten Tod des Papstes Marcellus II. Montalto, damals guter Laune, wandte sich an einen seiner Reisegefährten mit den Worten: „Wenn die Päpste sich beeilten, alle so schnell zu sterben, so hoffe ich, könnte die Reihe am Ende auch an mich kommen.“ „„Wenn man Eure Physiognomie ansieht““ — entgegnete der Angeredete — „„so würde ich es auch beinahe glauben.““

Nahe bei Rom begegnete er einem gewissen Pater Fabius von Osmo, mit dem er seine Studien gemacht hatte. Dieser, von Natur zum Spötter gemacht, fragte ihn, nachdem sie sich herzlich umarmt hatten: „Pater Montalto eilt gewiß nach Rom, um sich zum Papste erwählen zu lassen?“ „„Du hast es getroffen““ — erwiederte er — „„allein ich bezweifle sehr, daß man mich für dießmal wählen möchte.““

Während der Erledigung des päpstlichen Stuhles predigte Montalto in der Kirche der heiligen Apostel auf Befehl des Generals, der das seinem Patrone gegebene Versprechen jetzt hielt, indem er ihm die Wahl unter allen Lehrstühlen Italiens ließ. Montalto wählte sich den zu Venedig aus Liebe zur Freiheit, welche in jenem Staate herrschte, außerdem aber auch, weil ihm sehr gute Empfehlungen an mehrere hohe Familien Venedigs von dem Hause Colonna zugesichert worden waren.

Kurz vorher, ehe er diese Regenz erlangte, war Johann Peter Caraffa, Cardinal von Ostia, unter dem Namen Paul IV. am 15. Mai zum Papste erwählt worden. Der

Cardinal Carpi war dessen besonderer Freund, und er beehrte auch den Pater Michael Ghislieri mit seinem besonderen Wohlwollen, so daß er ihn auch bald nach seiner Thronbesteigung zum Cardinal machte. Als Montalto zu diesen Beiden ging, um sich von ihnen zu beurlauben, ermahnten sie ihn alle Beide, sich nicht wieder von der Ungeduld übermannen zu lassen, sondern sich mehr in der Geduld zu üben, und versprachen ihm dann für sein Glück Sorge zu haben.

Da sich einige Zeit nachher der Papst mit eben jenen Beiden über die Errichtung eines Inquisitionstribunals in Venedig, berathen hatte, und sich nach einem zu einer solchen Commission tauglichen Subjecte umsah, schlugen jene ihm den Pater Montalto als den zu jenem Amte geeignetesten vor. Der Papst, welcher ein großes Vertrauen in Beide setzte, und der schon zu Gunsten Montalto's eingenommen war, da er schon einmal seiner Predigt in der heiligen Apostelkirche beigewohnt hatte, ernannte ihn nun zum General-Inquisitor von Venedig. Dies Amt, verbunden mit dem Lehrstuhle der Theologie, erweckte bei Jedermann Erstaunen, und besonders bei seinem Generale selbst.

Drittes Buch.

Der Inquisitor.

Erstes Kapitel.

Montalto reist nach Venedig ab. Graf Pepoli. Schwierigkeiten, die ihm in Venedig begegnen. Unzufriedenheit der Brüder mit ihm. Er erwählt sich einen Consultor und Assistenten der Inquisition. Streit darüber mit dem Senat.

Nachdem Montalto vollständig zur Reise gerüstet war und von der Congregation des heiligen Officii die erforderlichen Instructionen erhalten hatte, gab ihm der Pater Ghislieri, der durch eine langjährige Uebung in dem Amte eines Inquisitors sich eine große practische Fertigkeit erworben hatte, noch viele besondere Verhaltungsregeln. Er nahm Abschied von allen seinen Obern, und bei dieser Gelegenheit gab ihm der General noch den besondern Auftrag, auf seiner Durchreise in Bologna einige zwischen dem Guardian und mehreren Religiosen des dortigen Convents eingetretene Mißverhältnisse zu entfernen, und ernannte ihn deshalb der größern Autorität wegen zum außerordentlichen Commissarius.

Gegen das Ende des Monates September 1556 reiste Montalto ab, und obgleich er einen Umweg durch die Mark einschlug, so eilte er doch, am Abende vor dem Feste des heil. Franziskus in Bologna einzutreffen.

Zufolge der vom General ihm gegebenen Instruction versuchte er bei dem gedachten Geschäfte erst den Weg der Güte und Milde, um allen Parteien zu genügen. Allein die Gemüther waren aufgeregt und gereizt, so daß weder die Einen noch die Andern von einem Vergleiche etwas hören wollten, und so sah sich Montalto genöthigt, von dem Rechte eines Commissarius vollen Gebrauch zu machen. Den Guardian suspendirte er und ernannte an seiner Statt einen Stellvertreter bis auf Weiteres; einigen Religiosen gab er Erlaubnißscheine, in ein anderes Kloster einzutreten, und zweien von ihnen gab er Gefängnißstrafe, bis neue Befehle vom General eingetroffen sein würden.

Einer von diesen beiden Sträflingen hatte von seiner Einsperrung dem Grafen Pepoli, einem der einflußreichsten Großen Bologna's, mit dem jener Klosterbruder sehr vertraut war, Nachricht

gegeben. Der Graf eilte sogleich selbst zu Montalto, um für jenen um Gnade zu bitten. Die sehr derbe Antwort Montalto's, daß sich die Laien in dergleichen Angelegenheiten hineinzumischen keinen Beruf hätten, brachte diesen von Character stolzen Edelmann, welcher als Chef des bedeutendsten Hauses in Bologna, von Montalto Ehrfurcht, wenigstens hohe Achtung und Respect erwartete, so sehr auf, daß er sich zu Drohungen gegen ihn hinreißen ließ, worüber dieser aber nur ruhig lächelte, jedoch auch eine bittere Empfindung im Herzen nicht unterdrücken konnte.

Nachdem er in dem Convente zu Bologna so viel als möglich die beste Ordnung wieder hergestellt und einige Anordnungen getroffen hatte, den Frieden und die Einigkeit unter den Brüdern desselben zu erhalten, reiste er von da wieder ab, den Ruf eines harten und strengen Mannes hinterlassend, und kam im November in Venedig an. Hier hatte man schon Briefe von Rom, Bologna und aus der Mark über ihn erhalten, in denen vor allen sein Character als sehr hart und unbeugsam geschildert war. Diese Nachrichten waren nicht geeignet, die Gemüther zum Voraus für ihn einzunehmen, brachten vielmehr unter den Mönchen in Venedig, welche so viel in ihren Kräften stand jene so natürliche Liebe zur Freiheit, in der sie geboren waren, sich bewahrten, die größte Unruhe hervor. Sie gaben den Mitgliedern des Senates hiervon Nachricht, der dadurch gleich sehr gegen Montalto eingenommen wurde, und wenn auch die Brüder vielleicht nicht die Absicht hatten, dem Pater Montalto einen übeln Dienst zu leisten, so war doch jenes Vorurtheil für ihn sehr nachtheilig. Denn es ist höchst schädlich, anfangs nicht von seiner bessern Seite gekannt zu werden.

Eben in jener Zeit verfolgten die Venetianer die Schritte des römischen Hofes mit mißtrauischen Blicken. Unter dem Einflusse der Inquisition strebten die Päpste, ihre geistliche Autorität über die zeitliche der souverainen Fürsten Italiens zu erheben und fest zu gründen; und auch die Republik Venedig hatte Ursache genug zu glauben, daß man auch auf sie die Augen gerichtet habe. Denn als die Regierung Venedigs seit dem Jahre 1551 unter dem Pontificat Julius III. die Absichten des römischen Hofes errieth, oder doch zu errathen glaubte, sandte der Rath der Zehn an alle Gerichte die Ordre, der Inquisition bei Instruction aller von ihr zu unternehmenden Prozessen weltliche Assistenten von ihrer Seite beizuordnen. Der Papst beklagte sich hierüber, indem er den Achilles Grassi in der Eigenschaft eines Nuntius absandte,

um dem Senate das Unbillige und Ungerechte dieses Verfahrens vorzustellen, und ihn zur Zurücknahme jener Verordnung zu bewegen. Indessen wurde dieser Zweck durchaus nicht erreicht; der Papst mußte von seinem Vorhaben abstehen und die Inquisitoren konnten keinen einzigen Prozeß instruiren, ohne daß weltliche Richter dabei gegenwärtig gewesen wären.

Der Senat, von dem ersten Jahre der Regierung Paul's IV. an erkennend, daß er es jetzt mit einem characterfesten und entschiedenen Kirchenfürsten zu thun habe, war auf seiner Hut, um alle Veranlassung zu einem Conflicte mit ihm zu vermeiden. Er wußte es, daß dieser Papst sein ganzes Leben hindurch die Inquisition unterstützt und daß sie Paul III. nur auf sein Anrathen in der ganzen Christenheit eingeführt hatte, und zweifelte somit auch nicht, daß er, nachdem er Papst geworden, sich auch zum Protector derselben erklären würde. Diese Erwägungen brachten bei der Ankunft eines Inquisitor's in Venedig unangenehme Empfindungen hervor, zumal eines Inquisitors von der Gemüthsart und der Handlungsweise, wie man den Montalto gemalt hatte.

Sobald Montalto nun in Venedig angelangt war, ernannte er gleich aus eigener Macht einen gewissen Doctor aus Treviso zum Rathe und Assistenten der Inquisition. Dieses war der erste Anlaß zu den Mißhelligkeiten, die zwischen ihm und der Republik eintraten. Denn sobald der Senat hiervon Nachricht bekam, ließ er dem Pater Montalto sogleich bedeuten, daß er durchaus keine Amtshandlung unternehmen könne ohne Genehmigung des Senats und bevor er von demselben als Inquisitor des heiligen Officii in herkömmlicher Form anerkannt worden sei. Montalto glaubte über die Schwierigkeiten, welche man ihm von vorn herein mache, nach Rom berichten zu müssen; allein bei reiferer Ueberlegung fand er die Forderung des Senates ganz billig, indem er einsah, daß die Rücksicht, welche jener in Anspruch nahm, allen souverainen Fürsten zustehe, und so stellte er sich denn dem Senate auch in bester Form vor. Da dieser seine Creditive forderte, so glaubte er es mit dem bloßen Vorzeigen derselben abgemacht zu haben, und entgegnete dem Secretair, welcher ihm bemerklich machte, „daß es nothwendig sei, jene zurückzulassen, damit sie erst von den Herrn des Senats geprüft würden —" etwas in ironischem Tone: „Er glaube nicht, daß eine durch den Papst selbst von Rom ausgeschickte Commission von einer geringeren Macht brauche geprüft zu werden." Als der Secretair dem Senate diese Antwort

hinterbrachte, sandte man seiner Seits zu Montalto mit der bestimmten Erklärung, daß die Republik ebenso wenig, als sie den Rechten des heiligen Stuhles zu nahe trete, auch einen Eingriff in die ihrigen dulden werde. Da man so nicht weiter kam, so schlug sich der päpstliche Nuntius in's Mittel und suchte die Differenz gütlich beizulegen; indessen konnte Montalto seine Bestätigung vom Senate nicht eher erlangen als Anfangs Januar 1557.

Ob nun gleich dieser ganze Streit sich um eine Kleinigkeit drehte, so hatte er doch für Montalto die unangenehme Folge, daß die Venetianer durch die Hitze, mit welcher er die Autorität des Papstes geltend machen wollte, in ihrem ungünstigen Vorurtheile wider ihn bestärkt wurden. Der Senat fing an, ihm wenig Achtung zu beweisen, die Mönche spürten für ihre besonderen Interessen sein Betragen aus, und der Adel, oder besser die Vornehmen beobachteten ihn so sehr im Geheimen, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, auch die geringste Handlung zu verbergen. Jedoch seit langer Zeit schon an Widersprüche, Verdrießlichkeiten und Kränkungen gewöhnt, spottete er ihrer ängstlichen Wachsamkeit und übte auf alle Gefahr hin sein Amt mit Eifer aus.

Im Convent klagte man über seine rauhe und anmaßende Weise, die Theologie vorzutragen, und die Venetianer, die ihr einziges Glück nur in der Freiheit fanden, in deren Besitz sie waren, betrachteten ihn nicht anders als einen sehr strengen und harten Lehrer. Seine Freunde bereueten es ebenfalls, ihm zwei so verschiedene Aemter übertragen zu haben, von denen das eine große Sanftmuth, das andere aber Ernst und Strenge erforderte; und so groß auch der Geist, so umfassend auch das Genie Montalto's war, so war er vermöge seines Characters doch keineswegs der Mann, welcher mit der Kraft und Festigkeit eines Inquisitors die Güte, Sanftheit und Anmuth eines Lehrers der Theologie, womit ein solcher sich in die Herzen und Seelen seiner Schüler einschleichen muß, um ihre Lust zum Studiren zu wekken und zu beleben, zu verbinden gewußt hätte. Man sah auch in ihm immer nur den Inquisitor und fühlte für ihn nur Furcht; und floh darum seine Gemeinschaft, was ihn veranlaßte, sie seiner Seits seiner natürlichen Neigung gemäß zu behandeln. Dieses Mißverständniß brachte ihm viele böse Händel mit allen Conventualen, und einer davon konnte sehr fatal für ihn werden, als er nämlich auf gewisse Anklagen hin einen in der Stadt sehr geachteten Pater, Namens Julius, der auch dem Staate wesent-

liche Dienste geleistet hatte, zur Rechenschaft ziehen wollte. Der Ordensmann, Doctor der Theologie, bewies in seiner Vertheidigung vor Montalto wenig Respect, höchstens die Rücksicht, die ihm in seiner Eigenschaft als Inquisitor gebührte. Ja er ging darin so weit, daß er dem Montalto selbst aus seinem eigenen Leben etwas zum Vorwurfe machte. Aufgebracht über diese Insolenz, zumal in einem Zeitpunkte, wo gerade seine Würde ihn gegen derlei Vorwürfe sicher stellen mußte und weil sich jener Mönch durch Injurien rächen wollte, klagte Montalto denselben der Häresie an und wollte auf der Stelle auch die Zeugen gegen ihn vernehmen; als aber auch keiner aus dem Convente zeugen wollte, so würde er das ganze Kloster excommunizirt haben, wenn nicht schnell und kräftig genug der Nuntius sich wieder in's Mittel geschlagen hätte und zwischen den Inquisitor und die Religiosen getreten wäre. Der Senat, der nichts sehnlicher wünschte, als Montalto'n einmal bei einer Uebereilung oder auf einer Ueberschreitung seiner Instructionen zu überraschen, sah ruhig zu; würde aber nicht ermangelt haben, ihn an der fernern Ausübung seines Amtes zu verhindern, wenn er gegen die Privilegien des Staats oder vielmehr des Senates einen Act seiner Jurisdiction vorgenommen hätte ohne Zuziehung der vorschriftsmäßigen weltlichen Richter. Und dieses wäre in der Uebereilung in obigem Falle gewiß geschehen, hätte nicht der Nuntius noch zeitig den Schlag abgewendet und so den drohenden Wirren gesteuert.

Zweites Kapitel.

Die Pest in Venedig. Schließung aller Tribunale. Montalto hat vieles zu leiden. Erhebung des Paters Ghisilieri zum Cardinale. Montalto wünscht ihm schriftlich Glück dazu und empfängt eine sehr verbindliche Antwort zurück. Der Papst ernennt den neuen Cardinal Alexandrino zum obersten Inquisitor der Kirche. Montalto erhält Befehl, gegen die Buchhändler, welche verbotene Bücher verkaufen, einzuschreiten. Der Senat opponirt sich. Der Nuntius sucht den Streit wieder zu schlichten. Strenge Befehle des Papstes gegen jene Brüder, welche aus ihrem Convent getreten sind.

Da erschien in Venedig die Pest und brachte in alle Geschäfte gänzliche Stockung, und den Staat in Unruhe und Verwirrung. Alle Gerichtshöfe und Aemter wurden geschlossen. Montalto ge-

rieth in eine äußerst mißliche Lage. Fremd, unbeliebt, ja von dem größern Theile der Brüder gehaßt, litt er Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen. Der Senat hatte alle Klöster schließen lassen, und nur einige Ordenspriester, welche Muth und Nächstenliebe genug hatten, den Kranken und Sterbenden beizustehen, gingen aus denselben heraus. In dieser traurigen Zeit sah sich Montalto gänzlich verlassen und er war nahe daran, Hungers zu sterben. Einige wollen glauben, daß dieser züchtigende Engel vom Himmel gesandt worden sei, um gewisse Maßregeln, welche der Senat zum Verderben Montalto's ergriffen hatte, zu zerstören. Wenn wir auch dieses nun gerade nicht behaupten wollen, daß Gott zur Rettung Eines Menschen einen ganzen Staat mit dem Verderben heimsuche, so ist doch aber so viel sicher, daß Montalto dadurch einer sehr drohenden Gefahr entgangen ist.

Inmitten dieser Leiden und Drangsale wurde Montalto von einer Nachricht überrascht, die ihn mit der größten Freude erfüllte, so daß man ihn bei dem Durchlesen des Briefes jubelnd sagen hörte: „O Gott, welch ein Glück! Nichts in der Welt konnte sich jemals ereignen, was mir günstigere Aussichten hätte." Diese Nachricht betraf nämlich nichts weniger als die Ernennung des Paters Michael Ghisilieri zum Cardinal durch Paul IV. im Jahre 1557. Er ließ sich den Namen Alexandrinus geben, weil sein Geburtsort ganz in der Nähe der Stadt Alexandrien lag. Montalto hatte darum Grund genug zur Freude, da er mit Recht von der Erhebung seines wärmsten Freundes und Gönners sein ferneres Glück erwarten durfte. Und seine Erwartung ist auch nicht getäuscht worden, wie wir später erfahren werden.

Auf der Stelle eilte er zum Prior der Dominikaner, welchem er schon von seinen großen Verbindlichkeiten gegen diesen neuen Cardinal erzählt hatte, um ihm diese freudige Nachricht mitzutheilen. Er schickte auch ein Glückwünschungsschreiben an den Cardinal selbst ab, und erhielt ein eigenhändiges Schreiben von demselben als Antwort zurück, worin er ihn, nachdem er in freundschaftlichen Worten seinen Dank für seine Theilnahme an ihm ausgesprochen hatte, seines Schutzes in allen Begegnissen versicherte, und am Schlusse seinen innigen Wunsch ausdrückte, ihm auf andere Weise als durch bloße Worte die Achtung, welche er für seine Person hege, beweisen zu können. Montalto hat diesen sehr verbindlichen Brief lange Zeit aufbewahrt, und er

war so fest von der Aufrichtigkeit der darin ausgesprochenen Versicherungen und der Freundschaft des Cardinals Alexandrino überzeugt, daß ihm die Aeußerung entschlüpfte: „Wenn dieser Mann jemals Papst wird, so macht er mich zum Cardinale“ — eine Prophezeihung, die einer Aufschneiderei zwar ähnlich sah, aber in der Folge sich ganz bewahrheitete.

Nun des Schutzes zweier so mächtigen Cardinäle, als Carpi und Alexandrino waren, versichert, bekam er wieder frischen Muth gegen alle seine Feinde, die seine Pläne zu durchkreuzen suchten, und äußerte dieses auch eines Abends auf seiner Zelle in Gegenwart einiger Brüder, indem ihm unvorsichtiger Weise die Worte entschlüpften: „Er fürchte jetzt keine Feinde mehr; er habe Muth genug, sich gegen hundert Fürsten zu vertheidigen, wenn sie sich auch verbunden hätten, ihn anzugreifen.“ Natürlich wurde eine solche Großsprecherei weiter erzählt und kam auch den Senatoren zu Ohren, welche man überredete, daß Montalto mit den hundert Fürsten Niemand anders als sie selbst gemeint, also mit Verachtung von ihnen gesprochen habe. Hierin bestärkte er sie denn nun auch noch durch sein kühneres Auftreten, indem er Dinge unternahm, welche hinreichend waren, den Papst mit der Republik zu entzweien und deren Folgen für beide Mächte sehr empfindlich hätten werden können, wenn nicht der Nuntius mit Gegenbefehlen eingeschritten wäre.

Nach dem Tode Kaiser Karls V., der in dem Jahre 1558, nachdem er am 7. Sept. 1556 zu Gunsten seines Bruders Ferdinand die Kaiserkrone niedergelegt hatte, erfolgte, schloß der Papst mit dem Könige von Spanien Frieden und dadurch machte sich die Ausbreitung der Inquisition von selbst. Er wollte nicht bloß mehr die Verbrechen der Ketzerei und des Abfalls, sondern auch mehrere andere schwere Vergehen vor das Forum dieses Tribunals gebracht wissen. Er erwählte daher sechzehn Cardinäle zu obersten Richtern dieses Gerichtshofes, an deren Spitze er den Cardinal Alexandrino zum Groß-Inquisitor der ganzen Kirche ernannte, mit dem Befehle, sämmtliche Inquisitoren der Christenheit anzuweisen, sich von nun an mehr als jemals mit Eifer die Verwaltung ihres Amtes angelegen sein zu lassen.

Mit Montalto machte Alexandrino nun den Anfang, theils aus besonderer Freundschaft, theils um zu beweisen, welche Beachtung eine so berühmte Stadt, wie Venedig sei, verdiene, theils auch wohl, weil er in eben dieser Stadt eine durchgreifende Reinigung von den eingeschlichenen Häresien für nöthig erachtete.

Unter andern beauftragte er diesen Commissarius, den Buchhändlern aufzulegen, ohne seine Approbation weder ein Buch zu drucken noch zu verkaufen, und übersandte ihm zugleich ein großes Verzeichniß der von dem obersten Inquisitionstribunale zu Rom als der Ketzerei verdächtig censurirte Bücher. Auch befahl er ihm, allen Menschen jedes Alters und Standes das Lesen oder Aufbewahren dergleichen Bücher bei Strafe der Excommunication zu untersagen.

Nichts konnte unserm Montalto, der gern sein Ansehen geltend machte, willkommener sein, als diese strengen Befehle. Ohne Säumen wurden sie auch ausgeführt. Er ließ die Buchhändler alle vor sich bescheiden, fragte einen nach dem andern nach dem von Rom gekommenen Verzeichnisse, und gab ihnen auf bei Vermeidung sehr strenger Strafen, sogleich einen Katalog von allen in ihren Läden und Magazinen vorräthigen Bücher anzufertigen und ihm zu überreichen.

Diese Anordnung setzte die ganze Stadt in Staunen, welches bis auf den höchsten Punkt wuchs, als sogar einer derselben, weil er zu erscheinen sich weigerte und keine andere Obrigkeit anerkennen wollte, als die des Staates, förmlich excommunizirt und dieser Urtheilsspruch öffentlich an seinen Laden angeschlagen wurde. Der Senat betrachtete diese Prozedur als ein Attentat auf ihre Freiheit und gab einem Polizeidiener die Ordre, auf der Stelle jene Sentenz herabzunehmen und sie zu zerreißen. Ja er befahl sogar, den Diener Montalto's, welcher das Plakat an das Haus des Buchhändlers angenagelt hatte, festzunehmen. Glücklicherweise hatte dieser aber bei Zeiten an seine Sicherheit gedacht und sich in den Palast des Nuntius begeben. Uebrigens sah der Nuntius alle diese Balgereien und Wirrnisse mit großem Verdruße, und umsichtig und milden Characters wie er war, rieth er dem Montalto zu einem gelinderen Auftreten, überhaupt zu größerer Vorsicht, da durch ein Fortschreiten auf dieser schroffen Bahn die öffentliche Ruhe leicht Gefahr laufe, gestört zu werden und hieraus dem heiligen Stuhle nur böse und sehr nachtheilige Folgen voraussichtlich erwachsen würden. Als ihm Montalto dagegen einwandte: „Er thue ja nichts, als daß er die Befehle von Rom aus vollzöge" — erwiderte ihm der Nunzius: „Diese Befehle haben in Venedig ein ganz anderes Aussehen als in Rom."

Es war ihm jedoch nicht möglich, den Inquisitor zu einem gemäßigteren Betragen zu bewegen; im Gegentheile schrieb dieser

dem Cardinale **Alexandrino**, daß der Nuntius wenig Wärme für die Interessen des heiligen Officii zeige. Darüber wurden diesem nun in einigen Privatbriefen aus Rom Vorwürfe gemacht, und obgleich man den Angeber auf das sorgfältigste verschwieg und verheimlichte, so errieth er ihn doch sehr leicht. Er zog sich darum ganz von ihm zurück, ließ den Montalto alle diese Dinge, wie es ihm selbst gut dünkte, thun und nach Gefallen mit dem Senate, dem jener in eben dem Maße widerstrebte, in welchem er ihn entschlossen sah, seine Privilegien aufrecht zu erhalten, in Händel gerathen, ohne sich weiter darum zu kümmern. Seine Hartnäckigkeit ermüdete endlich die Geduld dieses Collegiums bis zu dem Grade, daß es mehr als einmal im Begriffe war, Montalto gefangen zu setzen; allein der Nuntius verhütete mit gewohnter Klugheit glücklicherweise einen so großen Scandal.

Gegen das Ende desselben Jahres erließ der Papst ein sehr strenges Edict, welches allen aus ihrem Convente ausgetretenen Mönchen, unter welchem Vorwande sie es auch immer gethan hatten, befahl, auf der Stelle wieder einzutreten. Mehrere von diesen zogen es aber vor, lieber über alle Berge zu gehen, und sich nach Genf oder andere von den neuen Häresien inficirte Orte zu begeben, als einem Decrete zu gehorchen, in welchem der Papst ihren Aebten und Prioren ꝛc. anbefohlen hatte, die Zurückkehrenden mit aller Strenge zu empfangen, welche ihre Zügellosigkeit verdiente. Diese Unglücklichen fielen also aus bloßer Furcht vor der Einsperrung oder anderen Klosterstrafen von der römisch-katholischen Kirche ab. In der That wurden auch alle diejenigen, welche sich über ihren Austritt entschuldigen oder rechtfertigen wollten, von den päpstlichen Behörden mit einer solchen Strenge behandelt, daß mehrere von ihnen in Eisen gelegt und viele auf die Galeeren geschickt wurden. Eine so gewaltsame und harte Verfahrungsweise brachte mehr als zweihundert derselben zur Verzweiflung, die sich dafür lieber der Ketzerei in die Arme warfen.

Nicht zufrieden damit, dieses Decret in dem Kirchenstaate zu publiciren, schickte der Papst dasselbe durch ganz Italien mit der Weisung an die Inquisitoren, alle diejenigen, welche sich weigerten, jenem Edicte Folge zu leisten, als solche zu verfolgen, die in die excommunicatio major verfallen wären, und keine Rücksicht auf die Person zu nehmen.

Montalto, dem man hierbei noch insbesondere eine große Sorgfalt anempfahl, hatte dieses Edict nicht sobald empfangen,

als er auch sogleich die Einregistrirung desselben mit Eifer beantragte: allein der Senat forderte erst Zeit, um dasselbe zu prüfen, und sandte nach einigen Tagen die Antwort, daß sich dieses Decret nicht leicht mit der Sanftmuth der Regierung der Republik vertrage, welche bei Bestrafung der Schuldigen mehr auf Gnade als auf die strenge Gerechtigkeit Bedacht nehme. Sie sei zwar mit der Publication dieser Ordonnanz zufrieden, müsse aber fest darauf bestehen, daß kein Strafurtheil gegen irgend welche Schuldigen abgefaßt, oder vollführt werde ohne Mitwirkung der gesetzlichen weltlichen Richter, welche von ihrer Seite angeordnet seien, um im Verein mit dem Inquisitor in Inquisitionsprozessen zu erkennen.

Solcher herumstreichender Mönche gab es dazumal in Venedig eine sehr große Menge, selbst vom Orden des heiligen Franziskus, von denen der größte Theil unter dem Schutze der ersten Senatoren in Privathäusern lebte. Diese zuchtlosen Mönche machten sich über den Inquisitor und über die Edicte des Papstes lustig, indem sie auf den Schutz pochten, den man ihnen gewährte, den sie aber auf diese Weise mißbrauchten. Montalto versuchte, um sich bei Seiner Heiligkeit zu insinuiren in strenger Befolgung der päpstlichen Bulle, alle Mittel und Wege. Manche verfolgte er sehr hart, andere excommunicirte er und ließ diese Sentenz an die Thüre ihrer betreffenden Refectorien anschlagen u. s. w.; aber alle diese Proceduren dienten nur mehr dazu, den Haß der Brüder gegen ihn zu vergrößern als sie zu bessern. Ja der Senat selbst spottete dieser Ungestümigkeit, wie man des Inquisitors fast allzu großen Eifer nennen sollte, indem er dessen leere und ohnmächtige „Drohungen“ verlachte und ihn das unangenehme Gefühl empfinden ließ, welches das Bewußtsein eines verhöhnten Ansehens immer erregt.

Drittes Kapitel.

Der Ordensgeneral beruft den Pater Montalto, um bei einem Provinzialkapitel zu präsidiren. Tod des Papstes Paul IV. Montalto's Besorgnisse. Er geht während der Sedisvacanz nach Rom. Unzufriedenheit der Cardinäle Carpi und Alexandrino hierüber. Montalto's Hoffnung, Provinzial in der Mark zu werden, wird vereitelt. Unordnungen in Rom. Pius IV. besteigt den päpstlichen Stuhl. Montalto wird wieder nach Venedig gesandt. Das Jahr 1559 ist merkwürdig durch mehrere wichtige Todesfälle.

Zu Anfang des Juni 1559 war in den Staaten der Republik Venedig ein Provinzialcapitel ausgeschrieben worden, und der

General übertrug dem Montalto das Präsidium, theils um denselben durch eine solche Ehre die Beschwerlichkeiten und Kränkungen seiner schwierigen Stellung vergessen zu lassen, theils auch um sich sein Vertrauen zu sichern. Zugleich empfahl er ihm den Pater Antonius von Treviso als vorzüglichsten Candidaten zum Amte eines Provinzials, der auch außer einem großen Anhange und der Empfehlung des Generals noch mehrere Briefe von den Cardinälen Carpi und Alexandrino an ihn hatte.

Gleich bei der Eröffnung des Capitels entstanden mehrere Streitigkeiten über gewisse Anordnungen, welche Montalto in seiner Eigenschaft als delegirter Commissarius befolgt wissen wollte. Der größte Theil der Versammlung opponirte ihm mit der Verwahrung, daß es gegen ihre Privilegien sei, deren sich der Orden unter dem Schutze des Senates erfreue. Dieses Gezänke war nahe daran die Versammlung wieder aufzulösen, wenn Montalto nicht die Unmöglichkeit eingesehen hätte, seine Vorschläge durchzusetzen, und von seinem Vorhaben abgegangen wäre. Indessen hatte dieser Ausgang des Streites doch die nachtheilige Folge, daß sein Credit bei der Versammlung etwas sank, wodurch er außer Stand gesetzt wurde, die Stimmen nach seinem Plane zu disponiren, und zu seinem Ziele zu gelangen. Ganz wider seinen Willen wurde der Pater Cornelio Divo aus Venedig zum Provinzial gewählt. Da dieser sich den Ansichten Montalto's entschieden widersetzte, so wählten die Brüder ihn um so lieber zu ihrem Provinzial, als er schon wegen seiner Verdienste bei ihnen in großer Achtung stand. Auch hatte sich der Senat für ihn beim Capitel verwandt, und eine solche Empfehlung konnte eines guten Erfolgs nicht ermangeln: denn alle Mönche des venetianischen Staates achteten eher die Empfehlung des letzten Senators als die von zehn oder zwölf Cardinälen.

Nach dem Schlusse des Capitels eilte unser Montalto, über den schlechten Erfolg seiner Pläne sehr unzufrieden, wieder nach Venedig zurück. Er ließ sogleich einige Ordonnanzen des Generals bekannt machen, und begann nun von Neuem die gerichtlichen Verfolgungen gegen die widerspenstigen Mönche. Aber die Venetianer achteten diese Drohungen wenig, vielmehr vertheidigten sie den Besitz der kostbaren Freiheit, womit sie Gott beschenkt, auf das hartnäckigste und verließen sich auf die anerkannt hohe Klugheit des Senats, was endlich den Dogen selbst bewog, dem

Pater Montalto durch einen Secretär sagen zu lassen: „Ew. Reverenz machen sich viele Last und uns auch." „„Wenn der römische Hof mich in Ruhe ließe"" — antwortete dieser — „„so würde ich auch Niemanden darin stören.""

In dieser Zeit ereignete sich der Tod Paul's IV., welchem Heinrich II. von Frankreich kurz zuvor vorangegangen war, der das Unglück gehabt hatte, auf einem großen zur öffentlichen Freude über den mit Spanien abgeschlossenen Frieden angestellten Turniere getödtet zu werden. Man schiebt die Ursache des Todes Paul's IV. allgemein dem Kummer zu, welchen ihm das unglückliche Ende seines Bruders, der am 18. August desselben Jahres erdrosselt wurde, verursachte. Das Hinscheiden dieses Papstes machte übrigens dem römischen Volke wenig Betrübniß, noch weniger aber den Venetianern, weil sie in ihm den allzueifrigen Beförderer der so verhaßten Inquisition erkannten. Venedig war überdieß immer sehr eifersüchtig auf seine Freiheit, und betrachtete jedes Tribunal einer fremden Macht als einen Eingriff in seine Privilegien; und so hatte es sich denn auch überredet, daß die Päpste durch die Einführung der Inquisition nichts geringeres bezweckten, als seine Macht und sein Ansehen zu schwächen.

Diese Nachricht nun beunruhigte Montalto nicht wenig, da er Grund genug hatte zu befürchten, daß die Venetianer, deren große Mißstimmung gegen ihn selbst er wohl kannte, ihm arg mitspielen würden, weil er sie nicht mehr durch die Furcht vor dem Zorne eines festen und entschlossenen Papstes, wie Paul IV. war, im Schach halten konnte. Diese Betrachtungen überredeten ihn, sich so schnell als möglich zurückzuziehen, weil auch keine Wahrscheinlichkeit war, sich allein dem Senate gegenüber während der Vacanz des heiligen Stuhles halten zu können; zumal da die Gewalthaber Italiens und insbesondere die Venetianischen gewöhnlich diese Zeit benutzten, um sich für die mißliebigen Anordnungen von Seiten der römischen Curie zu rächen.

Er theilte seinen Entschluß dem Nuntius mit, der ihn um so mehr billigte, als eben jetzt wieder eine Gelegenheit zu einem neuen Zwiespalte zwischen ihm und dem Senate, dessen Folgen für Montalto ohne Zweifel sehr böse geworden sein würden, in nächster Aussicht stand.

Er reiste am 1. September von Venedig ab, fest entschlossen, nicht wieder in ein Land zurückzukehren, in welchem die

Diener des römischen Hofes genöthigt waren, die Privilegien des Staates wohl im Auge zu haben, oder sich unabläſſig zur Flucht bereit zu halten, um einer ſchimpflichen Gefangenſchaft zu entgehen. Auf ſeiner Reiſe nach Rom traf er unterwegs zwei deutſche Edelleute, welche deſſelben Weges zogen und an ſeiner Geſellſchaft ſo großes Vergnügen fanden, daß ſie ihn auf der ganzen Reiſe frei hielten. Einer von ihnen ſagte oft ſcherzend zu ihm: „Muth, Muth, mein Pater, wenn Sie Luſt haben, Papſt zu werden, ſo wollen wir gleich daran arbeiten, ſobald wir nach Rom kommen werden;" worauf Montalto in demſelben Tone entgegnete: „Euer Wille geſchehe; ich unterziehe mich der Laſt dieſer Bürde."

Allein die Beamten des heiligen Officii, keinen ausgenommen, und beſonders die Cardinäle Carpi und Alexandrino legten ſeine Rükkehr nach Rom anders, und zwar ſehr zu ſeinem Nachtheile aus, weil es auf den Ruf ihres Tribunals ſo wie auf ſeinen eigenen perſönlichen ein böſes Licht werfe. Man würde nun ſagen, daß er aus Haß gegen die Inquiſition aus Venedig gejagt worden ſei, und daß ihn ſeine Obern in dieſer Lage ſchlecht unterſtützt hätten u. ſ. w. — Und in der That beſtätigte ſich auch dieſe Vorausſetzung; denn es war wirklich ein derartiges Gerücht im Umlauf.

Als er über ſein Verhalten ſich rechtfertigen wollte, entſchuldigte er ſeinen Abgang von ſeinem Poſten theils mit der Mißſtimmung des Senates, theils mit dem Widerwillen der Religioſen, theils auch mit dem gegenwärtigen kritiſchen Zuſtande der öffentlichen Angelegenheiten. Jedoch alle dieſe Gründe wurden von den Räthen des heiligen Officii nicht anerkannt, vielmehr verwieſen ſie es ihm ſehr, eine ſo große Schwäche gezeigt und ſein Amt in einem Zeitpunkte verlaſſen zu haben, wo ohne Zweifel ſeine Gegenwart am nöthigſten geweſen ſei, um die Inquiſition in Venedig aufrecht zu erhalten, deren Intereſſen aber ſchlecht vertreten worden ſeien durch ihren Vicarius, den ſie an ihrer Statt geſandt hätten.

Aber eben dieſe Gründe, welche jetzt gegen ihn zeugten, dienten bald dazu, ihn gerade zu rechtfertigen. Denn der ſchon lange genährte Groll des römiſchen Volkes über das drückende Joch jenes ſtrengen Tribunals brach jetzt mit der Wuth einer aus langen Feſſeln befreiten Leidenſchaft hervor und ſtieg bis auf den Grad, daß ſie den Palaſt dieſes Gerichtshofes verbrannten, ja ſogar eine marmorne Statue des verſtorbenen

Papstes, welche man im Palaste der Conservatores errichtet hatte und das Werk eines der ausgezeichnetsten Bildhauer jener Zeit war, durch Abschlagen des Kopfes und des rechten Armes verstümmelten, und sie drei Tage lang unter den schändlichsten Mißhandlungen und Schmähungen in den Straßen Roms herumschleiften.

„Da will ich doch lieber ein einfacher Mönch bleiben" — äußerte Montalto bei dem Anblicke dieser Greuel gegen einen seiner Freunde — „als erster Richter der Inquisition in Venedig sein. Denn wenn ich jetzt noch in jener Stadt wäre, so könnte mir dort leicht persönlich dasselbe geschehen, was man hier an der Bildsäule des Papstes gethan hat." Und als der Cardinal Carpi gelegentlich einmal wieder sein Mißfallen über Montalto's Flucht aus Venedig äußerte, war eben jener Aufruhr die beste Rechtfertigung für ihn: „Wie hätte ich allein wohl offen mich der Wuth der Venetianer aussetzen können," — antwortete er auf jenen Vorwurf — „da selbst das ganze heilige Cardinalscollegium nicht einmal das Bild eines Papstes vor der Wuth eines Volkes hat schützen können, das doch in fast sklavischer Abhängigkeit von diesem lebt!"

Montalto machte sich Hoffnung, in einem demnächstigen Capitel der Mark zum Provinzial derselben erwählt zu werden, weil er glaubte, daß das Ansehen seiner hohen Gönner und die Betrachtung der verdienstvollen Aemter, welche er schon bekleidet hatte, dießmal die Wahl viel leichter machen würde, als das erste Mal, da man jetzt seine allzu große Jugend und seine Unerfahrenheit in den Ordensgeschäften zum Vorwande seiner Ausschließung wohl nicht mehr anführen könne. Obschon ihn der Cardinal Alexandrino lieber wieder nach Venedig geschickt hätte, versprach er ihm doch zur Erreichung seines sehnlichsten Wunsches nach Kräften behülflich zu sein, fragte ihn aber vorher sehr vertraulich, ob er lieber drei Jahre lang Provinzial in der Mark sein wolle, oder lebenslang Inquisitor in Venedig? Montalto entgegnete ihm hierauf achselzuckend mit einem abgerissenen Verse Ovids: Carus amor patriae.

Die Empfehlung Carpi's, der als Protector des Ordens alles zu Gunsten Montalto's sich versprechen durfte, war beim General von großem Gewichte, da der Cardinal ihm vorstellte, daß es die Billigkeit erheische, den Montalto jetzt für seine Zurücksetzung in dem letzten Capitel zu entschädigen. Auch schrieb er eigenhändig mehrere Briefe an die vorzüglichsten Wähler der

Provinz, um sich ihrer Stimmen für seinen Schützling zu vergewissern. Unter diesen schönen Aussichten reiste Montalto mit den besten Hoffnungen zum Kapitel, sah sich aber sehr getäuscht; denn weder der General, noch eine nennenswerthe Anzahl der übrigen Religiosen gaben ihm ihre Stimmen, und so reiste er auch eiligst wieder nach Rom zurück, ohne das Ergebniß der Wahl vollständig abzuwarten.

Alles dieses ereignete sich während der Erledigung des päpstlichen Stuhles, welche wegen der Unruhen in Rom vier Monate dauerte. Endlich wurde am 26. December (1559) der Cardinal Johannes Angelus von Medicis aus Mailand, und aus einem andern Stamme als die Florentiner Medicis, zum Papste gewählt, und trat die Regierung an unter dem Namen Pius IV.

Obgleich sich dieser Papst den Vorsatz gemacht hatte, die Inquisitions-Angelegenheit mit Vorsicht und Mäßigung zu behandeln, so beredeten ihn doch der Cardinal Alexandrino und das heilige Officium, den Montalto wieder nach Venedig zu schicken, nicht ohne den Widerspruch einiger Anderen, welche es für besser erachteten, das Inquisitoramt in jener Stadt lieber den Händen eines weniger strengen und sanfteren Mannes anzuvertrauen. Allein Alexandrino, der wohl wußte, mit welcher Kraft und Energie Montalto aufgetreten war, und der durch die absichtliche Zurücksendung desselben an einen Ort, den er gewissermaßen in feiger Flucht verlassen hatte, seine Ehre und gesunkene Autorität wieder hergestellt wissen wollte, setzte dieselbe hartnäckig durch.

Den größten Theil seiner Arbeiten schaffte dem Montalto das Kloster selbst, so daß er eines Tages zu einem Freunde sagte, er wundere sich und könne es fast nicht begreifen, wie er in demselben Augenblicke sich die Gunst und Freundschaft hoher Prälaten und zugleich den Haß seiner Klosterbrüder zuziehen könne." — „Dieser bizarre Zug Ihres Charakters" — meinte jener dagegen — „bringt Sie vielleicht eines Tages noch auf den päpstlichen Thron."

Sehr merkwürdig war übrigens das Jahr 1559 durch die vielen Todesfälle hoher Personen und Gewalthaber. Binnen fünfzehn Monaten waren gestorben ein Papst, ein Kaiser, zwei Könige von Frankreich, ein König und eine Königin von England, ein König von Portugall ein König von Dänemark, eine Königin-Wittwe von Polen, die Königin Maria von Ungarn, die Königin Eleonore,

der Doge und der Patriarch von Venedig, der Herzog von Ferrara, dreizehn Cardinäle und mehrere andere noch durch Rang oder Talente ausgezeichnete Personen.

Viertes Kapitel.

Montalto reist über Florenz und Bologna wieder nach Venedig. Neue Verfolgungen. Man betreibt durch den venetianischen Gesandten in Rom seine Zurückberufung. Er selbst bittet den Cardinal Alexandrino darum. Aeußerste Strenge. Durch eilige Flucht entgeht er dem Gefängnisse. Er wird unter die Zahl der Räthe des heiligen Officii aufgenommen. Die Cardinäle Caraffa und alle übrigen Neffen und Verwandten des vorigen Papstes werden sammt aller Dienerschaft auf päpstlichen Befehl arretirt. Montalto wird bei dem Processe über jene vom Cardinal Carpi, als erstem Richter, unter die Zahl der geheimen Räthe aufgenommen.

Nachdem Montalto neue Instructionen und Mandate in Empfang genommen hatte, reiste er Anfangs Januar 1560 von Rom ab, mit der Zusicherung von Seiten des Cardinals Alexandrino, daß ihm auch noch glänzendere und wichtigere Aemter übertragen werden würden, wenn er des römischen Hofes Zufriedenheit mit seiner jetzigen Amtsthätigkeit sich zu erwerben wissen werde. Montalto versprach bei der Abschiedsaudienz dem Cardinale, sein Möglichstes zu thun, drückte aber zugleich das Bedenken aus, daß es wohl fast unmöglich sein werde, den heiligen Stuhl mit den Venetianern jemals ganz zufrieden stellen zu können.

Zu Montalto's großer Freude bot sich ihm ein gewisser Doctor aus Modena, der ebenfalls nach Venedig reisen wollte, zum Reisegefährten an; sie konnten sich aber nicht über die zu nehmende Straße einigen. Der aus Modena wollte über Loretto reisen, Montalto dagegen hatte die Absicht, die Provinz Mark so viel als möglich zu umgehen, und antwortete jenem auf alle Gründe, womit derselbe seinen Widerstand zu besiegen gedachte, nichts als, daß er sich nimmer entschließen könne, als einfacher Mönch durch eine Provinz zu reisen, welche ihn zweimal von der Würde eines Provinzial zurückgewiesen habe. Diese und dergleichen Aeußerungen, welche den Brüdern jener Klöster, durch welche sie reisten, erzählt wurden, weckten die Abneigung und

den Haß derselben gegen unsern Montalto von Neuem wieder auf, so daß sich selbst sein Reisegefährte aus Modena über die Geringschätzung ärgerte, mit welcher sie von ihm sprachen, die fast einstimmig erklärten, wie glücklich sie sich fühlten, nicht unter seinem Regimente zu stehen.

Montalto kam nach einem dreiwöchentlichen Marsche über Florenz und Bologna in Venedig an. Er wurde, wie sich das wohl nicht anders erwarten ließ, ziemlich kalt empfangen. Die Angelegenheiten der Inquisition fand er in einem weit schlimmeren Zustande wieder, als worin er sie verlassen hatte. Er ging sogleich mit feurigem Eifer an deren Wiederherstellung in einen bessern Zustand, und ebenso bald brachen auch die Verfolgungen von Neuem wieder gegen ihn aus. Die Brüder verklagten ihn wiederholt beim Senate, und schrieben endlich sammt und sonders an den Cardinal-Protector des Ordens und an den obersten Inquisitionshof in Rom: Montalto bringe dem guten Rufe des heiligen Officiums den größten Nachtheil; man solle durch Gegenbefehle einem Scandale vorbeugen, der unfehlbar eintreten werde, wenn man jenem nicht bald ein anderes Amt übertrage.

Einige Senatoren wandten sich gleichzeitig mit Billigung des Senats an den Gesandten der Republik beim römischen Hofe, um bei den ersten Richtern der Inquisition zur Abrufung Montalto's ernste Schritte zu thun; weil die unerbittliche Strenge und Schroffheit, mit welcher er die Geschäfte behandle, eines Tages zu großen Unruhen unter den Brüdern, ja selbst im Schooße des Senates, und vielleicht gar zu Mißhelligkeiten zwischen Seiner Heiligkeit und der Republik Anlaß geben könnte.

Von allen diesen Schritten war Montalto wohlunterrichtet; nichtsdesto weniger ging er aber seinen gewohnten Weg. Indessen sah er doch bei näherer Beleuchtung wohl voraus, daß die Folgen für ihn sehr böse werden konnten, und daß eine schimpfliche Vertreibung aus Venedig noch das geringste war, was ihm widerfahren konnte. In demselben Augenblicke also, wo jene an seiner Abberufung arbeiteten, betrieb er insgeheim seine Beurlaubung, und lag dem Cardinal Alexandrino an, um seiner und seines Gewissens Ruhe willen ihm die Rückkehr nach Rom zu erlauben. Mündlich wolle er ihm die Gründe auseinander setzen, welche ihn zu dieser Bitte bewegten. Da der Cardinal den Stand der Dinge nun wohl sah, so machte er auch keine Schwierigkeit, den erbetenen Urlaub zu bewilligen.

Bei aller Sehnsucht nach seiner baldigen Abreise von Venedig suchte er dennoch jede Gelegenheit auf, um seinen Feinden Beweise von der Verachtung zu geben, welche er gegen sie fühlte. Er behandelte die Geschäfte der Inquisition mit einer ungewöhnlichen Strenge und Härte, und opferte seine eigene Ruhe auf, um die der Andern zu stören. Indem er die Dauer seines Amtes, seinen eigenen und seiner Feinde Wünsche gemäß, ihrem Ende entgegengehen sah, wollte er selbst den Rest derselben noch aufs Spiel setzen, und ließ nun gerichtliche Verfolgungen, Vorladungen und Excommunicationen rasch und unaufhörlich aufeinander folgen, so daß sich endlich der Senat bewogen sah, mit seiner Autorität ins Mittel zu treten und ihm zu verbieten, in Sachen zu erkennen, welche vor keinem fremden Gerichte abgeurtheilt werden könnten, ohne die Freiheit des Staates zu verletzen, und erklärte ihm, daß er (Montalto) für alle übeln Folgen, welche aus einer Uebertretung jenes Verbotes hervorgehen dürften, selbst verantwortlich werden müsse.

Ein Religiose seines Ordens, der nicht zu seinen Freunden gehörte, war in Untersuchung gewesen und es war ihm wegen Ketzerei der Prozeß gemacht worden. Allein da er keiner einzigen von alle den Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben worden waren, überführt werden konnte, so wollte es der Senat nicht zugeben, daß man ihn der Inquisition überliefere, indem er behauptete, jener Angeklagte müsse nach den Staatsgesetzen und von weltlichen Richtern gerichtet werden. Erbittert über diesen Widerspruch des Senates ließ Montalto an der Thüre der Kirche di Santo Marcello eine Verwarnung an den Senat anschlagen, in welcher er einen gewissen Beamten aufforderte, vor ihm zu erscheinen und sich zu verantworten. Unterdessen hatte er eine Gondel bereit halten lassen, und in demselben Augenblicke, da jenes mit Einbruch der Dunkelheit an die Kirchthüre angeschlagen wurde, reiste er aus Venedig ab. Und es war Zeit. Denn kaum hatte der Senat Kunde von diesem gewagten Unternehmen erhalten, so ließ er dem Montalto in aller Eile nachsetzen, um ihn festzunehmen. Zu seinem größten Glücke hatte er aber einen zu großen Vorsprung, als daß sie ihn erreichen konnten. Wäre er damals den Venetianern in die Hände gerathen, so würde er wohl niemals Papst geworden sein

Nachdem er einer so großen Gefahr glücklich entronnen war, gelangte er gegen Ende Octobers in Rom an, wo] er erst den Anschlag des Senates auf seine Person erfuhr. Seine

Freunde waren darüber sehr beunruhigt, und als sie ihn in Sicherheit wußten, freuten sich mit ihm eben so, als wenn er den Händen der türkischen Corsaren entgangen wäre.

„Wenn du nicht gute Beine gehabt hättest" — sagte einer seiner engsten Freunde, mit dem er alle seine Studien gemacht hatte, zu ihm — „so glaube ich in der That, die Bückelhäringe würden dich haben hängen lassen."

„Davor werde ich mich aber hüten," — entgegnete Jener — „bevor ich Papst geworden bin."

Und in demselben scherzenden Tone antwortete er einem andern Freunde auf eine ähnliche Bemerkung:

„Da ich mir das Gelübde gethan habe, einst noch in Rom Papst zu werden, so habe ich noch nicht daran gedacht, mich erst gelegentlich in Venedig hängen zu lassen."

Fünf Tage nach seiner Ankunft in Rom, nachdem er sich über sein Verhalten bei den letzten Zerwürfnissen mit den Venetianern gerechtfertigt hatte, wurde er durch Vermittelung der beiden Cardinäle, deren Günstling er war, unter die Zahl der Räthe der Congregation des heiligen Officii aufgenommen. Die Conventualen der heiligen Apostel, von denen er bekanntlich nicht besonders geliebt wurde, erklärten, daß sie ihm von nun an keinen Unterhalt mehr schuldig seien, und verweigerten ihm sogar das Essen an demselben Tage noch, als er zum Inquisitionsrath ernannt worden war. Er war genöthigt, dasselbe aus seiner eigenen Tasche an den Küchenmeister des Klosters zu bezahlen. Aus dieser Verlegenheit wurde er nun dadurch gezogen, daß die Inquisitionsmitglieder ihm eine (übrigens sehr mittelmäßige) Pension verschafften. Diese Schwierigkeit war also gehoben, aber nun machte man ihm wieder eine andere in Betreff der Wohnung. Der General gab ihm drei Tage Zeit, sich irgend eine in der Stadt zu suchen; allein Carpi und Alexandrino, welche durchaus dagegen waren, daß er außerhalb eines Klosters wohnen dürfe, erwirkten vom Papste selbst einen Befehl, ihm in jenem Convente eine Wohnung zu geben. Hier konnte freilich der General nicht umhin zu gehorchen und er wies ihm zwei Zimmer an, welche Pater Gaspard aus Neapel, Procurator des Ordens, in der Hoffnung, eines Tages ihm in diesem Amte nachzufolgen, mit einem Maulthiere übergab, um desto besser seinen Dienst beim heiligen Officium ausüben zu können.

Zu eben dieser Zeit traten Begebenheiten in Rom ein, welche einen sehr tragischen Ausgang hatten und der Nachwelt ein

großes Beispiel hinterließen, wie man auch große Herren in Pflicht halten könne. Da auch Montalto hierbei keine unwichtige Rolle spielte, so müssen wir uns doch dabei etwas verweilen.

Gleich nach der Erhebung Pius IV. war es dessen erster Gedanke, die Stadt von dem Unflathe zu reinigen, womit sie die Nepoten seines Vorgängers angefüllt hatten, da dieser selbst, als er noch am Leben war, die Macht nicht hatte, diesem schmachvollen Unwesen ein Ende zu machen. Er befahl daher beim Austreten aus dem Consistorium, das am siebenten Juni solle gehalten werden, Morgens sieben Uhr die beiden Cardinäle Carl und Alfons Caraffa, von denen der erste ein Neffe, der andere ein Groß-Neffe Pauls IV. war, fest zu nehmen. Eine gleiche Ordre von demselben Tage befahl, sich des Johann, Grafen von Montorio, Bruder des Cardinals Carl Caraffa, der seit zwei Tagen in Rom angekommen war, zu bemächtigen. Diesen nannte man damals Herzog von Palliano, da sein Oheim ihn mit diesem Herzogthume, welches er den Colonna's trotz der großen Verdienste dieses Hauses um den heiligen Stuhl genommen, belehnt hatte. Auch sein Stiefbruder, der Graf von Alis, und Bernhard von Gardino, dessen Vater, wurden in das Gefängniß gesetzt.

Diese Männer, welche sich nicht im Geringsten dessen versehen hatten, was über sie beschlossen war, erstaunten nicht wenig darüber, sich so unvermuthet arretirt und mit einer großen Anzahl Bediente und Creaturen des Hauses Caraffa in den Kerker gebracht zu sehen. Auch wurden alle diese Verhaftbefehle von dem damit beauftragten Polizeihauptmanne so pünktlich ausgeführt, daß kein einziger von denen entwischte, welche er auf seinem Zettel hatte; weshalb ihm der Papst auch zur Belohnung seiner Treue und Vorsicht hundert Goldstücke auszahlen ließ.

Um indessen dem Publikum zu beweisen, daß er bei Ergreifung dieser strengen Maßregeln ohne alle Leidenschaft handle, so ordnete er an, daß der Prozeß der beiden Cardinäle auch vor einem Cardinalscollegium, dessen Chef der Cardinal Carpi war, der Prozeß der übrigen Verhafteten aber vor dem Monsignore Geronimo Federici, Bischof von Sagona und Gouverneur von Rom, in Verbindung mit dem Staatsanwalt Alexander Paleuterio geführt würde.

Montalto kam gerade nach Rom, als diese Angelegenheit mit dem größten Eifer betrieben wurde. Er wurde sogleich zu einem jener sechs geheimen Räthe erwählt, nach deren Gutachten

sich die zu Gericht sitzenden Cardinäle bei der Instruction dieses Prozesses leiten ließen. Außerdem hatte der Cardinal Carpi noch besondere Privatconferenzen mit ihm; überzeugt, daß der Rath eines Mannes, welcher ein ebenso großer Theologe als vollendeter Praktiker auf dem Felde einer strengen Justiz war, ihm die Gewissensbisse ersparen werde, welche ein Urtheil in dieser höchst wichtigen Untersuchung mit sich bringen konnte. Selbst Federici, ein von Natur strenger Mann, hatte ihn ebenfalls zu seinem geheimen Consultator erwählt. Als dieß die Brüder im Kloster erfuhren, äußerten sie ganz unverholen, daß, wenn Montalto mit in den Rath der Gerichtscommissäre berufen worden sei, die armen Signori wohl die härteste Strafe zu gewärtigen haben würden.

Nach einer neunmonatlichen Arbeit wurde die Untersuchung geschlossen und das Resultat im vollen Consistorium vorgetragen. Die Cardinäle Caraffa wurden des Abfalles vom Papste selbst überführt. Die Grafen von Montorio und Alis wurden durch den Gouverneur von Rom mit ihrem Vater Leonhard von Gardino des Mordes und mehrerer anderer Verbrechen für schuldig befunden. Alle vier wurden zum Tode verurtheilt und dem Criminalrichter der Befehl ertheilt, das Urtheil nach den Gesetzen des Landes vollziehen zu lassen. So wurden denn die Cardinäle im Gefängnisse erdrosselt, die zwei übrigen aber auf einem öffentlichen Platze enthauptet. Montalto hatte den Auftrag, einen von den Schuldigen auf seinem letzten Gange zu begleiten und ihn vorzubereiten. Als ihn daher Jemand fragte, ob er die Angelegenheit des Seelenheils des Delinquenten ebenso streng gehandhabt habe, wie dessen irdische, antwortete er: „Die einzige Ungerechtigkeit, welche man diesen hat widerfahren lassen, besteht darin, daß man sie neun Monate gefangen gehalten hat; und wenn ich Papst gewesen, so würde ich sie in ebenso viel Tagen haben wegschaffen lassen."

Fünftes Kapitel.

Bemühungen der Brüder, Montalto zum Concil nach Trient zu schicken. Tod des Franziskanergenerals. Montalto General-Procurator des Ordens. Der Tod des Cardinals Carpi verursacht ihm viel Kummer und Besorgniß. Zwist mit dem neuen General Avosta. Marc Anton Colonna, ein Schüler Montalto's, erhält den Cardinalshut. Auf dem General-Capitel in Florenz wird Montalto seiner Würde entsetzt, nachdem er freiwillig ohne Urlaub dasselbe verlassen hatte.

Diese ersten Beschäftigungen und Sorgen für die inneren Angelegenheiten und eine strenge Rechtspflege seines Landes hinderten indessen den Papst Pius nicht, zugleich an die Fortsetzung des Tridentinischen Concils zu denken, bei welchem er auf seine eigenen Kosten mehrere hohe Prälaten und eine Anzahl durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Theologen unterhielt. Die Conventualen von den heiligen Aposteln boten bei dem Cardinal Carpi alles auf, um diesen zu vermögen, den Montalto zum Concil nach Trient schicken zu lassen, weil sie ihn fürchteten; indessen da dieser Prälat es wohl einsah, daß eine solche Stellung dem Montalto weder angemessen noch angenehm war, so ging er nicht auf deren Wunsch ein. Montalto hütete sich seiner Seits, sich in einer Zeit, wo man mit der Wahl eines neuen General-Procurators des Ordens umging, aus Rom zu entfernen. Er hatte Grund sich zu überreden, daß man bei Besetzung dieses Amtes an ihn denken werde; und das war auch hauptsächlich die Ursache, warum die Brüder seine Sendung zum Concil so eifrig betrieben. Nichts desto weniger wurde er auf Pfingsten 1561, wo Pater Gaspard von Neapel aus dem Amte trat, zum General-Procurator erwählt, trotz einiger Widersprüche mehrerer Wähler, bei denen auch das Privatinteresse mitredete. Jedenfalls hatte aber neben seinen wirklichen Verdiensten auch die Empfehlung des Cardinal-Protectors Carpi viel zu seiner Wahl beigetragen.

Einige Monate darauf starb der General, welcher ihm nicht sehr geneigt und auch seiner Wahl zum Procurator entgegen gewesen war. Der Pater Avosta, Generalvicar des Ordens, ein Mann von sehr mittelmäßigen Kenntnissen, aber stolzen und lebhaften Geistes, der von je ein Gegner der Pläne Montalto's gewesen war und sich auch noch kürzlich ganz direct gegen dessen Erwählung zum Procurator erklärt hatte, wurde zum Ordensgeneral ernannt.

Nach einer Bestimmung der Ordensregel gehört Alles, was der General bei seinem Ableben besitzt, seinem Nachfolger. Deßhalb erhob der Pater Avosta seine Ansprüche auf das von seinem Vorgänger hinterlassene Geld; allein Montalto opponirte sich und bewies, daß dieser Nachlaß viel mehr dem Orden zu Gute komme, als einer Privatperson. Er schrieb in kräftigen Ausdrücken an den Cardinal-Protector, und brachte es dahin, daß durch die Vermittelung des Cardinals Carl Borromäus, welcher in der Folge heilig gesprochen worden ist, und damals als Neffe des Papstes alle Angelegenheiten der Kirche leitete und regierte, ein päpstliches Breve erwirkt wurde, kraft dessen Alles, was dem verstorbenen Generale angehört habe, dem Convente der heiligen Apostel zu Nutzen kommen solle. Dieses Breve kam zur Ausführung im Jahre 1562, und es wurde das vom General hinterlassene Geld theils zum Bau einer Wohnung für den General, theils zur Verschönerung der Sakristei und Verbesserung der Orgel verwandt.

In eben diesem Jahre, in welchem das Concil von Trient zum dritten Male unterbrochen wurde, hatte Montalto noch sehr verdrießliche Händel mit seinem Generale, aus denen ihn indessen der Cardinal-Protector, nachdem er sich von der Wirklichkeit der gegen jenen geschmiedeten Intriguen unterrichtet hatte, mit Ehren und in allen Klagepunkten gerechtfertigt, wieder herauszog.

Dieser ebenso edelmüthige als eifrige Beschützer Montalto's starb bald nachher, im Jahre 1563, betrauert vom Papste und dem ganzen heiligen Collegium. Cardinal Carpi war eine ausgezeichnete Persönlichkeit; ein Mann von außerordentlicher Frömmigkeit und Tugend und sehr großen Verdiensten um die Kirche, eine Zierde des Cardinalcollegii. Daß dieser Schlag unsern Montalto am empfindlichsten mittraf, ist wohl leicht zu erachten. Während seiner Krankheit wich er nicht von ihm, und als er ihn sterben sah, sagte er mit schluchzender Stimme: „Ich würde mich glücklicher schätzen, mit ihm zu sterben, als ihn zu überleben.“ Acht Tage lang konnte er sich seiner Thränen über diesen herben Verlust nicht erwehren. Denn mit Carpi schienen auch alle seine Hoffnungen und Aussichten zu Grabe gegangen zu sein.

Allein gerade diese seine große Trauer und Betrübniß machte auf seinen andern mächtigen Gönner, den Cardinal Alexandrino, den günstigsten Eindruck. „Sie haben allerdings einen Freund

verloren, Montalto, der Sie sehr liebte" — sagte er tröstend zu ihm — „indessen ist Ihnen noch einer zurückgeblieben, dessen Liebe Sie nicht in geringerm Grade gewiß sein dürfen."

„„Ich will nicht aufhören, Gott zu bitten,"" erwiederte Montalto gerührt — „„daß er Ew. Eminenz noch lange am Leben erhalten wolle zu meinem Troste über den schweren Verlust meines unvergeßlichen, edeln Gönners und Freundes.""

In der Kirche zu den heiligen Aposteln wurde der Trauergottesdienst für den verstorbenen Cardinal-Protector mit großer Pracht gefeiert, und der General, welcher das Traueramt celebrirte, wollte es durchaus nicht haben, daß man zu dieser Feier den Montalto einlade, obschon er doch eigentlich von Amtswegen hätte assistiren müssen. Montalto beklagte sich über diese Beschimpfung bei Seiner Heiligkeit selbst, welchem aber doch die ganze Sache zu geringfügig schien, um sich darein zu mischen. Diesem verdrießlichen Handel folgte bald wieder ein anderer.

Montalto hatte als Procurator des Ordens es für seine Amtspflicht gehalten, den Tod des Cardinal-Protector's sämmtlichen Provinzialen mitzutheilen und anzuordnen, daß in jedem Convente eine feierliche Messe für dessen Seelenheil gesungen werde. Hierüber fühlte sich der General beleidigt, indem er behauptete, Montalto habe die Grenzen seines Amtes überschritten. Er ließ demselben durch einen Ordensmann sagen, Montalto möge in Zukunft nur das thun, was seines Amtes sei, sich aber in das des Generals nicht einmischen. Etwas gereizt über dieses Compliment ließ er dem General entgegnen, daß er zu gut wisse, wozu ihn seine Würde befähige, als daß er darüber noch einer Belehrung bedürfe. Kurz, der Cardinal Borromäus, den beide Theile zum Schiedsrichter gewählt hatten, mußte den Streit schlichten.

Trotz jenes harten Verlustes schien es aber doch zu gleicher Zeit wieder, als ob die Vorsehung ihre besondere Sorge auf den Pater Montalto gerichtet habe. Sein ehemaliger Schüler, der Abbate Marc Anton Colonna war von Stufe zu Stufe steigend endlich bis zum Erzbischof von Tarent gelangt, in welcher Eigenschaft er zum Concilium von Trient gesandt wurde, und wo er den von ihm gehegten Erwartungen so vollkommen entsprach, daß der Papst, auch abgesehen von den sonstigen großen Verdiensten der Colonna's um den heiligen Stuhl, ihn mit dem Cardinalshute ehren zu müssen glaubte. Diese Erhebung setzte die ganze Stadt in Freude, am meisten aber Montalto,

da er als dessen ehemaliger Lehrer in der Philosophie, in demselben wieder einen hohen Freund und Gönner mehr zu erhalten mit Recht erwarten durfte. Er hatte sich auch nicht getäuscht. Denn der neue Cardinal empfing ihn mit allen Beweisen der Achtung und sichtbaren Zuneigung, als ihm Montalto den Glückwünschungsbesuch abstattete, und versicherte ihm unter anderm, daß er es nie vergessen werde, einstens sein Schüler gewesen zu sein, und er solle nur getrost sich seines Rechtes als Lehrmeister über ihn bedienen.

„Ew. Eminenz erweisen mir zu viele Ehre" — entgegnete Montalto in ehrfurchtsvoller Haltung — „Männer so hohen Ranges können nie als ehemalige Schüler angesehen werden, und ich setze allen meinen Ruhm einzig in die gehabte Ehre, Ew. Eminenz zu Diensten gewesen zu sein."

Dieser Cardinal, welcher den allen Gliedern seines berühmten und erlauchten Hauses so sehr eigenen hohen Seelenadel ebenfalls geerbt hatte, trug zu dem Steigen Montalto's nicht wenig bei.

Das Generalcapitel war durch päpstliche Verordnung auf das Jahr 1565 in Florenz angekündigt, obschon wohl manche es lieber in Rom selbst gesehen hätten, unter denen besonders Montalto, vielleicht in der Ahnung dessen, was ihm dort begegnen sollte, alle Anstrengungen machte, um die Zusammenkunft in Florenz zu hintertreiben; aber nicht etwa deßhalb, um die Wahl zum Generale auf sich zu lenken — denn er wußte wohl, daß Avosta noch Meister genug über die Abstimmung war, um ihn ganz ausschließen zu lassen —, sondern weil er hoffte, daß sich die dem allgemeinen Wohle des Ordens nützlichen Vorschläge eher in Rom als in Florenz würden geltend machen lassen, indem die Generäle es nicht so leicht wagen, ihr Ansehen zu mißbrauchen, wenn der Papst im Stande ist, ihre Bewegungen zu bewachen. Als er aber sah, daß der Cardinal Borromäus von Seiten des heiligen Stuhles den Avosta zum Präsidenten dieses Capitels ernannt hatte, so traute er sehr wenig dem ganzen Handel, den man mit ihm vorhaben werde.

Alle seine Freunde und insbesondere der Cardinal Alexandrino riethen ihm angelegentlichst an, jedem Dispute und Streite so viel als möglich aus dem Wege zu gehen, und lieber einen anständigen Vorwand aufzusuchen, um sich von der Theilnahme an einem Capitel gänzlich zu enthalten, welches so weit von Rom entfernt ihm zu wenig Garantie darbot, sich gegen den General halten zu können. Allein alle diese Vorstellungen waren

umsonst, und welche Rücksicht er auch für die Rathschläge des Cardinals bewies, so zeigte er doch auf der andern Seite, daß es eine nothwendige Folge für ihn sei, dem Capitel beizuwohnen. Seine Feinde würden ihn sonst jedenfalls für einen furchtsamen und feigen Menschen ausschreien, welcher aus Furcht vor dem Generale die Interessen des Ordens in einer Zeit verließe, wo sein Amt ihn gerade am meisten verpflichte, sie zu vertreten. Zudem habe er viele Dinge dem Generalcapitel persönlich vorzulegen, welche er unmöglich auf bloß schriftlichem Wege abmachen könne. Außerdem würde der General seine Abwesenheit gewiß dazu benutzen, das Ansehen seines Amtes herabzusetzen, wenn nicht gänzlich zu vernichten. Kurz Montalto reiste in Begleitung eines einzigen Religiosen von Rom ab und war nach fünf Tagen in Florenz, zwei Tage vor der Eröffnung des Capitels.

Der Vorsitzende begann nun gleich damit, ihm zu verweisen, daß er mit so großer Eilfertigkeit aus Rom gereist sei, wo ihn seine Amtspflicht zur Wohlfahrt des Ordens noch hätte zurückhalten müssen, und daß es sich nicht gezieme, das Ordenshaus zu Florenz zu incommodiren ganz gegen allen herkömmlichen Gebrauch, welcher den General-Procuratoren verbiete, zum Capitel zu reisen, ehe es eröffnet worden sei. Dieser ersten Unannehmlichkeit folgte bald die zweite.

Schon in der ersten Sitzung, welche bloß zur Wahl der Capitelsbeamten verwendet wurde, widersetzte sich Avosta dem Erscheinen Montalto's in derselben, obgleich die General-Procuratoren an der ersten ebenfalls Theil zu nehmen pflegten. Montalto beklagte sich höchlichst gegen diese Ungerechtigkeit und legte Protest dagegen ein; indessen, da er einsah, daß diese Frage ganz unwichtig war, so betrieb er sie nicht weiter. Allein der General wollte auch nicht einmal haben, daß er an der zweiten Sitzung, in der seine Anwesenheit doch nöthig war, Theil nehmen sollte. Gegen diese öffentliche Beleidigung protestirte nun Montalto schriftlich, heftete selbst den Protest an die Thüre des Refectors und reiste auf der Stelle ab, ohne Urlaub von dem Capitel zu nehmen.

Avosta hatte nur einen Vorwand gesucht, um ihn aus dem Capitel zu entfernen, und war darum über dessen Abgang nicht eben ungehalten. Als er jedoch die in sehr derben Ausdrücken abgefaßte Protestation las, schickte er sogleich Befehle an alle Guardiane, durch deren Klöster er reisen mußte, ihn bis auf

weitere Ordre festzunehmen. Aber Montalto sah das voraus, und kehrte immer nur in den Dominicanerklöstern ein.

Auf dieser fluchtähnlichen Reise nach Rom begegnete ihm ein Abentheuer, welches ihn mit großem Schrecken erfüllte. Als er nämlich in einer ungefähr noch eine Tagreise von Rom entfernten Herberge nach eingenommenem Mittagsmahle sich eben ein wenig zur Ruhe niedergelegt hatte, wurde er durch ein Geräusch auf der Straße bewogen, an das Fenster zu treten, und er sah zu seinem Schrecken eine Menge Häscher das Haus umstellen und den Ausgang bewachen. Nicht lange darauf wurde sehr heftig an seine von innen verriegelte Thüre gepocht, und mit gewaltsamem Einbrechen gedroht, wenn er nicht gutwillig öffnen wolle. Er war ganz sicher der Meinung, daß der General die weltliche Macht in Anspruch genommen habe, um sich seiner zu bemächtigen. Wie froh war er daher, als er mit dem bloßen Schrecken davon kam. Denn als die Sbirren eingetreten waren und sich in seiner Person getäuscht sahen, weil sie einen in derselben Herberge verborgenen berüchtigten Banditen suchten, gingen sie ruhig wieder von dannen. Nachdem er sich von der unangenehmen Ueberraschung wieder erholt hatte, machte er sich auch wieder eiligst auf den Weg, bei sich selber denkend: „Wie ist es möglich, daß ein Mensch wie ich eines so panischen Schreckens fähig sein kann?" Ein wenig Ueberlegung würde ihm auch alsbald das Ungegründete seiner Befürchtung dargethan haben.

Unterwegs verlor er seinen Mantel, den er etwas nachlässig hinter sich auf das Pferd gebunden hatte. Des andern Tages gesellte sich ein reisender Kaufmann zu ihm, mit dem er gemeinschaftlich seinen Weg fortsetzte. Als jener aber beim Herabfallen eines kleinen Regens einen Mantel über den Rücken seines Pferdes breitete, erkannte Montalto sogleich in demselben den seinigen wieder, welchen er am vorhergehenden Tage verloren hatte, und nahm ihn dem Kaufmanne ohne alle weitere Ceremonien ab.

Diese kleinen Abentheuer sind nun an sich ganz unbedeutend, gewähren aber einen nicht uninteressanten Blick in den Charakter Montalto's.

Unterdessen blieb Avosta nicht müßig. Er setzte die Geschäfte des Capitels einige Zeit bei Seite und arbeitete an der Einleitung des Prozesses gegen Montalto. Er gründete seine

Anklage auf mehrere Punkte, deren hauptsächlichsten darin bestanden, daß Montalto durch viele Aeußerungen den Respect verletzt habe, welchen er ihm als apostolischen Präsidenten schuldig sei; ferner habe er die alten Regeln des Capitels umzustürzen versucht, indem er sich in Dinge gemischt, die seinem Amte ganz fremd seien, und er wäre mit der wohl überlegten Absicht zu dieser ruhmwürdigen Versammlung gekommen, Alles darin in Verwirrung zu bringen; endlich habe er gegen einige Ordensmänner harte Drohungen ausgestoßen. Zu gleicher Zeit unterließ man auch nicht auf die frühern Untersuchungen hinzuweisen, welche schon in Rom gegen den Angeklagten geführt worden. Was aber diese Sache für Montalto recht schlimm machte und einen schlechten Ausgang voraussehen ließ, war der Umstand, daß die Untersuchung, ganz gegen alle Gerechtigkeit, durch Avosta selbst und die Assistenten der Versammlung geleitet wurde. Ohne Vertheidigung wurde er als unfähig seines Amtes entsetzt.

Einige Richter waren zwar der Meinung, daß man doch zu gewaltsam verfahre, und stellten vor, daß es Montalto bei der großen Protection, die er genösse, nicht dabei bewenden lassen werde, und sollte er dem Papste selbst zu Füßen fallen und ihn um Gerechtigkeit anflehen. Auch müsse man bei einer Angelegenheit, wo es sich um den Verlust eines so wichtigen Amtes handle, erst nach langer und reifer Ueberlegung einen Beschluß fassen. Allein der General ging hierauf gar nicht ein und erklärte rund weg, daß er solche und ähnliche Vergehen nicht ungeahndet lassen könne, welche nicht bloß den Verlust des Amtes, sondern die Suspension von allen ordinibus verdient hätten. Seine Heiligkeit werden den Beklagten jedenfalls noch weit härter strafen, wenn er es wagen sollte, sich bei ihm über das gegen ihn gefällte Urtheil zu beklagen; im übrigen übernehme er ganz allein die Verantwortung dieser Untersuchung und werde sich schon bei dem Papste zu rechtfertigen wissen.

Montalto war und blieb seines Amtes als Procurator des Ordens enthoben.

Sechstes Kapitel.

Pater Thomas von Varasa wird an Montalto's Statt zum General-Procurator ernannt. Ein Mordversuch auf den Papst wird vereitelt. Montalto wird dem Legaten nach Spanien als dessen Theologe beigeordnet.

Montalto war also entlassen, obschon einige seiner Richter Einspruch dagegen erhoben und ihn unter der Hand aufforderten, sich persönlich über alle Beschuldigungen zu verantworten. Allein der General betrieb mit aller Anstrengung sogleich die Wahl eines neuen Procurators, welche auf den Pater Thomas von Varasa fiel. Die meisten Brüder waren höchlichst überrascht zu sehen, mit welcher Wärme der General die Interessen des Varasa vertrat, um seine Wahl durchzusetzen, da es doch sehr viele andere Männer in dem Orden gab, welche, wegen ihrer größeren Brauchbarkeit zu einem solchen Amte mit Recht verdienten, jenem vorgezogen zu werden.

Die Sache war aber einfach diese.

Der Pater Thomas war der Lehrer des heiligen Carl Borromäus in der Logik gewesen und hatte sich nun auf die Nachricht von dessen Erhebung zum Cardinale eiligst nach Rom begeben, in der Hoffnung, durch dessen Protection schnell zu den ersten Stellen des Ordens befördert zu werden. Er hatte daher bald einige Empfehlungsschreiben von diesem Cardinale an Avosta zu erlangen gewußt, und damit diesen so weit gewonnen, obschon er sonst gerade keine besondere Zuneigung zu Pater Thomas fühlte, daß er ihm seine Dienste in Allem, was von ihm abhängig sei, bereitwilligst versprach. Die jetzige Gelegenheit war allzugünstig, als daß er sie hätte nicht benutzen sollen, um einer Seits dem Alles geltenden Cardinal-Staatssecretär sich gefällig zu zeigen, anderer Seits den verhaßten Montalto mit guter Manier zu entfernen. Zuletzt hatte Avosta damit auch noch den Vortheil erlangt, daß er nun nicht mehr zu befürchten hatte, der Papst werde, falls Montalto das Aeußerste versuchen sollte, sich gegen jene Amtsentsetzung erklären, da der Cardinal Borromäus, sein Neffe, Alles bei ihm vermochte.

Sobald Montalto von diesem Ausgange seines Prozesses Nachricht erhalten hatte, eilte er zum Cardinal Alexandrino, welcher ihm nun zwar Vorwürfe machte, daß er seiner Warnung

zuwider zur Capitelsversammlung gereist war, aber doch zu seinen Gunsten bei dem Papste die geeigneten Schritte zu thun versprach, und zog auch den Cardinal Colonna mit in sein Interesse. Montalto überreichte Seiner Heiligkeit selbst eine Bittschrift. Indessen erkannte der Cardinal sehr bald, daß für seinen Schützling nichts zu hoffen sein werde. Denn Varasa war ihm zuvorgekommen. Gleich nach seiner Ernennung war er auf den Rath Avosta's mit der Eilpost nach Rom gereist, um den Cardinal Borromäus, seinen Gönner, für sich handeln und seine Wahl durch den Papst bestätigen zu lassen, welcher letztere denn auch, ohne auf die gerechten Klagen des Paters Montalto Rücksicht zu nehmen, alles genehmigte, was in Florenz gegen diesen beschlossen war. Dieser große Verdruß würde unsern armen Montalto endlich einer schweren Krankheit zugeführt haben, wenn ihn nicht der Cardinal Alexandrino auf weitere Aussichten vertröstet hätte.

Die Ernennung des heiligen Borromäus zum Protector des Franziscaner-Ordens war auch gerade noch nicht geeignet, seine Hoffnungen, irgend je wieder ein Amt zu erhalten, neu zu beleben. Zwar stand dieser große Cardinal in dem Rufe der strengsten Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, aber desto mehr war auch zu befürchten, daß Montalto's Feinde Alles aufbieten würden, ihn in den Augen desselben ganz herab zu setzen.

Borromäus hatte übrigens bald erkannt, daß Montalto nicht so sehr schuldig war, als man ihn überreden wollte, und darum eine so harte Strafe und Zurücksetzung nicht verdient hatte; allein er wollte nun sein dem Varasa gegebenes Wort nicht brechen und suchte daher das begangene Unrecht zu mildern. Er sandte zu Montalto und ließ ihn ermahnen, sich zu gedulden; er werde ihn nach seinem eigenen Geschmacke, sei es innerhalb oder außerhalb seines Ordens, wieder befördern, und befahl ihm, Rom nicht zu verlassen, wenn er in Bälde Beweise seines Wohlwollens haben wolle.

Leider traten aber jetzt in Rom Ereignisse ein, welche den heiligen Borromäus nicht bloß dieses Versprechen, sondern auch fast alles Andere vergessen machten.

Ein gewisser Benedictiner-Mönch aus Ascoli hatte sich mit drei andern Bösewichtern verschworen, den Papst in einer Audienz, die er ihnen geben werde, zu ermorden, und hatte sich noch die

verruchte Ehre vorbehalten, ihm in dem Augenblicke, wo er eine von ihm überreichte Bittschrift lesen werde, den ersten Dolchstoß zu geben. Allein ein plötzlicher Schauder, dessen er sich doch über eine so gräßliche That im Augenblicke der Ausführung nicht erwehren konnte, lähmte ihm den Arm. Er stand unbeweglich. Einer der Mitverschworenen glaubte durch augenblickliche Entdeckung ihres verbrecherischen Anschlags sein Leben retten zu können und verrieth Alles. Sie wurden augenblicklich festgenommen und starben alle vier unter den Folterqualen, ohne daß man von ihnen den Namen des Urhebers dieser Verschwörung hätte erpressen können. Als Motiv ihres schändlichen Unternehmens gaben sie vor, daß sie in dem sichersten Glauben gestanden hätten, daß nach dem Tode des jetzigen Papstes ein anderer an dessen Stelle gewählt werden müsse, der mehr vom Engel und selbst von Gott habe, als vom Menschen, und über die ganze Erde regieren würde. Einige wollten damals den häretischen Fürsten die Anstiftung zu diesem schändlichen Attentate zur Last legen; indessen fand die wahrscheinlichere Meinung, daß die Elenden ihr Bubenstück nur aus wüthendem Fanatismus beschlossen hätten, um sich in der Welt einen Namen zu machen, den meisten Anklang. Die Geschichte hat aber ihre Namen mit verdienter Vergessenheit bestraft.

Den heiligen Borromäus versetzte dieses natürlich vor Allen in Schrecken und Besorgniß und hieß ihn seine Wachsamkeit für die Sicherheit der Person seines hohen Oheims verdoppeln.

Zu gleicher Zeit ereignete sich ein anderer Vorfall in Rom, welcher geeignet war, nicht bloß in der Stadt großes Aufsehen zu machen, sondern die ganze politische Welt in einen Krieg zu verwickeln. Es war dieses der bekannte Rangstreit zwischen dem französischen und spanischen Gesandten. Die Schlichtung desselben nahm alle Aufmerksamkeit des römischen Hofes in Anspruch, so daß alle übrigen Staatsgeschäfte bei Seite gelegt wurden. Der Gesandte Frankreichs drang mit allem Nachdrucke auf eine Entscheidung zu seinen Gunsten. Um es mit keiner Partei zu verderben, so vermied der Papst alle Gelegenheit und enthielt sich aller öffentlichen Feierlichkeit.

Damit waren aber die Franzosen nicht zufrieden, sondern beschwerten sich über dieses Zaudern und drohten, Rom zu verlassen und zum Concilium in Trient zu reisen, und dort die Entscheidung zu erwirken. Diese wurde endlich der Klugheit und Weisheit des Cardinals Borromäus anheim gegeben.

Die Thätigkeit, welche Letzterer nun diesen beiden wichtigen Ereignissen widmen mußte, brachten den armen Montalto bei ihm ganz in Vergessenheit.

Spanien unterlag in dem Rangstreite. Um den übeln Eindruck, den diese ungünstige Entscheidung auf den König hervorgebracht hatte, wieder zu schwächen oder wo möglich ganz zu verwischen, entschloß sich Pius IV., einen Legatus a latere an den Hof von Madrid zu senden, und wählte zu diesem für den heiligen Stuhl höchst wichtigen Posten, da das Hauptgeschäft der Sendung den Erzbischof von Toledo betraf, Hugo Buoncompagno aus Bologna, welchen er vor Kurzem erst unter dem Titel Sancti Sixti zum Cardinal erhoben hatte, ein in Staatsgeschäften wohl erfahrener Mann, der es durch seine ausgezeichneten Leistungen auch später verdiente, unter dem Namen Gregors XIII. den apostolischen Stuhl zu besteigen.

Sobald Buoncompagno zum Legaten ernannt war, bereitete er sich auch schleunigst zum Abgange auf seinen Posten vor; denn die Angelegenheit Toledo's litt keinen Aufschub mehr.

Es war nöthig, ihm einen Consultor des heiligen Officii mitzugeben, welcher unter seiner Leitung die Inquisitionsgeschäfte besorgte, und es bewarben sich nicht wenige Religiosen um dieses Amt, theils um sich diesem Cardinale bekannt zu machen, theils auch um auf diese Weise Spanien besuchen zu können. Unter diesen eröffnete auch Montalto, der sich in Rom unter den Brüdern nicht mehr halten konnte, dem Cardinal Alexandrino den Wunsch, den Cardinal-Legaten als dessen Consultor zu begleiten. Alexandrino verwandte sich für ihn, stieß aber auf Schwierigkeiten, indem schon ein Augustiner zu jener Stelle präsentirt war, für den sich auch der Legat zu interessiren schien. Alexandrino brachte es aber doch beim heiligen Borromäus dahin, daß dieser allen seinen Einfluß aufbot, um den Montalto, dessen er sich wieder erinnerte, mit Hintansetzung aller übrigen Bewerber, zum Theologen des Legaten und Rath des heiligen Officii ernennen zu lassen; und hatte somit sein Versprechen gelöst.

Im August 1565 reisten sie nach Spanien ab. Der Cardinal-Legat hatte von den Verdiensten Montalto's um die Inquisition viel Rühmliches gehört, und bezeugte diesem nun seine Freude, ihn in seinen Diensten zu haben.

Es verdient hier der merkwürdige Umstand erwähnt zu wer-

den, daß bei dieser Gesandtschaftsreise drei nachherige Päpste waren: Buoncompagno, welcher unter dem Namen Gregor's XIII. den päpstlichen Stuhl einnahm; Montalto, welcher als Sixtus V. diesem nachfolgte, und Johann Baptist Castaigna, Erzbischof von Rossana in Calabrien, welchen Pius IV. als Nuntius nach Spanien sandte, und der diese Gelegenheit benutzte, um die Reise dahin in Gesellschaft des Legaten zu machen. Dieser succedirte Sixtus V. unter dem Namen Urban VII.

Siebentes Kapitel.

Montalto steht zu den beiden römischen Gesandten im freundschaftlichsten Verhältnisse. Reibungen zwischen ihm und einigen Hausbeamten des Cardinal-Legaten. Er weiß sich durch seine Geistesüberlegenheit bald die Achtung seiner Ordensbrüder und Anderer zu verschaffen. Der Marquis von Bergen und Herr von Montigny, die niederländischen Gesandten am Hofe zu Madrid, treten mit Montalto in Unterhandlung wegen der Inquisitionsangelegenheit in den Niederlanden. Er erhält vielfache Beweise der Achtung.

Der Cardinal-Legat theilte alle Angelegenheiten seiner Gesandtschaft dem Castaigna und Montalto mit, undlebte mit Beiden auf sehr freundschaftlichem Fuße. Montalto machte beiden Prälaten den Hof und sagte einstens in schmeichelndem Tone zu ihnen: „Ich meine immer zwei Päpste vor mir zu sehen, wenn ich Sie Beide betrachte."

„„Sie haben Recht"" — entgegnete der Nuntius hierauf — „„in Bezug auf den Signore Legaten, und wenn man ihn zu dieser höchsten Würde erheben wird, so wird man ihm nur Gerechtigkeit widerfahren lassen: was aber mich betrifft, Pater Montalto, so habe ich nicht mehr Hoffnung dazu, als Sie.""

„Wenn ich auch vor Ihnen Cardinal geworden bin, meine Herren," — fiel Buoncompagno ein — „so können Sie doch

noch recht gut vor mir Papst werden. Auf die Würden der Kirche muß man die Worte des Evangeliums anwenden: Die Ersten werden die Letzten, und die Letzten werden die Ersten sein."

In dieser vertraulichen Weise unterhielten sie sich fast täglich. Als unter andern Montalto einmal den Cardinalshut des Legaten, welcher auf einem Tische lag, in die Hand nahm, sagte jener zu ihm: „Probiren Sie ihn doch einmal auf, Montalto, ob er Ihnen gut steht."

„„Das will ich thun, Monsignore, wenn Sie Papst geworden sind.""

„Nun so wünschte ich mir die dreifache Krone" — entgegnete der Cardinal — „und sollte es bloß deßwegen sein, um Ihre Neugierde zu befriedigen und zugleich Ihrem Verdienste Recht widerfahren zu lassen."

In diesem Augenblicke trat der Nuntius ein.

„Ich bitte Sie, gnädiger Herr!" — redete ihn Montalto sogleich an — „Erinnern Sie sich gütigst einmal wieder daran zu gelegener Zeit, daß Monsignore Legat mir den Cardinalshut versprochen haben, sobald Sie zum Papst creirt sein werden."

„„Allerdings habe ich ihm den rothen Hut versprochen"" — fiel der Cardinal lachend ein — „„weil er mir die Tiara zugesagt hat.""

„Sie sollen Beide zufrieden gestellt werden, meine Herrn," — sagte der Nuntius — „wenn dazu weiter nichts nöthig ist, als mein Zeugniß."

Buoncompagno hatte eine außerordentliche Zuneigung zu Montalto gewonnen, und wohl erkennend dessen ungewöhnliche Urtheilsfähigkeit und Geistesschärfe, unternahm er nichts, ohne vorher seinen Rath dazu eingeholt zu haben. Nicht so wohl gelitten war Montalto bei der Hausdienerschaft des Legaten, sei es nun wegen seines ernsten und pünktlichen Naturells, sei es aus Abneigung und Verachtung, welche gewöhnlich solche Art Menschen für die Mönche überhaupt hegen, oder sei es endlich aus Eifersucht über die Freundschaft, mit der ihm der Cardinal zugethan war. Täglich gab es kleine Händel mit ihnen, und insbesondere mit einem Kammerherrn, welchem er ganz un=

erträglich war, der auch alle bisherigen Lebensverhältnisse Montalto's kannte. Einst warf ihm dieser in Gegenwart mehrerer Diener des Legaten alle Zänkereien und Unannehmlichkeiten vor, welche er in seinem Orden gehabt hatte, und sagte ihm geradezu, daß es ihn gar nicht mehr befremde, daß er mit seinen Ordensbrüdern nicht im Frieden habe leben können, da er mit aller Welt im Streite liege u. s. w. Als der Legat dieses beleidigende Betragen erfuhr, gerieth er so in Zorn, daß er auf der Stelle den Kammerherrn seines Dienstes entlassen wollte. Allein Montalto war edel genug, seinen Herrn für jenen um Gnade zu bitten und den Nuntius zu veranlassen, seinen Einfluß bei dem Cardinale ebenfalls für den Schuldigen geltend zu machen. Bei dieser Gelegenheit ertheilte ihm aber der Nuntius den ernstlichen Rath, in Zukunft seiner Ehre und Ruhe halber alle Gelegenheiten zu Wortwechseln und Zänkereien mit Sorgfalt zu vermeiden.

Von dieser Zeit an änderte Montalto auf der Stelle sein ganzes Benehmen. Sich die wohlgemeinte Warnung des Nuntius wohl zu Herzen nehmend beeiferte er sich nun, die Gewogenheit des ganzen Hauses des Legaten zu gewinnen, und bereute es, diesen Weg erst so spät eingeschlagen zu haben. Er wußte recht wohl, daß damals, als er zur Mitreise nach Spanien bestimmt worden war, einige Brüder zu der Dienerschaft des Legaten gesagt hatten, so wenig er sich im Kloster habe vertragen können, um so unverträglicher werde er im Gefolge des Legaten sein; ja daß sogar der General selbst zu einem der ersten Hausbeamten desselben geäußert hatte, wenn sein Herr ihn nur einen Monat behalte, so wolle er sich verbindlich machen, zu seinen Gunsten von seinem Amte abzudanken. Alle diese Aeußerungen wurden ihm gerade in der Zeit hinterbracht, da seine Feindschaft mit jenem Kammerherrn den höchsten Grad erreicht hatte. Aber dieses stimmte ihn herab und bewog ihn zu dem festen Entschlusse, in Zukunft mit Andern so sanftmüthig und angenehm umzugehen, daß alle Welt glauben sollte, der Grund zu allen seinen Händeln sei nur die Unverträglichkeit der Brüder gewesen.

Nach einer Reise von sechs Wochen kam die Gesandtschaft in Spanien an. Hier bewies sich Montalto bald als einen Mann von durchdringender Geistesschärfe und seltenem Talente. Die Religiosen seines Ordens erwiesen ihm große Ehrenbezeugungen und machten ihm gewissermaßen den Hof mit einer Aufmerksam-

keit, welche seiner Neigung und natürlichen Anlage zum Gebieten sehr schmeichelte.

Er wurde auf die höflichste Weise ersucht, einer Capitelsversammlung beizuwohnen und die Disputationen vor dem Cardinal-Legaten, welcher dieselbe mit seiner Gegenwart zu beehren versprochen hatte, zu eröffnen.

Montalto hatte mehrere besondere Conferenzen mit einigen Beamten der Inquisition, welche das Interesse dieses heiligen Officiums betrafen, das damals noch nicht so blühend und wohleingerichtet war, als es später wurde. Daß die Spanier mit seinem Consultator in dieser Angelegenheit immer conferirten, war dem Cardinale sehr angenehm. So wurde er auch zum Abschlusse des Endurtheils in dem Prozesse zweier Gefangenen der Inquisition hinzugezogen, und man sagt, daß an dem unglücklichen Ausgange desselben für die Gefangenen die Strenge Montalto's nicht wenig Schuld trage.

Uebrigens that Montalto nichts, ohne dem Legaten treue und pünktliche Rechenschaft darüber abzulegen, oder vorher dessen und des Nuntius Rath einzuholen.

Zu eben jener Zeit waren aus Flandern der Marquis von Bergen, und der Herr von Montigny dem Scheine nach auf Befehl der Herzogin von Parma, Statthalterin der Niederlande, als Gesandte in Madrid angekommen: man wußte aber recht wohl, daß die Städte und die Häupter des Geusenbundes mehr Antheil an deren Reise hatten, als jene Fürstin; und daß einer der ersten Beweggründe ihrer Sendung die Bitte um Aufhebung der Inquisition in ihrem Vaterlande war, weil es den Flamändern nicht ferner möglich sei, sich der Härte und Strenge derselben zu unterwerfen.

Mehrere Gründe hielten den König ab, den Niederländern sogleich Audienz zu ertheilen, und sie schrieben dem Einflusse des Cardinal-Legaten einen großen Antheil an dieser Verzögerung zu; weil sie wohl wußten, daß ihre Mission den Interessen des heiligen Stuhles sehr nachtheilig und gerade einer der Hauptursachen war, warum der Papst einen Legaten nach Madrid abgeordnet hatte, denen sie aber entgegenwirken sollten. Denn dieser hatte die bestimmte Weisung von seinem Hofe, mit Aufbietung aller seiner Kräfte die Einführung und Befestigung der Inqui-

sition in den Niederlanden durchzusetzen. Buoncompagno hatte den König so wie dessen Conseil schon für seinen Plan gewonnen, befürchtete aber, durch die flandrischen Gesandten wieder alle errungenen Vortheile zu verlieren.

Die Gesandten statteten dem Cardinal-Legaten zwar einen Besuch ab und wurden mit Auszeichnung empfangen, indessen bewegte sich alle Unterredung bloß in den gewöhnlichen Höflichkeitsphrasen. Die eigentliche Unterhandlung über jenen kitzlichen Punkt wurde durch Montalto als Zwischenträger geführt, welcher vom Cardinal die Weisung hatte, sich in das Vertrauen der beiden Niederländer einzudrängen. Montalto rechtfertigte die Erwartung des Legaten auf das vollkommenste und erwarb sich insbesondere die Freundschaft des Herrn von Montigny, eines sehr beredten, kenntnißreichen und der italienischen Sprache ganz mächtigen Mannes. Dieser bewies ein großes Vergnügen an der Unterhaltung Montalto's, obschon diese meistentheils nichts anderes als die Einführung der ihnen so verhaßten Inquisition in den Niederlanden zum Gegenstande hatte.

Montalto zeigte übrigens bei dieser Unterhandlung viel Umsicht und Klugheit, und bewies sich eben sowohl als guten Christen wie als großen Staatsmann, so daß Montigny einstens sich die Bemerkung entschlüpfen ließ, daß hundert Religiosen wie Montalto Wunder thun würden in den Niederlanden.

Dem Cardinal und dem Nuntius stattete er jedesmal treulich Bericht darüber ab, was zwischen ihm und den beiden belgischen Abgeordneten verhandelt worden war. Letzterer hatte zwar auch Conferenzen mit ihnen, allein sein Gesandtschaftscharakter hieß ihn ein gewisses Maß beobachten, von welchem Zwange Montalto frei war, weil sein Habit ihm zu jeder Zeit freien Zugang erlaubte. Dieserhalb war er auch sehr oft außerhalb des Palastes des Legaten, selten aber allein, sondern meistens in Begleitung eines Ordensbruders. Den größten Theil des Tages brachte er bei den Franziskanern zu. Diese gaben ihm auch einstens ein prächtiges Essen, wozu er aber erst die ausdrückliche Erlaubniß des Legaten einholte.

Montalto entfaltete hierbei wieder auf das Glänzendste seine wundervolle Unterhaltungsgabe.

Dem Cardinale gab er immer eine so klare Einsicht in den Stand der Geschäfte, welche sie abhandelten, daß es zu ver-

wundern war, wie ein Mensch von so niedriger Geburt, im Kloster erzogen, unbekannt mit allen Welthändeln, gleichwohl die weltlichen Angelegenheiten so gut mit den religiösen und kirchlichen Interessen zu vereinigen wußte, ohne sie untereinander zu vermischen.

Viertes Buch.

Der Cardinal.

Erstes Kapitel.

Wahl des Cardinals Alexandrino zum Nachfolger des Papstes Pius IV. Sensation darüber bei der Gesandtschaft am spanischen Hofe. Tod des Generals der Franziskaner. Der Procurator des Ordens prätentirt dessen Stelle. Der Papst ernennt Montalto zum General und schickt ihm das Breve nach Spanien.

Während nun die Angelegenheiten in Spanien, wie wir eben gesehen haben, zum Vortheil des heiligen Stuhles verhandelt wurden, erhielten der König und der Legat die Nachricht von dem Todte Pius IV., welcher am 10. December 1565 das Zeitliche gesegnet hatte. Sogleich wurden alle Unterhandlungen mit diesem Hofe abgebrochen. Montalto hätte alle Ursache gehabt, sich über diesen Todesfall sehr zu betrüben, wenn nicht die feste Hoffnung zu schmeichelnd für ihn gewesen wäre, daß der Cardinal Alexandrino, von dem er Alles für sich versprach, im ersten Conclave erwählt werden würde. Seine unabläßigen Gebete für dessen Wahl, so wie seine inständigen Bitten an seine Freunde, doch dieses Cardinals täglich im „Memento" zu gedenken, galten ihm beinahe als Bürgschaft für die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches.

Indessen verrieth kein Wort oder Blick in Gegenwart des Cardinal-Legaten eine Spur dieses heißen Verlangens in ihm, der zwar den Alexandrino nicht für unwürdig oder untauglich hielt, die Kirche zu regieren, aber daran gar nicht dachte. Denn er hatte zuweilen in einer traulichen Unterhaltung mit seinen Hausbeamten sich hören lassen, daß er keinen bessern Mann kenne, allein er würde nie seine Stimme bekommen, wenn er im Conclave sei, weil dieser allzu unbeugsam nur nach der äußersten Strenge der Gesetze richten würde.

Um dieselbe Zeit erfuhr Montalto auch den Tod des Generals Avosta.

Die ganze Dienerschaft des Cardinal-Legaten hegte begreiflicher Weise die heißesten Wünsche für die Erhebung ihres Herrn auf den päpstlichen Stuhl, und Montalto stellte sich, als ob er die seinigen damit vereinigte, obschon sie seinem alten und wah-

ren Freunde galten. Der Legat merkte doch wohl etwas davon, war ihm aber deshalb nichts weniger als böse, weil er diese Gesinnung ehrte, seine Gefühle für recht und vernünftig erkannte, und, wie sich's von selbst verstand, wohl wußte, daß das Conclave bei der Wahl auf die Wünsche eines einfachen Ordensmannes für seinen Verwandten oder Patron keine Rücksicht nehmen könne.

In der That hatte der Legat auch troz seiner Abwesenheit die größte Partei unter den Stimmenden, und der Cardinal Borromäus, welcher an der Spize der bedeutendsten Partei stand, und mit einer so mächtigen Faction in das Conclave getreten war, wie noch nie ein Cardinal-Nepote, machte alle Anstrengungen für dessen Erwählung, da er ihn für den würdigsten hielt unter allen denen, welche sein Oheim creirt hatte, und er auch im Uebrigen an Verdiensten keinem nachstand, die mit Recht nach dieser höchsten Würde strebten.

Allein seine Stunde war noch nicht gekommen; die Vorsehung, welche günstigere Conjuncturen erwartete, um ihn an diesen Platz zu stellen, entschied sich dießmal für den Cardinal Alexandrino, welcher, gehoben durch Borromäus und Farnese, die Häupter der beiden mächtigsten Parteien, am 7. Januar 1566 erwählt wurde

Man fertigte sogleich einen expressen Courier mit der Nachricht von dieser Wahl und mit der Ordre, nach Rom zurückzukehren, an den Legaten ab. Dieser bezeugte sogleich seine Freude durch prächtige Feste, welche er in seinem Palais veranstaltete, und der Name Pius V., wie sich der neue Papst nennen ließ, tönte mit Jubel von allen Lippen. — Indessen war der Legat nach seiner Rückkehr nach Rom nicht ganz wohl gelitten bei ihm, weil er versuchte, etwas Mäßigung zu der eisernen Strenge, mit welcher jener die Gerechtigkeit handhabte, zu empfehlen.

Montalto war aber vor Freude ganz außer sich, so daß er ihrer nicht Meister werden konnte. Bei der ersten Nachricht von dieser Wahl eilte er in das Dominicanerkloster, um seine Freude mit der dieser Mönche zu mischen, und blieb bei ihnen zum Abendessen. Man trank wiederholt das auf Wohlsein Pius V., und verdoppelte alle Freudenbezeugungen um so mehr, als man den Montalto so ganz in Entzücken sah. Bei seiner Heimkehr beglückwünschten ihn alle Hausbeamten des Legaten, sei es nun, um ihn aufzuziehen, oder auch, um ihm etwas Angenehmes zu sagen, gleichsam als wenn er die Ehre gehabt hätte, ein Ver-

wandter des neuen Papstes zu sein. Er hielt seine Empfindung auch nicht mehr heimlich, indem er zum öftern wiederholte, es würde ihn sehr ärgern, wenn er hören sollte, daß es auf dem ganzen Erdboden noch einen Menschen gäbe, der sich mehr freue über diese Wahl, als er.

Dieser so erfreulichen Nachricht folgten bald auch mehrere Auszeichnungen, die er von dem neuen Papste gleich in den ersten Tagen seines Pontificats empfing; und wenn er so gern und oft des Papstes in Madrid gedachte, so hatte auch Seine Heiligkeit ihn in Rom nicht vergessen, und fand Vergnügen daran, auch in seiner Abwesenheit sein Interesse zu wahren, und ihm Gutes zu erzeigen, ohne daß vorher Jemand zu seinen Gunsten zu reden nöthig gehabt hätte.

Der Tod des Generals Avosta, gleichzeitig mit dem Pius IV., erweckte sogleich die Intriguen Varasa's, des Ordens-Procurators. Dieser hatte sich nämlich durch die Gunst des Cardinals Borromäus ein Breve erwirkt, vermöge dessen ihm die erste Anwartschaft auf das Generalat zuerkannt wurde. Da indessen Avosta erst nach dem Papste gestorben war, so mußte er dasselbe, um wirklich in den Besitz jener hohen Würde gesetzt zu werden, erst von dem Nachfolger desselben bestätigen lassen. Varasa überreichte also ohne Weiteres sogleich nach der Wahl dem Papste Pius V. eine vom Cardinal Borromäus unterstützte Supplik, worin er nachwies, daß es ein herkömmlicher Gebrauch in ihrem Orden sei, vom Procurator zum Generale befördert zu werden, zumal wenn dieses Amt durch den Tod erledigt werde, und außer mehreren Beispielen führte er auch viele Gründe an, um den Papst zu überzeugen, daß er nur eine sehr gerechte Sache erbitte, und legte auch zuletzt noch als Hauptbeweis das Breve bei, welches er von Pius IV. erhalten hatte.

Der Papst hörte ihn mit vieler Aufmerksamkeit an, und sagte endlich: Es sei ihm sehr angenehm, gerade von ihm selbst zu vernehmen, daß die Procuratur seines Ordens die Stufe zum Amte des Generals sei, und er habe sich entschlossen, diesem alten Herkommen des Ordens zu folgen, um diesen nicht in seinen Rechten zu kränken. Er halte sich daher für verpflichtet, den Montalto, als den allein rechtmäßigen Procurator, den man ungerechter Weise und selbst allen gewöhnlichen Rechtsformen zum Trotz im Capitel zu Florenz, durch die Intriguen des Generals Avosta, seiner Stelle entsetzt habe, zum General zu ernennen.

Ueberrascht und bestürzt von dem Ausgange dieser Audienz entfernte sich Varasa, und suchte seinen Beschützer, den Cardinal Borromäus, auf, um mit ihm zu überlegen, auf welche Weise er das von dem vorigen Papste erlangte Breve wieder bekomme, ein Breve, das der jetzige für null und nichtig erklärte, weil es war gegeben worden, ohne die Gründe der andern Partei zu hören. Der Cardinal entgegnete ihm, daß wohl diese Sache an sich haltbar sei und in Schutz genommen werden könne, allein unglücklicher Weise sei der Papst competenter Richter hierin, und habe sich offen für Montalto erklärt.

Was war da noch zu machen? Varasa sah wohl ein, daß er hier nicht länger widerstreben dürfe, um nicht gar Alles zu verlieren; und fühlte sich am Ende noch glücklich genug, daß er trotz seines päpstlichen Breve nur General-Procurator bleiben durfte, weil der Papst (und das mit vollem Rechte) seine Wahl zu diesem Posten für ungültig erklärt haben würde, wenn nicht der Cardinal Borromäus die Bestätigung derselben von dem Papste sich als eine besondere Gunst erbeten hätte.

Seine Heiligkeit ließ sogleich ein Breve an Montalto ausfertigen, in welchem Sie ihn zum General des Franziskanerordens motu proprio ernannte, und es ihm zu seiner freudigen Ueberraschung durch einen besonderen Courier, welcher eben an den Legaten mit Depeschen und der Weisung, in Genua auf seiner Rückreise einige nicht unwichtige Geschäfte zu beseitigen, abgesandt wurde.

Zweites Kapitel.

Montalto erhält das Breve des Papstes unterwegs. Freundlicher Empfang beim Papste. Festlichkeiten in dem Kloster von den heiligen Aposteln zu Rom. Visitationsreise des neuen Generals in den Provinzen. Reformen im Orden.

Der Courier traf den Legaten zu Asti, einer piemontesischen Stadt, und überreichte ihm das Briefpaket, in welches auch das Breve an Montalto eingeschlossen war. Der Legat trug es selber auf sein Zimmer, und überreichte es ihm mit den Worten: „Sehen Sie hier, Pater Montalto, die süßen Früchte, welche die Wachsamkeit des heiligen Vaters für Ihre Wohlfahrt gebracht hat.“

„„Es ist wahr, Monsignore,““ — erwiederte Montalto verbindlich — „„sie sind mir um so süßer und angenehmer, als ich sie einzig Ihrer besonderen Güte schulde; und““ — setzte er einen Augenblick darauf hinzu — „„welches Uebermaß von Gnade, Monsignore, habe ich heute von Seiner Heiligkeit empfangen, daß Sie mir Wohlthaten erweist, ehe ich darum gebeten habe!““

„Der heilige Vater läßt Ihnen nur Gerechtigkeit widerfahren“ — entgegnete der Legat — „da er mehr Rücksicht nimmt auf Ihre Verdienste, als auf Bitten und Empfehlungen.“

Darnach führte ihn der Legat in die Kirche der Franziskaner in jener Stadt, und seine Eminenz stimmte selbst das Te Deum an, und gab dem neuen Generale zu Ehren ein glänzendes Essen, wobei der Cardinal auf dessen Wohlsein fleißig zum Trinken aufmunterte. Die Brüder bewiesen ihre Freude durch Illumination des Klosters. Nach der Tafel wandte sich der Legat in sehr verbindlicher Sprache an Montalto.

„Es ist nun Zeit, mein Pater, daß wir uns trennen; denn Sie reisen von nun an als Mann von hoher Würde und von Ansehen; dagegen werde ich mich als einfacher Unterthan zurückziehen.“

„„Ich werde als der Diener Eure Eminenz stets mehr Ruhm davon tragen, als in der Stellung, welche ich jetzt in meinem Orden einnehme,““ — entgegnete Montalto sehr verbindlich.

Umsonst drängte ihn der Legat unaufhörlich, sein neues Amt anzutreten. Montalto wies alle Aufforderungen dazu bescheiden zurück, sagend: Er sei gegenwärtig noch in seinem Dienste, und bleibe darin bis zu ihrer Ankunft in Rom; außerdem glaube er, nicht eher eine Amtshandlung als Ordensgeneral vornehmen zu dürfen, bis er Seiner Heiligkeit die Füße geküßt habe. — Diese demüthige Gesinnung hinderte ihn indessen nicht, in allen Conventen seines Ordens, welche auf ihrer Reiseroute lagen, einzukehren, und die Aufwartungen der Guardiane und Provinziale, welche von allen Seiten herbeikamen, entgegen zu nehmen.

Der Papst empfing ihn bei seiner Ankunft in Rom mit solcher ungeheuchelten Freundschaft, daß er ihn, nachdem jener ihm die gebührende Huldigung des Fußkusses dargebracht zärtlich in seine Arme schloß, und sich darauf sehr lange mit ihm über allerlei Gegenstände vertraulich unterhielt.

Die Brüder des Klosters von den heiligen Aposteln, welche dem Montalto früher so viel Verdruß gemacht hatten, waren doch ziemlich bestürzt, und suchten durch einen sehr festlichen

Empfang, und ganz ungewöhnliche Ehrenbezeugungen die Erinnerung daran zu verwischen. Und in der That entfalteten sie dabei so viel Aufwand und Pracht, wie noch nie zuvor bei einer gleichen Gelegenheit. Sie hielten eine glänzende Prozession; ihre gefeiertsten Prediger mußten sein Lob von der Kanzel verkünden; es gab Concerte mit eigens zu diesem Feste componirten Musikstücken; und Gedichte an den neuen General waren an alle Mauern und in allen Versammlungsörtern des Klosters angeheftet. Endlich glich sein Eintritt selbst vollkommen einem Triumphzuge. Der Ruf von den Vorbereitungen zu diesem Feste hatte viele Tausende vom Lande in die Stadt gezogen, um sich an der Schönheit dieses Schauspieles zu weiden.

Alle übrigen Ordensgeneräle und der größte Theil der in Rom anwesenden Prälaten, machten ihm ihre Aufwartung, hauptsächlich wohl mehr wegen der offenen Zuneigung, mit welcher ihn der Papst beehrte, als der neuen Würde halber. Montalto vergalt ihrer Artigkeit doppelt. Er besuchte zuerst den General der Dominikaner, um sich mit ihm über die Wahl des Papstes zu freuen. Er lebte stets in einem sehr guten Einvernehmen mit den Religiosen dieses Ordens, und die Empfehlung von Seiten eines Dominicaners galt bei ihm weit mehr, als die eines Prälaten.

Er begann sein Amt damit, daß er Befehl gab zur Abstellung mancher unter den Ordensleuten eingeführten Mißbräuche, und wies die Provinziale an, Hand daran zu legen. Später entschloß er sich, in Begleitung seiner Assistenten selbst eine Visitationsreise in den Provinzen des Kirchenstaates, des Herzogthums Toscana und des Königreichs Neapel zu machen. Bei der Abschiedsaudienz bezeugte ihm Seine Heiligkeit seine volle Zufriedenheit mit seinem Vorhaben, wodurch er eine so große Sorgfalt für die Häuser seines Ordens an den Tag lege, obschon Er selbst sich auf der anderen Seite nicht eben sehr darüber freuen könne, weil Er ihn immer in Rom in seiner nächsten Umgebung zu haben wünschte.

Diese Worte rührten ihn so sehr, daß er sich fast wieder entschlossen hätte, die Reise aufzugeben, allein da er einmal Urlaub genommen hatte, so glaubte er, nun nicht mehr bleiben zu dürfen. Er machte die Reise auch mit einer Eile, welche von großer Ungeduld zu baldiger Rückkehr zeugte.

Er besuchte zuerst die Provinz der Mark, und brachte Schrecken in alle Orte, durch welche er kam. Er verzieh Niemanden, und

strafte die Religiosen, welche angeklagt waren, irgend etwas als Eigenthum zu besitzen, sehr strenge. Das Geld confiscirte er ihnen zum Besten der Sacristei ihres Hauses. Unter Andern entsetzte er den Guardian von Fermo seines Amtes, weil er ihn im Besitz von einigem Gelde fand, welches er dem Capitel nicht angezeigt hatte, und drohte sogar, ihn auf die Galeeren zu schicken, wegen einiger anderer Fehler, welche übrigens eine solche Strafe nicht verdienten. Zu eben dieser Strafe verurtheilte er neun andere während der zwei Jahre seiner Amtsführung als General.

Dadurch brachte er einen solchen Schrecken unter die Ordensbrüder, daß es nur noch sehr wenige gab, welche ein Amt übernehmen mochten, und sie wollten lieber als einfache Mönche leben, als sich der strengen Ueberwachung eines Generals aussetzen, der indessen eigentlich seine Härte gegen diejenigen anwandte, welche sich durch ein Amt vor den Andern hervorzuthun trachteten, ohne sich aber eben an die Pflichten desselben zu binden.

Auffallend war es, daß er keinen seiner Feinde die Macht seines Armes fühlen ließ, selbst nicht einmal diejenigen, welche doch offenbar ihn hatten entehren und sein Glück vernichten wollen. Ja es schien, als ob er absichtlich über deren Aufführung sein Auge verschlösse, und er übte mehr Genauigkeit und Strenge gegen die, welche ihm immer nur Gutes erwiesen, als gegen die, welche ihm stets übel gewollt hatten. Er meinte, die Strenge nur so anwenden zu dürfen, daß es nicht schiene, als ob die Rachsucht an seinen richterlichen Urtheilen Theil habe, daß vielmehr nur Liebe zu einer pünktlichen Gerechtigkeitspflege ihn dabei leite.

Wenn er indessen noch einige Empfindlichkeit zu haben schien, so war dieß wohl nur gegen das Andenken seines Vorgängers, indem er Alles, was dieser angeordnet hatte, dadurch umstieß, daß er alle dessen Decrete durch neue, die er an deren Stelle setzte, nichtig und ungültig machte. Er forderte von Allen, welche unter Avosta im Amte gewesen waren, bis zu den Provinzialen hinauf, Rechenschaft von ihrer Verwaltung, und belegte den Vorsteher der Provinz Toskana, Namens Pater Wilhelm, einen Florentiner, mit dem Interdicte, weil er beschuldigt war, dem verstorbenen General irgend ein Geschenk gemacht zu haben, um seine Erwählung zum Provinziale zu erwirken; stellte ihn aber wieder in sein Amt ein, und zwar auf die Fürbitte des Großherzogs Cosmus von Florenz, welcher sich dessen mit Nachdruck annahm. Montalto glaubte einem Fürsten von so

großen Verdiensten um seinen Orden, und der ihn in seinem Palaste auf seiner Rückkehr aus der Mark so wohl empfangen und so glänzend bewirthet hatte, die Bitte nicht abschlagen zu dürfen.

Die Visitation der Provinzen Mark, Umbrien, Toskana und des Kirchenstaates hatte er in kaum fünf Monaten vollendet, und er beschleunigte so viel als möglich seine Rückkehr nach Rom, wo sein gutes Glück schon wieder auf ihn wartete. Er fürchtete, daß seine Abwesenheit vielleicht die Zuneigung des Papstes zu ihm schwächen möchte, und zog darum den Aufenthalt in Rom einer beabsichtigten Visitationsreise durch ganz Italien vor. Er kam im April 1567 nach Rom zurück, zufrieden über die Ehrenbezeugungen, welche er überall empfangen, und mit dem Gefühle hinlänglich erhaltener Genugthuung, sich denen als General haben zeigen zu können, welche ihn noch nicht einmal zum Provinziale hatten wählen wollen.

Drittes Kapitel.

Der Papst bezeugt seine Zufriedenheit über Montalto's Visitationsreise. Der Cardinal Bonello (Alexandrino) macht sich gern mit ihm zu schaffen. Der Papst ernennt ihn zum Bischof. Gründe. Montalto's Glück steigert sich immer mehr.

Sobald Montalto in Rom angekommen war, eilte er Seiner Heiligkeit die Füße zu küssen, und ihm von seiner ganzen Reise Rechenschaft abzulegen. Der Papst empfing ihn sehr zärtlich, und lobte seinen Fleiß und seinen Eifer, obgleich der Cardinal-Protector ihm während seiner Abwesenheit in der That sehr schlechte Dienste erwiesen hatte. Denn er hatte den heiligen Vater zu überreden gesucht, daß Montalto die Brüder mit einer solchen Härte behandelt hätte, daß mehrere derselben bei ihm bittere Beschwerden geführt. Dabei legte er dem Papste ein großes Packet von Briefen vor, welche er von verschiedenen Orten empfangen hatte. Indessen rechtfertigte sich Montalto so gut und der Papst zeigte sich so zufrieden mit seinem Benehmen, daß er ihm erklärte, er müsse ihn (Montalto) stets um seine Person haben.

Dieser Beweis von Vertrauen gab unserm Montalto neue Hoffnungen, und er überließ die Sorge für die Provinzen, welche

er nicht hatte besuchen können, eigens dazu ernannten Commissarien, war aber sehr begierig zu erfahren, in welchem Zustande sie dieselben gefunden hatten. Er konnte sich indessen des Wunsches und der Eitelkeit nicht erwehren, nach Neapel in eigener Person zu gehen, um den dortigen Brüdern, welche ihn gewissermaßen mißhandelt hatten, zu zeigen, daß alle ihre Feindseligkeiten gegen ihn ebenso wenig fähig gewesen seien, den Lauf seines Glückes zu hemmen, als in ihm selbst auch nur das geringste Gefühl der Rache zu erregen.

Obschon die Angelegenheiten des Ordens seine Thätigkeit sehr in Anspruch nahmen, so arbeitete er doch in den Mußestunden an einem Commentare über den heiligen Ambrosius, welchen er schon vor seiner Reise nach Spanien angefangen hatte. Er wollte ihn zum Drucke vollenden und dem Papste widmen; aber eine Unzahl von Geschäften, welche ihn bald von allen Seiten überhäuften, hinderten ihn daran. Nämlich außer seinen laufenden Ordensgeschäften hatte ihm der Papst noch eine Menge anderer übertragen, deren Wichtigkeit ihm bald einleuchtend wurden, da ihn Seine Heiligkeit zum Rath (Consultor) in mehreren Congregationen ernannte. Dem Cardinal Bonello, einem Schwestersohne — den er aus dem Orden der Dominicaner hervorgezogen hatte, um ihn zum Cardinal unter dem Titel Sancta Maria de Minerva zu creiren, der aber später den Namen Alexandrino annahm, wie auch sein Oheim als Cardinal geheißen hatte — empfahl er einen engern Umgang mit Montalto, überzeugt, daß jener noch vieles in der Unterhaltung mit Letzterem lernen könnte.

Alles dieses unterbrach seine Arbeit über den heiligen Ambrosius, welche er erst vollendete, als er schon Cardinal war und dem Papste Gregor XIII. widmete. Dieser nahm indessen die Arbeit nicht so günstig auf, als der Verfasser es gehofft hatte.

Montalto erwies seiner Seits dem Cardinal Bonello, den wir in der Folge immer Alexandrino nennen werden, große Ehrfurcht. Er bewarb sich um seine Gunst, und lieh ihm seine Dienste bei allen Gelegenheiten, die sich darboten. Er lobte den Neffen öfters in Gegenwart seines Oheims, und ließ sich sehr vortheilhaft aus über sein gutes Benehmen.

Der Papst war entzückt über seinen Neffen, so sprechen zu hören von einem Manne, den er für ebenso uneigennützig und streng als treffend in seinem Urtheile hielt, und strich darum den Montalto auch bei dem Cardinale Alexandrino sehr heraus, nicht

ganz undeutlich zu erkennen gebend, was er mit ihm vor hätte. Der Cardinal machte dem Montalto auch gewissermaßen den Hof durch viele gute Dienste, welche er demselben bei dem heiligen Vater leistete. Mit Vergnügen sah dieser auch das Freundschafsband zwischen seinem Neffen und Montalto, dessen Interessen oft bei ihm durch den Alexandrino vertreten wurden.

Die Leidenschaft, — wenn man die Zuneigung des Papstes Pius V. zu Montalto so nennen darf — ging so weit, daß er ihn zu seinem außerordentlichen Beichtvater ernannte, was manchen Leuten von guter Vorbedeutung für ihn zu sein schien. Der Pater Varasa, welchem nach der Generalswürde lüstete, hätte ihn gern schon als Cardinal gesehen, um freies Feld zu bekommen, und sparte darum auch nichts, was von ihm abhing, um zu seiner Erhebung mitzuwirken. Er hatte sich schon längst mit ihm ausgesöhnt, und da er sah, in welchem Credit jener bei dem heiligen Vater stand, unternahm er nichts ohne Montalto's Einwilligung und Rath, welchen er mit ehrfurchtsvoller Unterthänigkeit befolgte.

Eines Tages waren beide eines Ordensgeschäftes halber bei dem Papste. Als Montalto sich von ihm beurlauben wollte, richtete seine Heiligkeit die Worte an ihn: „Pater General; der Pater Varasa hat bis jetzt immer noch dieselbe Lust zu Ihrer Stelle, welche er hatte, ehe ich sie Ihnen übertrug. Sind Sie wohl damit einverstanden, wenn man ihn darüber zufrieden stellte?"

„„Mein Amt, mein Herz, meine Person lege ich alles Eurer Heiligkeit zu Füßen"" — antwortete Montalto — „„ich werde die Entlassung aus meinem Amte zu Gunsten desjenigen, den Eure Heiligkeit damit begünstigen wollen, gern annehmen, da ich dasselbe von Ihrer Güte habe.""

Varasa schloß hieraus, daß dem Montalto wohl bald der Cardinalshut und ihm selbst dessen Stelle als Ordensgeneral beschieden sein dürfte.

Der rothe Hut sollte es nun gerade jetzt noch nicht sein, aber die Mitra. Der heilige Vater gab ihm nämlich gegen Ende des Jahres 1568 das Bisthum de Sancta Agatha, dessen Einkünfte unter den Bisthümern mittleren Ranges ansehnlich waren. Der päpstliche Hof, welcher sicher erwartete, den Pater Montalto bald als Cardinal zu sehen, war nicht wenig erstaunt darüber, daß man ihn mit einem im Vergleich mit der erwarteten Stelle geringfügigen Amte bekleidete, wenn man bedenkt, was der Papst

für einen Mann hätte thun können, den er seit langer Zeit so zärtlich liebte und für welchen seine Zuneigung seit der Besteigung des päpstlichen Stuhles noch zugenommen hatte, so daß ihn jedermann mehr betrachtete als einen, dem der nahe Eintritt in das heilige Collegium bevorsteht, denn als Ordensgeneral.

Montalto, dessen stolzer Geist der Meinung entsprach, welche das Publikum von seinem Glücke hatte, fürchtete, mit dem Episcopate am Ende seiner Glücksleiter zu sein; und als er zu Anfang des Jahres 1569 wirklich zum Bischofe präconisirt wurde, nahm er gleichwohl dieses Bisthum als eine sehr hohe Gnade an, obschon gewöhnlich die Ordensgeneräle, wenn sie aus ihrem Amte austraten, wenigstens zu Bischöfen creirt wurden, und es schien somit hierin von Seiten des Papstes ihm keine Auszeichnung vor Andern zu Theil geworden zu sein.

Pius V. hatte übrigens hierbei mehr die Absicht, sich den Cardinälen Borromäus und Alexandrino, welche ihm unablässig den nach der Generalswürde strebenden Varasa empfahlen, gefällig zu erweisen, als Montalto zu befördern. Außerdem lag es in seinem Plane, den letztern bei einer großen Nuntiatur zu verwenden, da er ihn zur geschickten Leitung der wichtigsten Staatsangelegenheiten für fähig hielt, obschon er sich bis dahin nur mit der Inquisition und rein kirchlichen Dingen beschäftigt hatte. Er wollte ihn daher an einen italienischen Fürsten absenden, um mit diesem in Unterhandlung zu treten und ein Bündniß zwischen allen christlichen Fürsten zu Stande zu bringen. Und da bekanntlich die Mönchskutte nicht immer an den Höfen gern gesehen ist, so glaubte Pius mit Recht, ein Bischof würde mehr wirken, als ein Mönch.

Es schien nun, als ob sich die zärtliche Neigung des Papstes zu Montalto noch verdoppelt hätte, seitdem er Prälat geworden war, und gestand ihm es auch selbst einmal in einer Privataudienz, daß er ihn nämlich schon sehr geliebt habe, als er nur noch Ordensmann gewesen, ihn als Bischof aber noch mehr liebe. Er gebot ihm, in Rom in seiner Umgebung zu bleiben, und übertrug ihm sehr wichtige ehrenvolle Aemter, indem er seinen ersten Plan, ihn als Nuntius in Italien zu verwenden, änderte.

Als Montalto abgehen wollte, um von seinem Bisthume Besitz zu nehmen und den heiligen Vater um seinen Segen bat, sagte dieser zu ihm: „Sie müssen hier bleiben; Sie werden Ihrer Pflicht hier ebenfalls genügen, wenn Sie Ihre Dienste dem Oberhaupte der Kirche widmen. Sie werden sich dadurch Verdienste erwer-

ben, und Ihr Schade wird es auch nicht sein." Montalto schöpfte hieraus neue Hoffnungen für seine Zukunft, und schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß der Papst ihn wohl jetzt unter die Zahl derjenigen setzen werde, welche bald mit dem Purpur beehrt werden sollten.

Lange Zeit schon vorher, ehe der Papst sich geäußert, daß er den Cardinalshut für Montalto bereit habe, sprach man von dieser Erhebung. Er glaubte, diese Ehre den Verdiensten desselben schuldig zu sein, und hielt es für räthlich, in das heilige Collegium ein Mitglied aufzunehmen, welches von seinem Neffen abhängig und von dessen Erkenntlichkeit er überzeugt war. Er gab darum dem Cardinal Alexandrino den Auftrag, Montalto'n etwas davon anzudeuten, nicht aber darüber geradezu mit ihm zu sprechen.

„Monsignore Montalto" — redete ihn Alexandrino einst, als sie sich begegneten, an — „mein Oheim scheint sehr wohlgemeinte Absichten mit Ihnen zu haben, so wie auch ich für Sie die besten Wünsche hege, und ich hoffe, daß wir, Sie und ich, uns in wenigen Tagen als Brüder umarmen werden."

„„Mein ganzes Leben lang werde ich Eure Eminenz sehr unterthäniger Diener sein"" — erwiederte Montalto — „„selbst wenn ich Papst werden würde.""

Zwei Promotionen waren schon vorgenommen und es wurden in Rom Wetten gemacht, daß Montalto der dritte sei; da man aber erfuhr, daß er den Hut noch nicht empfangen habe, so war man in der ganzen Stadt derselben Meinung, daß man ihn nämlich allzulange schmachten ließe. Dieser Scherz bewog ihn, gelegentlich zum Cardinal Alexandrino zu sagen: „die öffentliche Stimme habe ihn wenigstens schon zum Cardinale gemacht."

„Im Geiste des Papstes sind Sie es auch schon" — entgegnete Alexandrino, — „und Sie dürfen sicherer darauf zählen, als auf die Stimme des Publikums."

Viertes Kapitel.

Anwesenheit des Cosmus von Medicis. Montalto wird zum Cardinal ernannt. Des Papstes Gründe dafür. Montalto erhält wichtige Aufträge. Er schlägt jetzt schon den Weg ein, welcher zum heiligen Stuhle führt. Tod Pius V.

Um den Verlauf dieser Geschichte übrigens besser zu verstehen, müssen wir etwas weiter ausholen. Der Papst hatte im No-

vember desselben Jahres, in welchem eben unsere Geschichte noch spielte, dem Cosmus von Medicis den Titel eines Großherzogs von Florenz verliehen, den dieser Fürst durch Tugend, Macht und große Verdienste um die Kirche sich auch wohl erworben hatte. Sobald er diesen eclatanten Beweis der Achtung und Erkenntlichkeit von Seiten des heiligen Vaters empfangen hatte, eilte er sofort nach Rom, um von Seiner Heiligkeit gekrönt zu werden, welche Ceremonie von Allem begleitet war, was der Pracht eines so großen Festes zukam. Triumphbogen waren zu Ehren dieses Fürsten errichtet und Ringelrennen wechselten mit Turnieren ab. Hierbei nun traf den Montalto die Wahl, dem Cardinal Alexandrino, welcher bei dieser erhabenen Feier Dienst hatte und den Großherzog selbst in einem päpstlichen Staatswagen zurückgeleitete, zu assistiren. Dieser Umstand trug wieder viel zur Belebung seiner neu erwachten Hoffnungen bei.

Im April des nächsten Jahres (1569) erhielt der Papst sehr günstige Nachrichten aus Indien über beträchtliche Fortschritte der christlichen Religion in jenen Ländern, wo mehrere Könige mit ganzen Provinzen sich zum wahren Glauben gewandt hatten. Er ließ durch eine solenne Procession und feierlichen Gottesdienst öffentliche Danksagungen veranstalten, und um die Freude des Volkes noch zu erhöhen, beschloß er eine Promotion vorzunehmen; er machte deshalb dem heiligen Collegium von dieser Absicht Mittheilung, und that im vollen Consistorium dar, wie gerecht und billig es sei, nach dem Maße, wie sich die Religion auf der Erde verbreite, auch die Zahl der Cardinäle zu vermehren. Unter denjenigen, welche diesmal den Hut empfingen, war denn nun auch Montalto, und damit die letzte Stufe der Leiter erstiegen, welche zur höchsten Würde führte. Seine Ordensbrüder bewiesen hierüber nicht geringe Freude, sowohl seiner selbst wegen, als auch über die Ehre, welche dadurch dem Kleide des heiligen Franziskus zu Theil geworden war. Dieses geschah am 17. Mai 1569.

Den heiligen Vater bewogen indessen mehrere Gründe, den Montalto in das heilige Collegium aufzunehmen. Unter diesen nahm seine große Zuneigung zu ihm den ersten Platz ein. Er hatte öfters seit seiner Erhebung sich geäußert, daß er sich hingerissen fühle, ihm Gutes zu erweisen; und als er eines Tages, da er noch Cardinal war, bei dem Cardinal Borromäus die Interessen seines Schützlinges sehr angelegentlich vertrat, und

dieser erstaunt darüber zu ihm sagte: „Ich glaube nicht, Monsignore, daß Sie die Interessen eines Ihrer Verwandten mit mehr Wärme unterstützen werden, als die Ihres Schützlinges,“ — entgegnete er ganz offen, daß er immer eine große Freude empfinde, wenn er etwas unternehme, was seiner Freundschaft für Montalto entspreche.

Der zweite Grund war die große Achtung, welche er vor allen Personen von einem ungewöhnlichen Talente hegte, deren Tugend und Größe er glaubte belohnen und ehren zu müssen. In diesem Sinne sprach er sich denn auch im Consistorium aus, als er, von Montalto redend, erklärte, daß er in ihm einen Mann von erprobtem Verdienste in das heilige Collegium aufnehme, dessen Kenntnisse und Erfahrungen der Kirche noch große Dienste leisten würden.

Ferner glaubte er dem Andenken des verstorbenen Cardinals Carpi diesen Beweis von Achtung schuldig zu sein; indem er öfters diesen hatte sagen hören, wenn er wünsche Papst zu werden, so sei es nur, um Montalto zum Cardinal zu creiren, was Pius seinem Secretär, Monsignore Rusticucci de Fano, dem er in demselben Consistorium den Cardinalshut verlieh, mit den Worten mittheilte: „Ich habe während meines Ordensstandes von dem Cardinal Carpi so große Gefälligkeiten erhalten, daß die Dankbarkeit mir die Pflicht auferlegt, einen Mann mit dem heiligen Purpur zu ehren, welchen er stets so zärtlich geliebt hat.“

Ein vierter Grund der Erhebung Montalto's war die Ehrfurcht, welche der Papst für den Habit des heiligen Franziskus hegte, indem er in der Person Montalto's Zeugniß geben wollte, welche Rücksichten er einem so großen und berühmten Orden erweise. In diesem Sinne äußerte er sich auch am Tage der Promotion selbst gegen seine Hausdiener: „Der heilige Dominicus,“ — sprach er — „und der heilige Franziskus haben stets in einem guten Einverständnisse gelebt; und darum glaube ich auch mit Recht zweien Generälen ihrer Orden den Cardinalshut geben zu müssen, um durch dieses Beispiel alle, welche deren Kleid tragen, aufzumuntern, in derselben freundschaftlichen Verbindung mit einander zu leben.“

Dem Generalprocurator der Franziskaner und dem Guardian von den heiligen Aposteln, welche gekommen waren, dem heiligen Vater die Füße zu küssen und ihren Dank abzustatten für die eben dem Orden erwiesene große Ehre, erwiederte er: daß er seine unbegränzte Ehrfurcht vor dem heiligen Franziskus

wohl kaum geringer habe zeigen können, als durch die Erhebung eines seiner Söhne zum Cardinale.

Pius wurde bald inne, daß dieser neue Cardinal zu arm sei, um den Glanz seiner Würde erhalten zu können, bewilligte ihm deßhalb eine mäßige Pension und ließ ihm auch einiges baare Geld zur Einrichtung seines Hauses und Anschaffung einer Equipage auszahlen. Auch gab ihm der Cardinal Alexandrino Beweise seiner Freigebigkeit, und der Convent der heiligen Aposteln, so wie mehrere römische Große und einige der reichsten Cardinäle machten ihm höchst anständige und ehrenvolle Geschenke.

Einige Zeit darauf sandte Pius, dessen Herz vor Eifer und Liebe für das Heil der Christenheit glühte, seinen Neffen, den Cardinal Alexandrino, in der Eigenschaft eines Legaten nach Frankreich, Spanien und Portugal, um diese Höfe zu einem Bündnisse gegen den gemeinsamen Feind des christlichen Namens zu bewegen. Sobald Alexandrino abgereist war, übertrug der Papst dem Montalto mehrere Geschäfte, welche bisher jener besorgt hatte, unter andern auch eine sehr strenge Revision der Breviergebete, welche an den Festtagen der Heiligen zu recitiren sind, und errichtete für diese Reform eine eigene Congregation von Theologen und Cardinälen.

Die Verbindung zwischen den drei Königen von Frankreich, Spanien und Portugal wurde im Jahre 1571 glücklich abgeschlossen. Der Cardinal Alexandrino kehrte mit Triumph zurück. Montalto übergab ihm die Leitung der Geschäfte wieder in seine Hände zurück, welche er während seiner Abwesenheit geführt hatte, und schien sich dadurch der Ruhe und Erholung überlassen zu wollen; allein diese Muße wurde ihm nicht gestattet, denn er wurde zu allen Congregationen berufen.

Es ist wohl hier am rechten Orte, zu bemerken, daß Montalto, sobald er sich mit der Cardinalswürde bekleidet sah, auch sogleich den Weg einschlug, der ihn auf den päpstlichen Stuhl führen sollte. Er wurde demüthig, leidend, kränkelnd und verschloß im tiefsten Grunde seines Herzens sein lebhaftes, hitziges, brausendes Naturell so wohl und fest, daß man hätte sagen sollen, diese angenommene Sanftmuth und Mäßigung sei ihm angeboren. Man bemerkte und erkannte sie in seiner Kleidung, in seinen Mienen, in seinen Worten, in seinen Handlungen, und diejenigen, welche ihn jetzt wieder sahen, erklärten offen, daß sie ihn nicht wieder kännten.

Pius V. starb im Mai des Jahres 1572, und die Kirche verlor in ihm einen der größten, eifrigsten und heiligsten Päpste, welche je den Stuhl des heiligen Petrus geziert haben. Der Orden des heiligen Dominicus, welcher der christlichen Religion durch Verbreitung des Glaubens in den entlegensten Ländern, durch Bekehrung zahlloser Irrgläubigen, durch das Blut seiner Martyrer, durch unermüdlichen Eifer im Beichthören und Predigen, durch Krankenanstalten u. s. w. unendliche Dienste geleistet hatte, hat gleichwohl der Kirche nie einen größern Gewinn gebracht und ist nie heilsamer für sie gewesen, als dadurch, daß er ihr ein solches Oberhaupt geschenkt hat.

Fünftes Kapitel.

Das Conclave. Wie sich Montalto darin benimmt. Der Cardinal Buoncompagno wird unter dem Namen Gregor XIII. gewählt. Er zeigt wenig Zuneigung zu Montalto.

Nachdem die Cardinäle diesem heiligen Manne mit den herkömmlichen Ceremonien die letzte Ehre erwiesen hatten, traten sie gleich darauf in das Conclave. Montalto schien sich bei der neuen Wahl gar nicht in irgend ein Parteitreiben einmischen zu wollen. Er lebte in seinem Zimmer wie der geringste Mönch in seiner Zelle und ging nie heraus, als um die heilige Messe zu hören. Er verharrte in dieser Stille und in der Unkenntniß aller Bewegungen der verschiedenen Parteien; und wenn einmal irgend ein Cardinal es versuchte, ihn für eine derselben zu gewinnen, so antwortete er mit einer gewissen Einfalt, „daß es für ihn keine andere Partei zu ergreifen gäbe, als die Kleider derjenigen zu bewachen, welche sich badeten: er sei noch nie in einem Conclave gewesen und fürchte sich, Fehler zu machen; er wolle es lieber denen überlassen, welche schon mehr Erfahrung darin gemacht hätten.“ Auf diese Weise vereitelte er alle Versuche, um ihn zu irgend einer Partei heranzuziehen.

Ein solches, seinem früheren, ehe er Cardinal wurde, so straks entgegengesetztes Benehmen mußte den Verdacht erregen, als ob er seine eigenen Interessen verfolge; und der Cardinal Gambara, welcher ebenfalls sich bemüht hatte, Montalto für seine Faction zu gewinnen, aber merkte, daß er nicht zum Ziele gelangte und welchen Montalto erklärte, keiner Partei angehören zu wollen, sagte endlich, als er von ihm ging, ganz unumwunden in gereiztem Tone zu ihm:

„Ich rathe Ihnen, Monsignore, für ein anderes Mal die Manier des Abschließens von Andern und der Zurückgezogenheit zu beobachten; denn ich glaube nicht, daß jetzt für Sie etwas zu hoffen sein wird.“

In der That konnten auch Männer von Verstand und Urtheilsfähigkeit nicht wohl begreifen, wie ein Mann, welcher mit Gefahr seines Lebens dem ganzen Senate Venedigs opponirt, der mit seinen Obern unaufhörlich Händel gehabt hatte, plötzlich unter dem Purpur unfähig geworden sein sollte, sich für irgend eine der Parteien bei der Papstwahl zu bestimmen: allein er machte sich wenig zu schaffen um das Gerede, und ließ gern allen Menschen die Freiheit, welche sie sich nehmen, von einander zu sprechen; und als man ihm einen Candidaten für die Wahl in Vorschlag brachte, erwiederte er, „daß er in seinem Gewissen sich noch nicht habe entschließen können, wem er seine Stimme geben solle, so sehr hielte er sie alle für fähig und würdig, die Kirche zu regieren, ja er wünsche fast, ebensoviel Stimmen zu haben, als Cardinäle wären, um einem Jeden von ihnen eine geben zu können.“ Der Cardinal Farnese, mit dem er diese Unterredung hatte, entgegnete hierauf etwas spitz: „Meines Erachtens, Monsignore, müßte man doch viel Einfalt besitzen, um so leichtgläubig zu sein.“

In diesem Conclave ereignete sich der besondere Umstand, daß die Wahl des Cardinals Buoncompagno in dem Zeitraume von vier bis fünf Stunden fertig wurde, ohne daß sie, wie es sonst Gebrauch ist, durch Bewerbungen und Betreibungen von Seiten der Parteichefs wäre erzielt worden. Sie war am 13. Mai 1572. Und obschon mehrere Cardinäle lange Zeit diesen Vorschlag verworfen hatten, so ging die Sache doch mit einer solchen Ruhe vor sich, als ob es nur diese einzige taugliche Person gegeben habe.

Montalto erfuhr hiervon nicht eher etwas, als da man ihn in die Kapelle zur (sogenannten) Adoration des neuen Papstes führte. Als der Cardinal Alexandrino ihn im Vorbeigehen an der Thüre seines Zimmers traf, redete er ihn an: „Kommen Sie, Monsignore, der Papst ist gewählt.“ Er trat heraus und folgte den Andern in die Kapelle, wo Buoncompagno die Huldigung der Cardinäle empfing und den Namen Gregor XIII. annahm. Darauf zog das heilige Collegium wieder in Prozession aus dem Conclave.

Montalto bewies viele Freude über diese Wahl, und bezeugte

Seiner Heiligkeit zu wiederholten Malen, daß er nichts so sehr gewünscht habe, als seine Erwählung, und daß er niemals die Wohlthaten vergessen werde, welche er ihm während ihrer spanischen Gesandtschaftsreise erwiesen.

Obwohl nun der Papst davon überzeugt war, so bewies er seiner Person doch keine besondere Auszeichnung, gab ihm im Gegentheil sehr wenig Antheil an den Geschäften des heiligen Stuhles, und ließ ihn in seiner Einsamkeit und Zurückgezogenheit. Montalto machte nichts desto weniger der Familie des Papstes den Hof, und begab sich, um sich die Gunst Seiner Heiligkeit zu erwerben, wieder an seinen Commentar des heiligen Ambrosius, den er schon früher angefangen, aber seit langer Zeit unterbrochen hatte. Er arbeitete während des ganzen Jahres 1573 daran und widmete ihn nach seiner Vollendung dem Papste. Gregor nahm dieses Werk zwar mit vieler Freundlichkeit auf, ohne ihm aber darum mehr Freundschaft zu erweisen; ja er behandelte ihn vielmehr während seines Pontifikats mit einer Kälte, welche nahe an Verachtung grenzte.

Manche hielten seine große Anhänglichkeit an den verstorbenen Papst und die vielen von diesem empfangenen Auszeichnungen für die Ursache jener Kälte; allein Gregor sah in ihm immer nur den strengen und harten Mann, obgleich er eine so große Sanftmuth und Einfalt zur Schau trug. Andere meinten, der Papst, welcher ihn auf der Gesandtschaftsreise als einen kühnen und unternehmenden Geist habe kennen gelernt, trage mit Recht Bedenken, ihm die Leitung wichtiger Geschäfte zu übertragen.

Dem sei nun, wie ihm wolle, — es bestärkte Montalto in seinem Vorsatze, sich von allen Intriguen der Welt fern zu halten, und bestimmte ihn, in der Nähe der Kirche Santa Maria Maggiore ein Haus zu kaufen, wo er, nur von einer sehr mäßigen Anzahl von Dienern umgeben, ein sehr zurückgezogenes und unbeachtetes Leben führte.

Auch hatte er keine Lust, dieses Haus je wieder zu verlassen, und nahm deswegen, um es sich angenehmer und wohnlicher zu machen, unaufhörlich Erweiterungen daran vor. Später jedoch, nachdem er Papst geworden, baute er einen prachtvollen Palast dahin, und verschönerte ihn mit Gärten, Fontänen und Parkanlagen. Er nannte ihn nach dem Namen seiner Familie: „Villa Peretti.“

Als Gregor im Jahre 1575 das Jubiläum anordnete, gab Montalto so viel Almosen, als ihm nur die Dürftigkeit seiner

Einnahme gestattete. Seine Wohlthätigkeit nahm sich vorzüglich die armen Pilger zu ihrem Ziele, welche nur in den Hospitälern Unterkommen fanden; vor Allen jedoch die Kranken und seine Ordensbrüder, welche durch die Indulgenzen dahin gezogen waren. Diese nahm er zu sich in seine Wohnung und gab ihnen aus mitleidigem Herzen ein und zwei Mal Essen. Den größten Theil des Tages brachte er im Beichtstuhle zu, als ob er der einfachste Priester wäre, so daß das Volk vor seinem Eifer und seiner Frömmigkeit die größte Ehrfurcht hatte. Es steht auch in der That fest, daß kein Cardinal bei dieser Gelegenheit so viel gethan hat, als Montalto, und daß es sogar der Papst für seine Pflicht hielt, ihm dafür den Dank abzustatten.

Das Jahr 1576 brachte Italien einen sehr schlimmen Gast, die Pest. In Rom wurde deshalb eine Congregation ernannt, um Schutzmittel zu berathen und Vorkehrungen gegen eine so unglückliche Heimsuchung zu treffen. Man nannte unter andern auch den Namen Montalto's als Mitgliedes dieser Congregation; allein der Papst verwarf ihn mit der Bemerkung, daß man hierzu nur thätige und wachsame Leute brauchen könne, und beschuldigte ihn mithin indirecte der Fahrlässigkeit und Trägheit, obschon er gerade in derselben Zeit als Beamter der Inquisition seine Pflicht mit großem Eifer erfüllte.

In demselben Jahre wurden auch die Zwistigkeiten, welche in Genua zwischen den alten und neuen Familien ausgebrochen waren, durch den Papst beigelegt, welcher den Cardinal Moron dorthin sandte, dessen Geschicklichkeit in Behandlung wichtiger Angelegenheiten den Erwartungen desselben entsprach, und dessen Bemühungen auch die Wiederherstellung des Friedens und der Eintracht in dieser großen Stadt vollkommen gelang. Zu gleicher Zeit unterzog sich auch der Papst der Pacificirung Polens, welches durch die Rückkehr Heinrichs III., Königs von Frankreich, in die heilloseste Verwirrung gerathen war; indem dieser Fürst sich den Besitz der Krone Polens noch vor dem Tode seines Bruders Carl IX. durch Wahl erworben hatte. Diese Angelegenheiten waren für die christliche Kirche von größter Wichtigkeit, und bewogen daher den Papst, mehrere Consistorien abzuhalten. Als in einem derselben Montalto's Abwesenheit bemerkt wurde, äußerte Einer der Cardinäle, „Montalto's Stimme sei ebenso gut in der Ferne als in der Nähe."

Gregor hatte gleich im Anfange seiner Regierung die Pensionen, welche Pius V. armen Cardinälen bewilligt hatte, verrin-

gert, sei es, um das Geld zu anderen Zwecken der Kirche, die er für nothwendiger und dringender erachtete, zu verwenden, sei es auch bloß deshalb gewesen, um wieder umzustoßen, was sein Vorgänger angeordnet hatte. Kurz, der arme Montalto sah sich auch bald des letzten Restes seiner Einnahme beraubt (im Jahre 1577). Der Cardinal Alexandrino bot Alles auf, um den Papst zur Wiedereinsetzung Montalto's in seine Pension zu bewegen, erhielt aber zur Antwort: „Wenn Sie ihm Gutes erzeigen wollen, so will ich Ihnen zur Entgeltung meinen Segen geben.“

Montalto zeigte über diesen Verlust keineswegs Verdruß, im Gegentheil äußerte er einstens gegen den Cardinal Philippo Buoncompagno (genannt di Santo Sixto), Neffen des Papstes, bei einer Begegnung, indem er das Gespräch hierauf leitete: „Er würde gerne alles geben bis auf das Hemd, um dem Eifer in etwas zu entsprechen, mit welchem Seine Heiligkeit für die Erhebung der Christenheit arbeite; er habe sich noch nie so reich gefunden, als seitdem er seine Pension nicht mehr genösse, und er ärgere sich nur darüber, daß er nicht freiwillig darauf Verzicht geleistet; er glaubte nichts Besseres thun zu können, als wenn er sein ganzes Vermögen der Mildthätigkeit und Wirthschaftlichkeit eines so heiligen und wachsamen Hirten zur freien Disposition überlasse.“ Ob dieß Ernst oder Ironie war, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Sechstes Kapitel.

Ein Mord in Rom, der den Montalto etwas angeht. Gesandtschaft aus Moskau. Der Großmeister aus Malta stirbt in Rom.

Frankreich und die Niederlande waren in diesem Jahre durch die Vortheile, welche die Protestanten über die Truppen des allerchristlichsten Königs und über die des Königs von Spanien errungen hatten, in eine sehr mißliche und kritische Lage gekommen. Auf den Trümmern der römisch-katholischen Kirche errichteten jene, denen man anfangs etwas zu streng entgegengetreten war, das Gebäude ihrer neuen Religion. Betrübt durch einen so traurigen Fortschritt der Irrlehre ordnete der heilige Vater öffentliche Gebete an, und hielt mehrere Consistorien, um einem der Kirche so sehr Gefahr drohenden Uebel zu steuern.

Montalto machte bei einer solchen Gelegenheit eines Tages die Bemerkung, daß man gegen derartige Wirrnisse noch etwas ganz anderes gebrauchen müsse, als Conferenzen und vierzigstündige Gebete. Der Papst, dem diese hingeworfene Aeußerung hinterbracht wurde, lud den Montalto zu einer Privatconferenz ein, um seine Meinung über die beste Art, dem Uebel zu steuern, von ihm selbst zu hören. Allein nach einer langen Unterredung entließ er ihn wieder und äußerte gegen seinen Neffen, den Cardinal di Santo Sisto: „er wisse jetzt nicht mehr, als vorher, und habe aus dem ganzen Raisonnement Montalto's nichts verstehen können."

Im Jahre 1578 ließ Montalto einen seiner Neffen nach Rom kommen, zu welchem er eine besondere Zuneigung fühlte, abgesehen davon, daß er allen seinen Verwandten zugethan war. Er that ihnen aber nie etwas zu Gute, so lange er Cardinal war, und ermunterte sie öfters in seinen Briefen, für ihr Fortkommen zu arbeiten und sich über seine Erhebung nicht eben sehr vom Stolze einnehmen zu lassen; ihr wahrer Ruhm bestehe vielmehr nur darin, daß sie ihren Lebensunterhalt mit Ehren durch Mühseligkeit und Arbeit zu gewinnen suchten. Er ließ seinen Neffen sehr bescheiden kleiden, aber sparte nichts, was zu seinen Studien erforderlich war, indem er immer sagte: „Wenn du Muth und Verstand hast, so wirst du die Stütze unserer armen Familie werden; und du wirst sie unterhalten durch dein Verdienst: Ich habe meiner Seits nach Kräften gearbeitet, thue du nun deiner Seits, was du kannst." Dieser arme Knabe wurde unglücklicher Weise das Opfer eines Mordes, noch ehe er seine Studien vollendet hatte.

Sein Oheim war hierüber zwar vom gewaltigsten Schmerze ergriffen, allein er hatte Kraft, ihn in sich zu verschließen, und entgegnete einigen Freunden, welche in ihn drangen, den Papst über diesen Mord um Gerechtigkeit zu bitten, ganz gelassen: „er fürchte dem Eifer Seiner Heiligkeit, Jedermann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, Unrecht zu thun, wenn er ihm mit zu vieler Zudringlichkeit anliege, den Tod seines Neffen zu strafen." Einem Cardinale, welcher ihn besuchte, um ihm über das Mißgeschick in seiner Familie sein Beileid zu bezeugen, erwiederte er, daß er ihm sehr verbunden sei, ihn darüber mehr betroffen zu sehen, als er selbst sei, — durch welche Zurückhaltung er diesen überreden wollte, als ob er gegen die Einwirkungen des verwandtschaftlichen Blutes auf sich unempfindlich geworden wäre.

Was er aber einem andern Cardinale erwiederte, der ihn ebenfalls zur Verfolgung der Meuchelmörder des unglücklichen Neffen ermunterte, war die letzte Anstrengung seiner Geduld:

„Ich liebe meine Familie“ — sagte er, — „aber diese Empfindung wird mich niemals verleiten, Gott zu beleidigen, und der Tod meines Neffen soll niemals gesühnt werden auf Kosten meines Gewissens und meines Seelenheils.“ Dieser Cardinal konnte nicht umhin, im Fortgehen zu sich selbst zu sagen: „Wirklich ein sehr weiser und sehr christlicher Mann!“

Gregor XIII. gründete im Jahre 1579 in Rom und an verschiedenen andern Orten der Christenheit mehrere Hospitäler zur Aufnahme fremder Flüchtlinge, welche von den Häretikern aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, und dotirte sie mit ansehnlichen Einkünften. Indessen waren diese neuen Stiftungen nicht Jedermanns Geschmack. Montalto unterließ jedoch nirgends, wo es sich traf, diese Anordnung zu loben.

Alexander Farnese, Herzog von Parma, General der spanischen Armee in Flandern, gewann in diesem Jahre mehrere Schlachten gegen die aufständischen Protestanten und nahm ihnen eine Menge Städte weg. In Rom zündete man deshalb Freudenfeuer an, und die Cardinäle beeilten sich dem Cardinale Farnese wegen der Siege seines Neffen Glück zu wünschen. Montalto war nicht unter den Letzten, die ihm den Hof machten, und um in dessen Gunst noch mehr zu steigen, sprach er im vollen Consistorium mit Wärme von den Verbindlichkeiten, welche die Kirche den Diensten des Herzogs von Parma schulde, der eben sein Leben wider die Abtrünnigen in den Niederlanden in die Schanze gesetzt habe, — und hielt bei dieser Gelegenheit dem ganzen Farnesischen Hause eine Lobrede.

In eben diesem Jahre begann in Portugal ein Erbfolgekrieg, welcher mit der Eroberung des Landes durch Philipp II., König von Spanien, im Jahre 1580 endigte, und so diese Krone dem Don Antonio, ihrem legitimen, vom Adel und Volke in Lissabon gewählten Herrn, entriß.

Zur selben Zeit schickte der Großfürst von Moskau eine Gesandtschaft nach Rom, um die Vermittelung des Papstes, als des Vaters der Christenheit, zwischen ihm und dem Könige Johann von Polen zu erbitten, deren Staaten während des Krieges sehr gelitten hatten. Diesem Gesandten bereitete man in Rom einen sehr prächtigen Empfang und wies ihm eine Wohnung in dem Palaste des Cardinal General-Vicars, Jacob Buon-

compagno an; und der heilige Vater behandelte ihn bei der ersten Audienz mit vieler Auszeichnung.

Anfangs weigerte er sich, den Pantoffel des Papstes zu küssen, obschon man ihm erklärte, daß niemand, wer es auch sei, ohne diesen Beweis der Ehrfurcht vor dem Papste erscheinen dürfe, und daß noch nicht einmal der römische Kaiser davon dispensirt werde. Da er sehr geläufig lateinisch sprach, und Montalto unter allen Cardinälen am beredtsten war, so ward dieser beauftragt, mit jenem über diese Frage des Ceremoniells zu verhandeln; und er brachte durch seine Klugheit und Feinheit den Gesandten dahin, daß er sich jenem Gesetze der Etiquette unterwarf, ohne die Antwort seines Herrn abzuwarten, an den er dieserhalb vorher noch einen Kurier geschickt hatte.

Man machte die Bemerkung, daß die Russen noch Branntwein in den Wein gossen, den sie tranken, so stark und schwer er auch war; und wenn das Feuer dieses Gebräues sie bis zur Fieberglut erhitzt hatte, so stürzten sie sich in das kälteste Wasser, welches sie nur auffinden konnten, um sich zu baden, — eine Badeart, die den damaligen Römern ganz unbekannt war und höchst ungesund schien. Sie gingen auch oft zur Kirche, um die Ceremonien zu betrachten, verließen sie aber gleich, sobald sie einen Hund darin bemerkten, indem sie sagten, man müsse diese Thiere an heiligen Orten nicht dulden. — Der Papst stellte durch seine Zusagen den Gesandten vollkommen zufrieden. Er schrieb an den König von Polen, um ihn zu einer Uebereinkunft einzuladen, und sandte den Pater Possevino, einen Jesuiten, an ihn, um an dem Friedenswerke zu arbeiten. Seine Sendung gelang, und der Friede zwischen Polen und Rußland wurde auf diese Weise wieder hergestellt.

Bevor der russische Gesandte wieder abreiste, nahm er erst von mehreren Cardinälen Abschied, unter andern auch von Montalto, über dessen bescheidene und einfache häusliche Einrichtung er so erstaunt war, daß er zu seinen Leuten sagte, „der müsse wohl ein Bastard sein, da er unmöglich glauben könne, daß, wenn man sein Haus und seine Meubel betrachte, die andern Cardinäle, welche er besucht habe, seine Brüder wären. Der Abstand der Pracht ihrer Paläste gegen die Armuth der Wohnung Montalto's, dessen Wohnzimmer der einfachen Zelle eines Klosterbruders glich, machte ihn betroffen ob der Ungleichheit, mit welcher die Kirche ihre Güter sogar unter Brüder vertheile. Man hatte Noth, ihm den Grund dieser Ungleichheit zu erklären.

Um jene Zeit hatten sich unter den Johannitern auf Malta einige Verwickelungen und Unordnungen eingeschlichen, welche endlich im Jahre 1581 beigelegt wurden. Der Großmeister des Ordens, den die Ritter gefangen gehalten und durch die Vermittelung des Papstes wieder freigelassen hatten, kam in Begleitung von mehr als hundert der ersten Ordensritter nach Rom. Er wurde hier von einer Ehrengarde von acht bis neun hundert Reitern in Empfang genommen und in sein Absteigequartier im Palaste des Cardinals d'Este begleitet. In der bald darauf statthabenden feierlichen Audienz bei dem heiligen Vater waren zwölf Cardinäle zugegen, unter denen auch Montalto, neben welchen der Großmeister nach vollendeter Ceremonie des Fußkusses zu sitzen kam. Er war von dessen sanftem und demüthigem Wesen so entzückt, daß er während der zwei Monate seines Aufenthaltes in Rom kein größeres Vergnügen kannte, als sich mit ihm zu unterhalten. Als der Großmeister zuletzt in eine schwere Krankheit fiel, bat er den Montalto inständig, ihn nicht zu verlassen, sondern ihn gut sterben zu lehren. Er machte wiederholt gegen seine vertrautesten Freunde die Bemerkung, daß jedesmal, wenn er den Cardinal Montalto betrachte, er glaube, einen jener heiligen Bischöfe des Alterthums zu sehen. Montalto lieh ihm seinen trostreichen Beistand bis zum letzten Hauche, und erhielt dafür zufolge seines Testaments ein nicht unwerthvolles Geschenk zum Danke, welches ihm auch unmittelbar nach dessen Tode eingehändigt wurde.

Siebentes Kapitel.

Verbesserung des Julischen Kalenders. Eine große Hungersnoth in Rom. Händel zwischen den römischen Adligen und Sbirren. Montalto geräth in Lebensgefahr.

Schon seit mehreren Jahren hatte Montalto sich mit dem Gedanken der Reform des bisherigen Kalenders herumgetragen. Er hatte deswegen schon früher Pius V. Vorschläge gemacht, und auch mit Gregor auf ihrer Gesandtschaftsreise nach Spanien gesprochen. Aber sei es, daß er sich hiermit nicht befassen wollte, sei es, daß er wenig auf den Vorschlag oder auf die Ansicht Montalto's achtete, er verschob die Ausführung dieses

Werkes unter dem Vorwande, daß diese Reform doch nicht für immer dauern, und in der Folge nur Unordnung und Verwirrung in die alten und gewohnten Gebräuche der Kirche bringen würde.

Es war im Jahre 1582, als Antonio Lilio, ein Arzt, auf den Rath und durch die Vermittelung des Cardinals Montalto dem Papste eine von seinem Bruder Ludovico Lilio verfaßte Abhandlung überreichte, welcher diese Schrift erst von diesem Cardinale hatte prüfen und billigen lassen. Der heilige Vater, der gar nicht zweifelte, daß Montalto hierbei die Hand im Spiele habe, gab ihm den Auftrag, dieselbe zu prüfen.

Diese Broschüre behandelte ein ganz neues System, in welchem die Epakte mit der goldenen Zahl und dem Sonnenjahre in Einklang gebracht worden war. Die Berechnung war so genau, daß man in dem Kalender auch für die Zukunft keine Veränderung oder Verwirrung wahrnehmen konnte.

Montalto billigte dieses Project und bestürmte gleichsam den Papst, so schnell als möglich daran arbeiten zu lassen. Dieser glaubte indessen doch eine Sache von solcher Wichtigkeit dem Consistorium vorlegen zu müssen; und weil der Hauptperson unserer gegenwärtigen Geschichte bei der Ausführung dieses großen und für die ganze bewohnte Erde höchst wichtigen Werkes kein geringer Theil der Mitwirkung und des Zustandekommens zugeschrieben werden muß, so erlauben wir uns, hier etwas weitläufiger zu sein.

Nachdem also Gregor jenen großen Plan dem heiligen Collegium mitgetheilt hatte, sandte er unter fast allgemeiner Zustimmung desselben von der gedachten Abhandlung Abschriften an alle christlichen Fürsten und an die berühmtesten Universitäten Europa's, um das Urtheil derselben über diese für alle so wichtige Reform zu hören. Sobald er ihre Antworten und Gutachten erhalten hatte, übergab er sie den Händen der berühmtesten und trefflichsten Mathematiker jener Zeit, welche er deshalb expresse nach Rom eingeladen hatte.

Sie hielten öftere Conferenzen bei dem Cardinal Montalto, der ihnen dabei auch präsidirte, und erkannten nach einer gründlichen Berathung und Behandlung dieses Gegenstandes die Berechnung Lilio's als die richtigste und genaueste von allen an, die jemals davon gemacht worden waren. Und so kam denn unter der Leitung Montalto's der Beschluß zu Stande, daß bei einer demnächstigen Reform des Kalenders die Berechnung des

Lilio, zu der die Versammlung einige übrigens unwesentliche Zusätze gemacht hatte, als einzige Richtschnur anzunehmen sei.

Man mußte vor Allem mit der Feststellung der Tag- und Nachtgleiche im Frühjahre beginnen, und dann galt es, den Tag des Vollmondes zu berechnen, welcher entweder auf das Aequinoctium selbst, oder unmittelbar darauf fällt, um den zunächst auf diesen Vollmond folgenden Sonntag zu bestimmen, auf welchem zufolge der übereinstimmenden Meinung der heiligen Kirchenväter, der Anordnungen der Päpste Pius I. und Victor I. und des ersten allgemeinen Concils zu Nicäa das Osterfest gefeiert werden muß.

Um nun das Aequinoctium (die Tag- und Nachtgleiche) des Frühlings auf den ein und zwanzigsten März, als richtigen Tag, zurückzuführen, wie es ein Canon jenes Concils bestimmt, so beschloß man ein für alle Mal den Monat October des Jahres 1582 um zehn Tage zu verkürzen, und um in der Folge einer gleichen Verwirrung vorzubeugen, so wurde bestimmt, daß alle vier Jahre ein Schaltjahr, mit Ausnahme des hundertsten Jahres, in welchem die noch fehlenden Minuten und Secunden des Schalttages wieder ungefähr zu einem ganzen Tage angewachsen waren, gehalten werden solle. Von dieser Regel nahm man jedoch das letzte Jahr des sechzehnten Jahrhunderts, d. h. das Jahr 1600 aus, was sich indessen fortan nur alle vierhundert Jahre wiederholen wird. So half man also der Verwirrung, welche sich aus dem Kreislauf der Erde um die Sonne im Vergleich zu dem bürgerlichen Jahre ergab, vollkommen ab, und fand zugleich einen festen Anhaltspunkt für die Abhaltung des Osterfestes und auch den richtigen Tag des Aequinoctii des März.

Dieser nun auf solche Weise erneuerte und verbesserte Gregorianische Kalender (dem damaligen Papste Gregor zu Ehren so genannt) wurde durch eine besondere Bulle: Inter gravissimas pastoralis officii nostri curas etc. publizirt. Weil aber diese so weitgreifende Reform sich nicht gleich in der ganzen christlichen Welt in derselben Zeit in's Werk setzen ließ, so wurde, um einer Verwirrung vorzubeugen, erst das Jahr 1585 bestimmt, als an welchem dieser neue Kalender in's Leben treten sollte.

In eben demselben Jahre (1582) herrschte in Rom eine fürchterliche Hungersnoth, während welcher Montalto sich, von Nahrung und Geld ganz entblößt, gezwungen sah, bei dem Cardinal Colonna Hülfe zu suchen, der ihm auch edelmüthig in seiner Noth beisprang. Seitdem er erfuhr, daß die Armen

seines Stadtviertels anfingen von der Hungersnoth zu leiden, gab er freigebig alles, was sie brauchten zur Stillung ihrer Noth, bis diese allgemeine Noth einen solchen Grad erreicht hatte, daß es Mühe kostete für einen Menschen, täglich mit einem Thaler (was in der damaligen Zeit eine sehr große Summe war) dem Hungertode entgehen zu können, und daß Montalto endlich selbst auf die Wohlthätigkeit Anderer angewiesen war. Zur Vergeltung brachte ihn aber gerade dieses in einen solchen guten Ruf unter den Armen der Stadt, daß sie ganz laut in den Straßen davon sprachen: „Der Cardinal Montalto, der selber nur von Almosen lebe, gäbe ihnen mit der einen Hand, was er mit der andern empfinge, allein die andern Cardinäle, welche mit den Gütern der Kirche schwelgten, begnügten sich damit, ihnen (den Armen) den Weg nach dem Hospitale zu zeigen."

Es wurde geredet, daß leider gerade die Verwandten des Papstes den größten Theil der Schuld dieser Theurung trügen. Denn da sie erfahren hatten, daß es in der ganzen Umgebung Roms wenig oder gar kein Getreide gäbe, sollen sie eine so große Menge davon in jene Gegenden, wo sie das Dreifache des Preises in der Stadt erhielten, haben ausführen lassen, daß nun die Stadt fast aushungern mußte, und außer Stande war, sich zu helfen. Mehrere Cardinäle beklagten sich deshalb bei dem Papste; allein Montalto, der es nicht gerne mit dem Cardinal-Nepote verderben wollte, suchte sie, so gut es ging, zu beschwichtigen.

Fast in derselben Zeit brach in Rom ein Streit aus zwischen einigen Adlichen und der Polizei, der viel Blut kostete, und sogar unsern Montalto in große Lebensgefahr brachte, und worin einer seiner Diener an seiner Seite nicht ganz unbedeutend verwundet wurde.

Der Profos ging nämlich mit einer gehörigen Anzahl seiner Mannschaft (es war am 26. April 1583) auf den Siennaplatz, um einen Banditen aufzuheben, welchen er verfolgte und in dem Palaste Ursini festnahm. Auf dem Wege zum Gefängniß traf er auf die Signores Raimund Ursini, Sylla Savelly und Octavian Rusticucci nebst zwei oder drei andern Freunden derselben, und mehreren Offizieren, welche eben von einem Spazierritt zurückkehrten. Ursini befahl dem Profos, den Gefangenen freizugeben, weil er ihn in einem Palaste, der das Asylrecht besitze, nicht habe ergreifen dürfen. Als der Profos dieses verweigerte, wurde

Rusticucci wüthend und gab jenem einen Schlag mit dem Rohre, wodurch derselbe so in Zorn gerieth, daß er seinen Leuten zurief, zuzufassen. Diese schossen sogleich ihre Büchsen auf die Adlichen ab und verwundeten jene drei jungen Seniores so tödtlich, daß der Rusticucci auf der Stelle den Geist aufgab und von seinem Pferde noch fortgeschleift wurde, die beiden andern aber, von Wunden bedeckt, weggetragen werden mußten und des andern Tages starben.

Montalto, eben von ich weiß nicht was für einer Andacht zu Fuße heimkehrend, sah sich plötzlich mitten in diesem Tumulte, ohne zu wissen, wie er hineingerathen war; da er aber die Kugeln um seine Ohren pfeifen hörte, trat er eiligst in die Werkstätte eines Handwerkers, gefolgt von seinem Kammerdiener, welcher einen Schuß in den Arm erhalten hatte.

Dieses Ereigniß brachte die ganze Stadt in Schrecken und Bestürzung, zumal nun die Freunde, Anhänger und Creaturen des Hauses Ursini, um theils ihren Schmerz zu beweisen, theils das vergossene Blut zu rächen, zwei Tage lang auf die Polizeidiener Jagd machten, und alles, was ihnen von Sbirren auf den Straßen und Plätzen, ja selbst bis an die Thore des päpstlichen Palastes begegnete, niedermetzelten. Vier davon ermordeten sie allein in einer Sackgasse. Die Blutgier dieser Menschen zu sehen, war ein fürchterlicher Anblick.

Der Papst, welcher wohl wußte, daß es besser sei, sich den ersten Aufwallungen einer aufgeregten Volksmasse nicht mit Gewalt zu widersetzen, um ihre Wuth nicht noch mehr zu schüren, ließ ihr erstes Feuer austoben. Allein einige Zeit darauf ließ er die Häupter des Anfruhrs unter dem Vorgeben einiger andern Verbrechen, die sie geübt hatten, hinrichten. Der Profos, welcher für sich nichts Gutes erwarten durfte, entfloh noch an demselben Abende, wo die Ermordung der Adlichen geschah, in einer Verkleidung; allein der Papst, der ihn für den schuldigen Urheber dieser Metzelei hielt, hatte seine Vorkehrungen so gut getroffen, daß er bald ergriffen und nach Urtheil enthauptet wurde.

Dieser Tod sühnte einiger Maßen das Haus Ursini und besänftigte das Volk, welches nicht aufhörte sich zu beklagen über die maßlose Rohheit der Polizisten, auf so achtungswerthe Personen so ohne Weiteres zu schießen.

Achtes Kapitel.

Ernennung mehrerer neuer Cardinäle. — Montalto's Schwächlichkeit. Der Cardinal von Oestreich sucht ihn für die spanische Partei zu gewinnen. Er bekehrt einen lutherischen Baron zum Katholicismus; hält sich einige Zeit in dem Kloster „zu den Aposteln" auf.

Voll Schmerz und Trauer über die gränzenlose Verwirrung, in welche die große Weltstadt gerathen war, entschloß sich der heilige Vater, um einigermaßen die Erinnerung an die eben verlebten Mordscenen wieder zu verwischen, ein großes Consistorium zu halten und mehrere Cardinalsernennungen bei des Purpurs würdigen Personen vorzunehmen. Dieses geschah am 12. Dezember 1583. Die ganze Stadt bezeugte hierüber eine außerordentliche Freude, und Gregor hatte die Genugthuung, daß man ihn überall pries und öffentlich sagte: Noch nie habe ein Papst so vielen großen Männern auf Ein Mal den Purpur gegeben, und das heilige Collegium, ja die ganze Christenheit sei ihm dafür zu großem Danke verpflichtet.

Wir können nicht umhin, im Vorbeigehen es als eine etwas merkwürdige Thatsache zu bemerken, daß vier Cardinäle aus dieser Promotion später Päpste geworden sind: nämlich Johann Baptista Castagna aus Rom, der Abstammung aber nach ein Genueser, Cardinal vom heiligen Marcell, bestieg als Papst Urban VII. den heiligen Stuhl; — ferner Nikolaus Sfredrate aus Mailand, Cardinal unter dem Titel der heiligen Cäcilie, wurde später der Papst Gregor XIV.; — Johann Anton Faquinetti aus Bologna, Cardinal unter dem Titel der vier heiligen Gekrönten, war der spätere Papst Innocenz IX., und Alexander von Medicis, Erzbischof von Florenz, Cardinal unter dem Tiiel des heiligen Cyriacus, auch Cardinal von Florenz genannt, wurde in der Folge als Leo XI. auf den päpstlichen Thron erhoben. Allein die kurze Dauer ihrer jedesmaligen Regierung ist nicht weniger bemerkenswerth. Denn Urban regierte nur dreizehn Tage, Gregor nur zehn Monate, Innocenz etwas weniger als zwei Monate, und Leo nur fünfzehn Tage, so daß alle vier Päpste zusammen nur etwas mehr als ein Jahr den heiligen Stuhl inne hatten, und es von dem heiligen Petrus an kein ähnliches Beispiel einer so raschen Folge von Päpsten gegeben hat.

Gleich nach dieser großen Promotion sah man in den Stra-

ßen Rom's nichts als Fürsten, Prälaten und Cardinäle, welche hin und wieder fuhren, um die eben mit dem Purpur Beglückten zu bekomplimentiren. Montalto, schon seit drei Jahren schwach und leidend aussehend, nahm sich bei seinen Gratulations-Visiten mehr Zeit als die andern. Er brauchte zu den Besuchen bei den neunzehn neuernannten Cardinälen mehr als zwei volle Monate, da er nur alle drei Tage einen abstattete, und wenn er um Verzeihung bat, daß er sich dieser Pflicht so spät entledigte, so pflegte er sich stets mit dem Vorgeben zu entschuldigen: „seine Schwäche und die Gebrechlichkeit seiner Beine, eine Folge seines hohen Alters, erlaubten ihm nicht so regelmäßig zu sein, wie er es wünsche, und außer seinem guten Willen könne er über nichts mehr an seiner Person frei disponiren." Man weiß eigentlich nicht, aus welchem Grunde er es wollte, daß man ihn für viel schwächer und älter halten sollte, als er war. Denn in der That, wenn Jemand ihn nach seinem Alter fragte, nannte er mehr Jahre, als er wirklich zählte; als er aber Papst geworden war, wußte Jedermann, daß er im Jahre 1521 geboren war.

Eines Tages wollte er dem Cardinal von Oestreich, den wichtige Geschäfte in Rom zurückhielten, einen Besuch machen, da er aber diesem eben zur ungelegenen Zeit kam, sagte er zu dem den Montalto anmeldenden Diener ganz ärgerlich: „Was will denn diese Lazarusgestalt hier?"

Dieser Cardinal machte auch einmal den Versuch, ihn für die spanische Partei zu gewinnen und sich seiner Stimme zu versichern. Allein Montalto, der sich weder von irgend Jemand anwerben lassen, noch auch dem Cardinal von Oestreich auf die Füße treten wollte, suchte allerlei Vorwände auf, um sich aus dieser Schlinge zu ziehen, und brachte unter andern Entschuldigungsgründen auch den seines hohen Alters vor: „Ein Mann von seinem Alter" — meinte er — „dürfe hier auf Erden keine andere Partei mehr ergreifen als die, ernstlich an die Abreise von ihr zu denken."

Mehrere Cardinäle aus der letzten Promotion baten ihn wiederholt, sich die Mühe der gewöhnlichen Besuche zu ersparen, da seine Schwächlichkeit und sein Alter ihn noch mehr als hinreichend davon entschuldigten; und der Cardinal della Torre, welcher ihm einst begegnete, da er ganz erschöpft und athemlos eine Treppe hinaufstieg, unterstützte ihn mit dem Arme und sagte: „In Wahrheit, Monsignore, Ihre Höflichkeit wird Ihnen noch

das Leben kosten. Sie dürfen sich darum hierin schon mehr mäßigen."

Bei einem Besuche des Cardinals Castagna, welcher viele Freundschaft und Hochachtung zu ihm hegte, unterhielten sie sich über ihre Reise, welche sie zusammen nach Spanien gemacht hatten, und Castagna sprach ganz offen: „Ich finde Sie doch jetzt sehr verschieden von dem, wie Sie zu jener Zeit waren."

„„Das Alter hat mir doch härter zugesetzt, als ich wünschte"" — erwiederte Montalto.

Castagna, welcher ihn früher öfter hatte sagen hören, sie seien im gleichen Alter, entgegnete hierauf, darüber dürfe er sich doch wohl noch nicht so sehr beschweren. „„Was machen zehn Jahre mehr oder weniger bei einem Menschen, der mit allen Schwächen beladen ist, wie ich?"" — antwortete Montalto.

Bekanntlich hatten um jene Zeit die Lutheraner mit dem Patriarchen von Constantinopel, Jeremias, wegen ihrer Lehre Verhandlungen angeknüpft; da sie ihm aber ihre Irrthümer und Neuerungen nicht aufdringen konnten, so klagten sie ihn 1584 an, sich mit dem Papste gegen den Großherrn Amurat III. verschworen zu haben, auf dessen Befehl er festgesetzt wurde; allein nachdem man seine Gefangenschaft in Verbannung verwandelt hatte, wurde auf seinen Stuhl ein gewisser Makarius erhoben. Befürchtend, daß diese Angelegenheit der Kirche nachtheilig sein könne, setzte darum der Papst eine Congregation nieder, welche die Mittel berathen sollte, um der drohenden Gefahr zu entgehen. Er bestimmte unter andern auch den Cardinal Montalto zum Mitgliede dieser Congregation wegen seiner großen Erfahrungen in Sachen der Religion; weil er sich aber mit seiner Kränklichkeit entschuldigte, so befahl der Papst den übrigen Mitgliedern der Commission, sich in dem Hause Montalto's zu versammeln. Allein da sie fanden, daß er außer Stande sei, ihnen in dieser Angelegenheit etwas zu helfen, indem er sich bei ihren Berathungen immer dem Urtheile Anderer überließ, beschlossen sie unter sich, nicht wieder bei ihm zusammen zu kommen, außer da ihn ein Fieber überfiel, welches ihn verhinderte, das Ende ihrer Berathungen zu sehen.

In demselben Jahre kehrten auch mehrere Protestanten wieder in den Schoß der römisch-katholischen Kirche zurück, welchen Erfolg man dem Wirken einiger zu diesem Zwecke nach Deutschland und Frankreich gesandten Missionäre zu verdanken hatte.

Mehrere dieser Convertiten waren von solchem Ansehen und Einfluß, daß man über ihre Rückkehr in allen Kirchen Roms öffentliche Dankfeste hielt. Montalto hatte unter Mitwirkung des Guardians bei den heiligen Aposteln ebenfalls die Bekehrung eines einflußreichen lutherischen Barons bewirkt, und wollte ihn selbsteigen dem heiligen Vater zum Fußkusse vorstellen. Der Cardinal di Santo Sixto hielt ihn aber zurück, zum mit ihm zu speisen. Er suchte mit der Entschuldigung, sich nicht für Festlichkeiten angeschickt zu haben, davon zu kommen. Vergebens; er mußte bleiben und mitspeisen. Während der Tafel war er zwei Mal einer Ohnmacht nahe. Der Cardinal Neffe äußerte scherzweise: „Wenn Sie nicht essen, Monsignore, so werden Sie sterben, ehe Sie Papst geworden sind.“

„„Hat man wohl jemals““ — entgegnete Montalto — „„an diesen Platz einen schwachen und sterbenden Greis gesetzt? — Ich denke““ fügte er noch hinzu — „„dem Tode des Erstickens bald unterliegen zu müssen, wenn sich mein Brustübel, welches mir von Zeit zu Zeit den Athem ganz wegnimmt, noch vergrößern sollte.““

Der Cardinal rieth ihm darauf ernstlich an, Mittel zu gebrauchen, welche den Magen stärkten.

„„Die Medikamente gewähren zwar bei meinem Uebel einige Linderung““ — erwiederte Montalto — „„aber sie nehmen mir nichts von meinen Jahren.““

Während der Fasten des Jahres 1585 brachte er acht Tage in dem Kloster ad St. Apostolos zu, theils um die Predigten eines seiner Freunde zu hören, theils auch um einige besondere Andachtsübungen abzuhalten; vielleicht auch um dem Publicum zu beweisen, daß alle Anfeindungen und Widrigkeiten, welche er in eben jenem Kloster erhalten hatte, in ihm die Gefühle eines guten Ordensmannes nicht hatten unterdrücken können. Einige sagten deshalb: „Da Montalto unter die Brüder zurückkehrt, so dauert es auch nicht lange mehr mit ihm.“

Diejenigen, welche ihn als einfachen Ordensbruder gekannt hatten, und selbst der General seines Ordens konnten die plötzliche und gänzliche Umänderung in seinem Wesen nicht begreifen. Als einst ein gewisser Prälat, Freund des Guardians, diesen frug, was Montalto in ihrem Kloster mache, und ob er die Brüder nicht incommodire, antwortete letzterer: „Er merke gar nicht, daß Montalto unter ihnen sei.“

Neuntes Kapitel.

Tod des Papstes Gregor XIII.

Wenige Zeit darauf, als Montalto wieder in seine Wohnung zurückgekehrt war, trat der Tod des Papstes ein.

An einem Sonntage (es war am 7. April 1585) las Gregor in seiner Privatkapelle die heilige Messe, um später bei dem feierlichen Hochamte in der Sixtinischen Kapelle zu assistiren. Hier fand sich auch Montalto ein, den der Cardinal Castagna eigentlich wider seinen Willen dahin gezogen hatte, der aber dem Consistorium nicht beiwohnte, welches der Papst Tages darauf hielt, und in welchem er die Signatur für den folgenden Tag bestimmte, bei der auch Montalto sich einzufinden beschlossen hatte. Allein den Papst überkam eine sehr große Schwäche. Monsignore Blanchetti, sein Kämmerer, bestellte die Signatur ab, was in Rom so viel hieß als: der Papst ist krank.

Da Gregor sich nur von einem Unwohlsein befallen glaubte und noch einige Angelegenheiten von größter Wichtigkeit vollenden wollte, war er böse, daß man die Signatura auf eine andere Zeit verschoben hatte. Mittwochs, den 10. desselben Monats, stand er etwas spät auf, ging im Zimmer zwischen seinen beiden Neffen, dem Cardinal di Santo Sixto und dem Signore Jacob Buoncompagno, spazieren und frühstückte darauf in deren Gegenwart mit ziemlichem Appetit. Da nun diese nichts Beunruhigendes oder Ungewöhnliches in seinem Zustande wahrnahmen, so beurlaubten sie sich von ihm und fuhren nach ihrem Palais.

Indessen ließ aber doch Blanchetti, erschrocken von dem blassen und farblosen Aussehen des Papstes und wohl einsehend, daß nicht Alles mehr in seinem natürlichen Gange war, zwei Stunden darauf die Aerzte holen, welche aus dem sehr schwachen Puls bald einstimmig erkannten, daß der hohe Kranke nur noch wenige Zeit zu leben haben werde. Sie ließen ihn sich wieder zu Bette legen und gaben ihm offenen Bericht von seiner Krankheit, welche er nicht für so gefährlich hielt, obgleich er doch sich sehr matt und schwach fühlte.

Unterdessen gab er Befehl, daß man den Cardinal Farnese, Decan des heiligen Collegii, und auch den größten Theil der Cardinäle zu ihm bescheiden lasse, um sie zu ermahnen, daß sie zu seinem Nachfolger doch einen des hohen Postens würdigen Mann erwählen möchten, in deren Zahl er auch unter Andern den Montalto nannte.

Montalto hatte nicht so bald jenen Befehl erhalten, als er auch schon auf dem Wege nach dem Vatican war. Wie er aber unterwegs vernahm, „daß der Papst das Zeitliche gesegnet habe, kehrte er auch wieder um. Ein anderer Cardinal, der ihm begegnete, wollte ihn nöthigen, weiter zu gehen, um mehr Gewißheit zu bekommen, indem er zu ihm sagte: „Lassen Sie uns nur weiter gehen, Monsignore; wenn wir den Papst nicht mehr am Leben finden, so werden wir doch wenigstens den Trost haben, ihn todt gesehen zu haben."

„„Ich für meine Person"" — erwiederte Montalto — „„halte es aber für besser, wieder nach Hause zu gehen, und an meine Angelegenheiten und Geschäfte zu denken; denn ich bin sicher, Seiner Heiligkeit bald nachzufolgen.""

Gregor sah auch nicht Einen mehr von den Cardinälen, welche er zu sich hatte rufen lassen, und selbst seine Neffen kamen zu spät, um ihn noch einmal zu sprechen. Denn wenige Augenblicke nach dem Eintritte der Aerzte schwoll ihm der Hals zu, und man konnte nicht mehr verstehen, was er sprach.

Sein Leibarzt unterrichtete ihn, in welcher Gefahr er schwebe. Denn als der Papst ihn frug, wie viel Zeit er glaube, daß er wohl noch zu leben habe, antwortete ihm dieser ganz frei, daß er ihm nicht versichern könne, ob er noch zwei Stunden leben werde. Sogleich wandte der Papst sich in seinem Bette und sagte zu seinen Dienern, welche dasselbe umstanden: „Da es keine Zeit mehr ist, an die Dinge der Welt zu denken, so reicht mir das Bild meines gekreuzigten Erlösers, auf daß ich mich nur mit ihm beschäftige." Nach diesen Worten machte er mehrere Mal das heilige Kreuzzeichen und empfahl sich Gott in den inbrünstigsten Gebeten. Er verlangte das heilige Abendmahl; allein die Aerzte erklärten seinen Zustand für zu bedenklich, um es ihm reichen zu dürfen; und so ertheilte man ihm nur die heilige Oelung, worauf er nach wenigen Augenblicken sanft entschlief.

Dieser Papst besaß eine gute und kräftige Körperconstitution, welche er sich durch Mäßigkeit im Essen und Trinken bis zu seinem Tode bewahrte. Seine Aerzte hatten ihm gegen das Ende seiner Tage verordnet, aus einer Tasse von massivem Golde zu trinken, um seine Gesundheit zu conserviren. Dasselbe Mittel riethen auch dem Cardinal Montalto seine Freunde an; allein dieser gab ihnen die etwas spöttische Antwort: „Wenn in der That das Gold die Kraft hat, die körperliche Gesundheit zu er-

halten" — sagte er — „so hat es aber doch wohl nicht die, die einmal verlorene wieder zu geben, und ich kenne kein anderes Mittel, was mich von allen meinen Leiden heilen kann, als den Tod." Gregor bekam von Zeit zu Zeit einen blutreinigenden Durchfall, welcher ihn vor mehreren andern schweren Krankheiten schützte. Er war auch gewissen Beklemmungen der Brust unterworfen, wovon er sich nur durch recht tiefes Athemholen Erleichterung verschaffen konnte, ein Umstand, der ihn bewog, oft nach Frescati (dem Tusculum der alten Römer) zu gehen und sich mitunter da aufzuhalten. Auch gewährte es ihm zuweilen Vergnügen, in und vor der Stadt spazieren zu reiten, und er stieg dabei mit einer solchen Leichtigkeit auf und ab, daß Montalto, als er dieses einmal sah, ausrief: „Wollte Gott, ich hätte die Kraft und Geschicklichkeit, es eben so zu thun."

Dieses wünschte sich aber Montalto nicht, um Gebrauch davon zu machen. Denn er stieg ja niemals zu Pferde, außer wenn es die äußerste Noth erforderte, und damals bedurfte er sehr der Hülfe und des Beistandes seiner Leute, zu denen er auch seufzend sagte: „Es würde mir besser sein, wenn mich vier Männer zu Grabe trügen, als daß ich auf einem Maulthiere um die Stadt herumritte; und ich werde bald eher eine Todtenbahre nöthig haben, als ein Reitpferd."

Man hat (vielleicht nicht mit Unrecht) geglaubt, der verstorbene Papst habe es in seinen letzten Stunden bereut, den armen Cardinälen die Pension entzogen zu haben, und um dieses wieder gut zu machen, habe er das gesammte heilige Collegium zu sich beschieden, ihm dieses mitzutheilen, zugleich habe er auch die Absicht gehabt, anzuordnen, daß die betreffenden Cardinäle wieder ihr Beneficium erhielten, und daß ihnen die rückständigen Gelder von der Zeit an, wo ihnen die Pension abgenommen worden war, nachgezahlt würden. So hat wenigstens sein Neffe, der Cardinal di Santo Sixto, nach seinem Tode erklärt. Es ist wahr, daß er sich allerdings etwas darauf vorsehen mußte, diejenigen zufrieden zu stellen, welche sich der Vermuthung nicht erwehren konnten, daß eine Anwandlung von Verdruß ihn zu dieser Unbilligkeit verleitet habe, da sie es sich sonst nicht erklären konnten, wie ein so gütiger und gegen alle Welt so liebevoller Mann, als Gregor war, sich hatte entschließen können, eine solche Hartherzigkeit zu zeigen, um die Liberalität seines Vorgängers zu vernichten.

Gregor hatte eine große Liebe zu seinem Vaterlande und zu seinen Landsleuten, von denen er mehrere zu Prälaten erhob und einige auch mit dem Cardinalshute beschenkte, vielleicht eben nur deswegen, weil sie seine Landsleute waren. Montalto wollte, wie man in der Folge sehen wird, ihm hierin nachfolgen, als er sich auf dessen Platze fand, und sagte oft: er habe in dem Leben Gregors nichts beachtenswertheres bemerkt, als die große Liebe, mit welcher er an seiner Vaterstadt Bologna gehangen habe.

So schied also dieser Papst aus dem Leben, nachdem er dreizehn Jahre lang den heiligen Stuhl inne gehabt hatte. Er hinterließ seinen Erben unermeßliche Reichthümer, obschon, wie er zu wiederholten Malen erklärte, der Wunsch, sie zu bereichern, ihn niemals hat bewegen können, fremdes Gut an sich zu reißen, oder das der Kirche zu verschleudern. Er hat sie auch in der That nicht auf Kosten des heiligen Stuhles zu Fürsten gemacht, wie es einige seiner Vorgänger gethan haben, welche gern Rom und den ganzen Kirchenstaat ihren Neffen geschenkt hätten, wenn sie ihnen nur den immerwährenden ruhigen Besitz derselben hätten zusichern können. — Doch der geneigte Leser wird diese Abschweifung dem Eifer und der Wahrheitsliebe des Verfassers dieser Geschichte zu gute halten.

Obgleich nun Gregor von dem Volke geliebt war, so hinderte doch die Achtung, womit man auch nach seinem Tode sein Andenken noch ehrte, es nicht, sich den Unordnungen zu überlassen, welche in der Regel bei der Vacanz des heiligen Stuhles eintraten. Denn gleich am andern Tage nach seinem Tode ereigneten sich unter dem Pöbel Roms einige Excesse, die sogar sich bis zu Mord und Todtschlag steigerten.

Noch größer war die Zügellosigkeit im übrigen Kirchenstaate, wo man nicht sobald die Nachricht von dem Tode Gregor's erfahren hatte, als auch jeder schon die Milde mißbrauchte, womit der verstorbene Papst die Kirche regiert hatte. Die Entfesselung aller gesellschaftlichen Bande war so weit gekommen, daß alle Rücksicht vor den Richtern und Beamten verschwunden war, und Niemand mehr Achtung vor dem Gesetze hatte, weder vor den göttlichen noch den menschlichen, indem das Volk keine Obrigkeit mehr anerkannte, und so hinlebte, ohne Gott oder die Menschen zu fürchten. Man muß bemerken, daß eine so große Zuchtlosigkeit die Regierung Sixtus des Fünften, des

Nachfolgers Gregor's XIII., bei weitem härter empfinden ließ, als sie wirklich war, und daß es den Unterhanen des Kirchenstaates, nachdem sie den Herrn gewechselt hatten, nur dünkte, als ob sie gezwungen wären, von der Freude zur Traurigkeit, von der Ueppigkeit zur Entbehrung, von der Freiheit zur Sklaverei überzugehen, und endlich daß sie sich so pünktlichen und strengen Gesetzen unterwerfen mußten, wie nie ein Papst sie gehandhabt und jeden am Zügel gehalten hatte, als dieser entschlossene Sixtus.

Die Gouverneure, die Vice-Legaten, die Stellvertreter, die Auditeure und alle andern Richter des Kirchenstaates begingen während dieser Vacanz mehrfache offenbare Ungerechtigkeiten. Sie nahmen Geld von allen Parteien, setzten Gefangene in Freiheit, und bewilligten Gnaden und Straferlasse, wofür sie sich bezahlen ließen, und man bemerkte, daß mehrere Angeschuldigte des Abends von den Verbrechen freigesprochen waren, welche sie des Morgens begangen hatten. Freilich ereilte sie dafür unter dem Pontificate Sixtus des Fünften noch die Strafe, und sie gestanden, als sie für ihre Verbrechen büßen mußten, daß, hätten sie gewußt, daß Sixtus dem Gregor folgen werde, sie sich doch in ihrem Betragen etwas mehr in Acht genommen haben würden.

Auch die Räuberbanden, welche es Gregor'n sehr übel nahmen, daß er noch am Ende seiner Tage mehreren Truppen den Befehl ertheilt hatte, sie zu verfolgen, stifteten große Verwirrungen an; und, was noch das Schlimmste war, diejenigen, welche die Pflicht hatten, den Kirchenstaat von ihnen zu reinigen, machten es noch ärger, als die Banditen selber, da sie mit ihnen gemeinsame Sache machten, und in Compagnie stahlen und raubten. Diese verbrecherischen Menschen begnügten sich, nachdem sie den Tod des Papstes erfahren hatten, nicht damit, das platte Land zu berauben, sondern sie gingen sogar in die Städte, und hausten dort mit einem solchen unverschämten Uebermuthe und einer solchen Ruchlosigkeit, daß die Töchter nicht mehr sicher waren vor ihnen in den Häusern ihrer Väter; und was nun das Maß aller dieser Schandthaten noch überstieg, war dieses, daß die obersten Beamten jenen zu ihren Verbrechen sogar noch die Hand liehen und selbst öffentlich diese Gewaltthätigkeiten unterstützten. (Ob sie dazu Furcht oder Habsucht verleitet habe, ist nicht ausgemacht.) Diese anarchischen Zustände und bis zu

solchem Grade gestiegenen Gräuel werden gewiß immer die Regierung des großen Sixtus rechtfertigen und sein Andenken segnen, obschon ihn Manche einer allzugroßen Härte haben beschuldigen wollen.

Fünftes Buch.

Das Conclave.

Erstes Kapitel.

Consistorien der Cardinäle nach dem Tode des Papstes Gregor XIII. Wahlbewegungen der Parteien. Montalto weiß sich zu benehmen. Die Cardinäle treten in das Conclave.

Die Cardinäle hielten an demselben Abende noch, an welchem Gregor starb, ein Consistorium, um sogleich die römische Regierung zu ordnen. Sie versammelten sich wieder den folgenden Donnerstag und Freitag, und nahmen dann die gebräuchlichen Ceremonien bei den Exequien der Päpste vor.

Der Cardinal Gambura hielt das Hochamt, nach welchem sich das Collegium versammelte, um dem Grafen von Olivarez, Gesandten des Königs von Spanien, Audienz zu geben. Die glänzende Rede desselben befriedigte das ganze Auditorium. Tages darauf celebrirte der Cardinal Cosmo, worauf noch ein Consistorium gehalten wurde, und in welchem der Gesandte des Kaisers und der Cardinal d'Este im Namen Seiner allerchristlichsten Majestät empfangen wurde.

Der hierauf folgende Tag, welcher der Palmensonntag war, verging ohne Ceremoniel und ohne Consistorium. Der Cardinal von Aragonien traf von Neapel kommend in Rom ein. — Am Montage, dem fünfzehnten April, sang der Cardinal Alexandrino die hohe Messe, nach welcher eben so wie an den anderen drei folgenden Tagen ein Consistorium gehalten wurde. In letzterem wurde dem neuen Gesandten von Frankreich, welcher Abends vorher angekommen war, eine Audienz ertheilt. An demselben Tage kamen auch die Cardinäle von Guise und von Medicis an, der erste von Neapel her, der andere aus seinem Erzbisthume Florenz.

Am heiligen Sabbathe, dem 20. April, hatte der spanische Gesandte wieder eine Audienz in dem Consistorium, worin er mit vieler Begeisterung und Beredsamkeit sprach. An demselben Tage langten auch die Cardinäle Paleotte, Erzbischof von Bologna, und Castagna, Legat in derselben Stadt, in Rom an.

Während der zehn Tage, welche die Ceremonien der Leichenfeier für den verstorbenen Papst in Anspruch nahmen, machten diejenigen, welche nach dessen Nachfolge strebten, mit ihren Freunden schon die größten Anstrengungen, um das Gelingen ihrer Sache zu befördern. Wer aber die geringste Bewegung machte und am wenigsten an die Papstwürde denken ließ, das war Montalto. Er schlug einen so eigenthümlichen Weg ein, um dahin zu gelangen, daß Niemand sich einbilden konnte, als habe er nur den entferntesten Gedanken daran.

Die Einen, welche ihn in seiner trägen und stupiden Einfalt, die ihm schon oft in den Congregationen den verächtlichen Namen „des Esels aus der Mark“ eingebracht hatte, betrachteten, konnten unmöglich daran denken, daß er nach der Wahl strebe. Die Andern hielten es wieder nicht dafür, daß man seine Augen auf einen Mann werfen dürfe, der, wie er sich beständig beklagte, allen Gebrechlichkeiten unterworfen war. Uebrigens ist zu bemerken, daß er unter allen Candidaten zur Papstwahl der jüngste war; und obschon er gern zu sagen pflegte, „ein Mensch von sechzig und zehn Jahren sei eben zu nichts mehr nütze,“ — so war er doch bekanntlich damals nicht älter als vier und sechzig Jahre war.

Alle diese Gründe mußten ohne Zweifel das Cardinalscollegium von dem Vorhaben abbringen, auf den päpstlichen Stuhl (welcher gerade damals besonders einen Regenten von Erfahrung, Muth und Festigkeit erforderte) einen Mann zu erheben, den sie selbst als einen Unwissenden behandelten, und der so schwach und leidend erschien, daß er kaum Kraft hatte, sich auf den Beinen zu halten. Allein merkwürdiger Weise waren es gerade diese selbigen Gründe, welche Montalto's Wahl begünstigten.

Sein Betragen richtete er hierbei nach einem ganz geheimnißvollen und eigenthümlichen Plane ein, indem er sich so zu sagen an dem Anker festhielt, seine Nebenbuhler aber auf dem Meere der Wahlbewegungen mit vollen Segeln kreuzen ließ, übrigens jedoch in allen Dingen zu deren Gegenpartei hielt, von Allen immer viel Gutes redete, sich selber aber herabsetzte. — Vor dem Eintritt in das Conclave machte er erst mehrere Besuche, unter andern auch bei dem Cardinal Farnese, welcher mit den armen Cardinälen wenig Umstände machte, die wenigsten mit Montalto, den er meistens schon „den Märkischen Esel“ oder das „Rö-

mische Vieh" genannt hatte. Mit jener vollen Achtung, welche er dem Dekan des heiligen Collegii schuldig zu sein glaubte, äußerte er unter anderm gegen ihn, daß, wenn er wüßte, ob das Conclave lang dauern würde, er ihn bäte, ihn von der Theilnahme an demselben zu dispensiren, da er sonst befürchte, noch vor der Wahl eines neuen Papstes darin zu sterben.

Der Cardinal Farnese ermahnte ihn, das Interesse der Kirche nicht hintanzusetzen in einer für die ganze Christenheit so wichtigen folgenreichen Angelegenheit.

„Die Hoffnung, daß meine Stimme Ew. Eminenz nicht unnütz sein wird," — entgegnete hierauf Montalto — „wird mir Muth geben, dem Tode im Conclave entgegenzugehen."

„„Monsignore"" — erwiederte Farnese mit einem forschenden Blicke auf Montalto — „„ich rathe Ihnen, nur an sich selbst zu denken, denn ich halte Sie eben so sehr für einen Bewerber um das Pontificat als irgend jeden andern.""

Montalto stutzte über diese unerwartete Antwort.

„Da müßten doch die Cardinäle sämmtlich blind sein" — entgegnete er mit einer etwas mühsamen Verbeugung — „wenn sie einer so hervorragenden Persönlichkeit, als Ew. Eminenz ist, ein Subject ohne Verdienste und ohne Erfahrung, der weiter nichts Gutes hat, als die Begierde, seinen Gönnern und Freunden Dienste zu leisten, vorziehen wollten."

Dieselbe Sprache führte Montalto bei allen Cardinälen, auf welche etwa die Wahl fallen konnte, und besonders bei den Parteiführern. Er machte ihnen Lobeserhebungen, erkannte es mit Dank an, wie sehr er ihnen verpflichtet sei, versicherte sie von dem brennenden Verlangen, das er habe, ihnen zu dienen, und bedauerte es schmerzlich, daß er nicht über ebenso viele Stimmen zu disponiren habe, als es Cardinäle gäbe; (was er ihnen auch schon in dem Conclave, in welchem Gregor gewählt wurde, gesagt hatte); und bei denjenigen, welche die meiste Aussicht auf den heiligen Stuhl hatten, fügte er noch hinzu, daß es der Kirche großen Nachtheil bringen werde, wenn man deren Regierung in andere Hande lege, als die ihrigen.

Ein gutes Vorzeichen für den Cardinal Montalto erblickten Viele in dem zufälligen Umstande, daß er sein Zimmer in dem Conclave, welche herkömmlicher Weise durch das Loos bestimmt wurden, gerade zwischen denjenigen der ersten Beamten des Papstes erhielt. Der Staatskanzler Cardinal Farnese wohnte ihm zur Linken, Contarelli, Datarius, zur Rechten,

und das hieran stoßende Zimmer hatte der Cardinal Guastavillano, päpstlicher Kämmerer, inne. Sobald der Ceremonienmeister die Vertheilung der Wohnungen bekannt gemacht hatte, konnten sich Viele nicht enthalten, dem Montalto ihre Freude auszudrücken, als ob das, was der Zufall für ihn gethan hatte, ein Vorspiel seiner Erwählung wäre.

Endlich am 21. April (es war gerade das heilige Osterfest) wurde das feierliche Hochamt zu Ehren des heiligen Geistes unter Mitwirkung eines ausgezeichneten Musikcorps gesungen, nachdem alle Cardinalpriester an eigens dazu bestimmten Altären eine stille heilige Messe gelesen hatten. Montalto stand an diesem Morgen sehr frühe auf, um seine heilige Messe in der Kirche der heiligen Apostel zu lesen. Von hier kehrte er nach Sanct Peter zurück, begleitet von den vornehmsten Religiosen des Convents. Muret, der berühmteste Redner jener Zeit, hielt nach dem Evangelium der Hochmesse eine Predigt auf die bevorstehende Papstwahl; allein das Geräusch und die Unruhe des ab- und zugehenden Volkes ließen nichts davon verstehen. Nach dem Hochamte gingen sämmtliche Cardinäle, von denen damals nur neun und dreißig in Rom anwesend waren, in Prozession in das Conclave. Der Cardinal von Oestreich, so wie die Cardinäle Mandruccy und Vercelli, welche an demselben Tage mit der Post ankamen, traten auch denselben Abend noch in das Conclave, und erhoben so die Zahl der Cardinäle auf zwei und vierzig.

Zweites Kapitel.

Der Eintritt des Cardinals von Oestreich in das Conclave erregt einige Mißhelligkeiten. Die von den Cardinälen zu beschwörenden Artikel. Anzahl der Wahlcandidaten.

Wir dürfen einen Zwischenfall, welcher sich bei dem Eintritte des Cardinals von Oestreich ereignete, nicht unerwähnt lassen, da er zwei Stunden lang in dem Conclave Alles in Verwirrung brachte.

Nämlich in dem Augenblicke, als sich jener Cardinal zum Eintreten in das Conclave präsentirte, waren die Cardinäle drinnen schon mit dem ersten Scrutinium beschäftigt und eben im Begriffe, die Stimmen zu zählen. Sie sandten den Ceremonienmeister zu ihm hinaus mit der Bitte, sei-

nen Eintritt bis nach dem Mittagsmahle zu verschieben, und ließen ihm bedeuten, daß, da nothwendig allen Eintretenden erst die Bullen vorgelesen werden müßten, diese Verzögerung eine große Unordnung in dem Scrutinium verursachen und alle Cardinäle somit sehr incommodiren würde. Die Freunde des Cardinals von Oestreich erhoben hiergegen keine Opposition, weil sie recht wohl wußten, daß bei diesem ersten Scrutinium doch keine Wahl herauskommen werde; allein Jener, welcher nicht wußte, was im Conclave passirte und wie die Sachen noch standen, fürchtete an der Ehre einer Wahl keinen Theil zu haben, und noch mehr, daß man etwa einen Mann auf den heiligen Stuhl erhebe, der die Sympathien der Spanier nicht hätte. Darum klopfte er unablässig an die Thüre, um zu verhindern, daß man fortfahre, außer bis er eingetreten sei, und protestirte gegen die Gültigkeit jedes Ausgangs der Wahlhandlung, wenn man ihn durch Nichtzulassung davon ausschließe. Die Cardinäle, welche einem Fürsten von solchem Verdienste gerne eine Gefälligkeit erzeigen und auch alle aus einer Wahlhandlung, gegen welche förmlich protestirt war, leicht hervorgehenden Scrupel heben wollten, verlangten alle einstimmig, daß man das Scrutinium zurücksetze. Hierdurch wurde diese Schwierigkeit beseitigt.

Eine andere Schwierigkeit wurde durch den Cardinal Gambara, gebürtig aus Bressa, einer sehr achtenswerthen Persönlichkeit, herbeigeführt. Denn als man im Conclave beschlossen hatte, daß man den Cardinal von Oestreich eintreten lassen müsse, nahm jener das Wort, und zeigte, daß man sich erst vorher unterrichten müsse, ob dieser Fürst, welcher Cardinaldiakon war, auch den Ordo des Diakonats empfangen habe, gemäß der Bulle Pius IV., welche allen denjenigen Cardinälen verbot, in das Conclave einzutreten und darin eine berathende Stimme zu haben, welche nicht wenigstens die ordines hätten, die auf ihren Titeln ständen. Gambara machte diesen Einwand nur deshalb, um einem Scandale vorzubeugen, welcher entstehen könnte, wenn nach einer canonisch richtigen Wahl einige Unzufriedene sich verabredet hätten, dieselbe wegen des Zuwiderhandelns gegen jene Bulle für ungültig erklären zu wollen.

Der Cardinal de Sancta Cruce erhob sich dagegen und sagte, die Cardinäle hätten sich nicht verpflichtet, ihre Ordinationsscheine vorzuzeigen; es reiche allein hin, daß sie als Bischöfe, oder Priester, oder Diakonen präconisirt worden seien. Diese Antwort erschien aber um so schwächer und ungenügender, als

die Bulle Pius IV. von dem ganzen Consistorium gutgeheißen worden war. Dieses vergrößerte diese zweite Schwierigkeit noch mehr, und veranlaßte den Cardinaldekan, eine Berathung darüber anzuordnen.

Während dieses im Conclave verhandelt wurde, fuhr der Cardinal fort, durch beständiges Anklopfen Einlaß zu begehren; nachdem er aber erfahren hatte, um welche Frage es sich nun eben wieder handele, öffnete er sich sehr leicht den Weg in das Conclave, indem er ein von Gregor XIII. ausgestelltes Breve vorlegte, welches er in der Voraussicht dessen, was sich alles ereignen könnte, glücklicher Weise mitgebracht hatte. Nachdem dieses Breve in der Kapelle in Gegenwart aller Cardinäle, Kraft dessen der Cardinal von Oestreich von dem Diakonat dispensirt und für fähig erklärt worden war, mit activem und passivem Wahlrecht in das Conclave einzutreten, vorgelesen war, wurde dieser Cardinal endlich zugelassen. Seine Freunde empfingen ihn an der Thüre und führten ihn unter vielen Freudenbezeugungen in die Kapelle, wo der Ceremonienmeister ihm erst drei Bullen vorlas, von denen die beiden ersten das Verbot der Entfremdung der Kirchengüter, das dritte das der Simonie betraf. So waren denn die beiden Schwierigkeiten gehoben, welche sich dem Eintritte des Cardinals von Oestreich in das Conclave entgegengestellt hatten.

An demselben Tage legten alle Cardinäle auch den Eid ab, daß, wer auch zum Papste gewählt werden würde, gewisse Gesetze und Vorschriften vollziehen wolle, welche der Christenheit heilsam, dem heiligen Stuhle förderlich und für das heilige Collegium glorreich waren. Diese Sitte war schon seit länger als zweihundert Jahren eingeführt, aber man gebrauchte dabei nicht immer dieselben Formalitäten und Vorschriften. Es mögen deshalb die Artikel, welche eben in diesem Conclave beschworen wurden, hier Platz finden.

1) Derjenige, welcher auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben werden wird, wird mit aller seiner Macht darauf hinarbeiten, unter den christlichen Fürsten den Frieden aufrecht zu erhalten; er wird diese und ihre Völker erwecken, sich zu einigen, und alle ihre Kräfte aufzubieten wider die Ungläubigen, die Ketzer und Schismatiker, überhaupt gegen die Feinde des christlichen Namens.

2) Er wird niemals den heiligen Stuhl aus Rom in eine andere Stadt oder andere Provinz versetzen, ausgenommen in

einem dringenden Nothfalle, oder aus einer für die Kirche vortheilhaften Ursache, die aber erst durch das Gesetz erwiesen und bekannt gemacht, im Consistorium durch die Majorität der Cardinäle bestätigt worden sein muß.

3) Er wird allen Richtern und Beamten des Kirchenstaates befehlen, nach dem Ablauf ihrer Functionen Rechenschaft von ihrer Amtsführung abzulegen und zwar an denselben Orten, wo sie ihre Aemter verwaltet haben; daselbst wird der Papst auch ein Syndicat errichten für einige Tage, und das Volk davon in Kenntniß setzen, damit es seine Klagen gegen diejenigen vorbringen kann, von welchen es Ungerechtigkeit hat erleiden müssen.

4) Zur Würde eines Cardinals wird er nur Personen von guten Sitten, und einzig empfehlenswerth durch ihre Tugend und Gelehrsamkeit, erheben, und zufolge eines Decrets des Papstes Julius III., gegeben im vollen Consistorium, den Cardinalshut durchaus niemals zweien Brüdern, unter welchem Vorwande, aus welchem kirchlichen oder politischen Grunde es auch immer sei, verleihen.

5) Das neue Oberhaupt wird bemüht sein, die Kirchengüter zu erhalten, ohne sie in irgend einer Art und Weise zu veräußern oder zu vermindern, es sei denn mit ausdrücklicher Zustimmung des Consistoriums. Ferner trägt er Sorge, daß die Einkünfte, welche nach Abzug der laufenden Ausgaben übrig bleiben, an einem eigenen Orte für die äußerste Noth des Kirchenstaates niedergelegt werden.

6) Es ist ihm nicht erlaubt, irgend einem Regenten den Krieg zu erklären, auch wenn er höchst gerecht und nothwendig wäre, ohne zuvor dem Consistorium eine Vorlage gemacht und dessen Stimmen im Geheimen eingeholt zu haben; nur die Majorität gibt ihm dazu die Erlaubniß, mit der Bedingung, daß er aber auch ohne Zustimmung desselben Consistoriums keinen Frieden schließen kann.

7) Er verpflichtet sich, alle Privilegien und Rechte der Cardinalswürde aufrecht zu erhalten, ohne daß es ihm gestattet sei, einen Cardinal mit dem Tode, oder mit Degradirung und Wegnahme des Purpurs zu bestrafen. Der Prozeß eines Cardinals kann nur von dem Consistorium gemacht und geführt und auch nur von diesem ein Urtheil gefällt werden, ausgenommen das Todesurtheil, wo man dann den gemeinen Gesetzen folgen wird, aber immer nur unter Mitwissen des heiligen Collegiums.

Die zweiundvierzig Cardinäle, welche das Conclave ausmach-

ten, waren in fünf Parteien zerspalten. Der Cardinal Farnese stand an der Spitze der ersten, der Cardinal d'Este war das Haupt der zweiten, die dritte wurde geführt von dem Cardinal Alexandrino, die vierte vom Cardinal Altempo, die fünfte, welche allein fast ebenso zahlreich war, als alle vier übrigen zusammen, war die Partei des Cardinals Buoncompagno di Santo Sixto, des Neffen Gregors XIII.

Man zählte vierzehn Candidaten, auf welche die Wahl fallen konnte, nämlich Farnese und Savelli, creirt von Paul III.; Santa Cruce, Paleotte, di Santo Georgio und Sirlet, von Pius IV. zur Cardinalswürde erhoben; Montalto, Cesis, di Santo Severino und Albano, von Pius V. präconisirt; Fachinetti, gewöhnlich der Cardinal di Santiquati genannt, della Torré, gebürtig aus Udine, Mendovi und Castagna, von Gregor XIII. ernannt. Obschon nun indessen das Publicum alle diese der Candidatur für würdig und fähig hielt, so hatte es doch im Conclave noch nicht die Hälfte davon auf die Rangliste gesetzt.

Sie wurden von den Parteichefs mehr oder weniger unterstützt, je nach der persönlichen Zuneigung, die sie zu ihnen hegten. Denn obgleich die Führer der Parteien wohl immer mehr Hinneigung zu ihren eigenen Anhängern zeigen, aus Furcht, daß die Eifersucht sie trennen und die Partei zu Grunde richten könnte, so gibt es nichts desto weniger doch immer solche, welche mehr begünstigt werden, und welchen man weit lieber die Mittel zur Unterstützung ihrer Sache und zum Gelingen an die Hand gibt, als ihren Rivalen.

Drittes Kapitel.

Wahlbewegungen zu Gunsten mehrerer Cardinäle, z. B. Cesis, Sirlet, Savelli und Anderer.

Die Cardinäle Altempo, Medicis und Alexandrino hatten sich vereinigt, um gleich nach dem Zusammentritt des Conclave den Cardinal Pietro Donato Cesis, einen Römer, wählen zu lassen. Und wie hatten sie die Ausführung ihres Planes vorbereitet? Da nach der Verlesung der Bullen nämlich alle Cardinäle die Erlaubniß hatten, wieder aus dem Conclave herauszugehen unter der Bedingung, am Abende wieder zurückzu-

kehren, so pflegten einige von ihnen diese Freiheit zu einem Gange in die Stadt zu benutzen. Die drei genannten Parteiführer hatten sich daher verabredet, sobald diejenigen, welche den Cesis von der Wahl ausschließen würden, aus dem Conclave gegangen wären, mit ihren Anhängern sogleich in die Kapelle zu gehen, ihn im ersten Scrutinium zu wählen und auch zugleich zu adoriren. Allein das Complot war nicht geheim genug gehalten worden. Der Cardinal di Santo Sixto, welcher der erklärteste Gegner der Wahl des Cesis war, wurde eben in dem Augenblicke, als er ausgehen wollte, um in einigen Privatangelegenheiten Befehle zu ertheilen, davon unterrichtet. Er kehrte auf der Stelle wieder um, und setzte sich mit denen in Verbindung, welche mit ihm gleiches Interesse hatten, gegen jenes Vorhaben zu handeln, und so scheiterte das ganze Unternehmen. Da die Urheber desselben ihren Plan gänzlich verunglückt sahen, sprach man während des übrigen Tages und auch in der kommenden Nacht nicht mehr davon; und dieser Versuch brachte dem Cardinal Cesis so großen Nachtheil, daß sich selbst Viele von denen, die vorher noch für ihn gestimmt hätten, nun ganz gegen ihn waren, so daß man es gar nicht einmal mehr wagte, ihn wieder vorzuschlagen, oder in dem Conclave auch nur seinen Namen zu nennen.

Am Montag Morgen früh versammelten sich die Cardinäle in der Paulinischen Kapelle, wo sie nach Empfang der heiligen Communion aus den Händen des Cardinals Farnese, welcher als ihr Decan die heilige Messe celebrirte, zum ersten Scrutinium schritten. Der Cardinal Albano erhielt darin dreizehn Stimmen. Die Cardinäle zogen sich darauf wieder in ihre Zellen zurück, um das Mittagsmahl einzunehmen. Dann arbeitete man wieder zu Gunsten des einen oder des andern Candidaten, aber besonders für Wilhelm Sirlet, aus Calabrien, von dem Cardinal Altempo mit Wärme begünstigt, zu welchem noch der Cardinal Medicis mit den Creirten von Pius IV. trat, überzeugt, daß ihr Streben gelingen werde. Aber die Cardinäle d'Este, Farnese und Sforza erklärten sich gegen sie, und schlossen Sirlet von der Wahl aus. Nun ist es eine schon immer unter den Cardinälen gebräuchliche Maxime, bei einem Candidaten, welcher einmal durchgefallen ist, nicht länger mehr stehen zu bleiben. Es ist nicht gesagt, daß Sirlet kein tugendhafter und kenntnißreicher Mann gewesen sei, und er würde bei dem gänzlichen Abgange von Blutsverwandten jedenfalls einer

der uneigennützigsten Päpste geworden sein: allein außer dem Umstande, daß man in ihm doch nicht alle jene Eigenschaften fand, welche nothwendig sind, die Kirche gut zu regieren, zumal in einem so sturmbewegten Zustande, worin sie damals war, fürchtete man sein trübes und verstecktes Wesen, noch mehr aber seinen vertrauten Umgang mit dem Cardinal Cosmo, der vom ganzen Collegium gehaßt war, nicht bloß, weil er seit neun Jahren unter Pius und Gregor als erster Secretär regiert, sondern weil er schon fast Allen sehr schlimme Dienste geleistet hatte. Sie waren mit Grund besorgt, das Pontificat nicht in die Hände desjenigen zu übergeben, unter dessen Regierung man unfehlbar die Macht und Gunst eines Mannes wieder aufleben sehen würde, der ihnen Allen gleich zuwider war.

Der Cardinal Altempo hatte sich gewissermaßen etwas compromittirt, seine Zeit zum Vorschlag des Cardinals Sirlet so übel gewählt zu haben, und selbst seine eigenen Freunde mißbilligten die Zuversicht und die Uebereilung, mit welcher er diese Wahl gleich vom Eintritte in das Conclave an auf's Tapet gebracht hatte. Da nun gerne alle Bewerber um den heiligen Stuhl wissen wollten, was ihr Schicksal sein würde, so arbeiteten sie in diesen ersten Anfängen mit Hitze an dem Fortgehen ihrer Angelegenheit; allein diese Menge von Concurrenten bringt mitunter die Geschäfte ins Stocken, welche in einer weniger stürmischen Conjunctur das Ziel erreicht hätten, während sie so andere beförderten, deren Erfolg noch ganz zweifelhaft, fast hoffnungslos war. Wir wollen nicht sagen, daß man nicht auch zuweilen Männer in Vorschlag gebracht hat, in denen alle Cardinäle einstimmig sich begegneten, wie dies bei der Wahl Gregors XIII. der Fall war, welcher gleich in der ersten Hitze, die alle Parteien durchdrungen hatte, gewählt wurde; allein dieses Beispiel entschuldigt doch das Benehmen des Cardinals Altempo noch nicht. Denn wenn er seine Absicht geheim gehalten, und diejenigen, welche er als Gegner seines Projektes erkannte, durch freundliche Worte hingehalten hätte, so würde er Zeit gewonnen haben, um allen Mitbewerbern Sirlet's den Paß zu verhauen (um uns so auszudrücken); er würde somit sein Vorhaben nicht verdorben, und die Hoffnungen seines Freundes nicht zu Grunde gerichtet haben.

Farnese, welchem es sehr im Kopfe lag, sich selbst wählen zu machen, war der erste, den Jener in seinem Wege fand, und da er für sich selbst arbeitete und sich für viel würdiger hielt

zur Wahl als den Cardinal Sirlet, so entriß er sich allen Etiquetteformen gegen die Partei Altempo, und sagte im Conclave ganz laut:

„Ich weiß nicht, was für einen Verstand diejenigen haben, welche für einen Sirlet stimmen.“

Einige waren der Meinung, daß Altempo nur die Absicht hätte, jenen zu überreden, daß er für ihn interessirt sei, im Grunde aber dächte er darauf, die Wahl auf den Cardinal Ferrerio, einen Piemonteser, seinen Vetter und ganz besonderen Freund zu lenken. Er schmeichelte sich, daß die Cardinäle Farnese und d'Este, welche den Ferrerio sehr hoch schätzten und liebten, sich ihm zuneigen würden, sobald er denselben in Vorschlag bringen werde. Allein er überzeugte sich bald, daß man seine Augen auf eine ganz andere Person geworfen habe.

Da also für den Cardinal Sirlet nichts mehr zu hoffen stand, so entwickelte der Cardinal di Santo Sixto alle seine Macht zu Gunsten des Cardinals Castagna, den er sich am meisten verbindlich gemacht zu haben glaubte. Auch schienen ihm dessen Verdienst und guter Ruf dieser Wahl zu entsprechen. Allein seine Zeit war noch nicht gekommen, und die Vorsehung entschied sich erst in dem nächsten Conclave für ihn. Die alten Cardinäle nämlich konnten sich nicht entschließen, ihm ihre Stimmen zu geben, (obschon er sie aus tausend Gründen verdient hätte), weil er erst bei der letzten Promotion zum Cardinal ernannt worden war.

Einige machten Anstrengungen zu Gunsten des Cardinals Savelli, und Medicis unter Anderen unterstützte dessen Angelegenheiten mit dem ganzen Gewichte seines Ansehens, allein dieses Project tauchte bald wieder unter. Die Cardinäle Colonna und Cesis, erklärte Feinde Savelli's, opponirten ihm förmlich, und das Zerwürfniß unter den römischen Cardinälen benutzend, erklärten sie dem Cardinal Medicis, daß, wenn er ferner hartnäckig auf der Wahl Savelli's bestehe, sie sich nicht einen Augenblick mehr besinnen würden, sich zu der Partei Farnese zu schlagen.

Medicis zog es aber eher vor, seinen Plan aufzugeben, als seine Freunde und Anhänger zu verlieren, und willigte lieber in jede andere Wahl ein, als in die des Farnese, gegen den er eine natürliche Abneigung hatte, — obschon Savelli eine sehr würdige und in dem heiligen Collegium sehr geachtete Person war, und von seiner Führung und Rechtlichkeit in der Aus-

übung seines Amtes als General-Inquisitor und Vicarius des Papstes die besten Beweise geliefert hatte. Er zeigte einen gewissen Stolz in allen seinen Bewegungen, welcher Jedermann Furcht einflößte — und davon urtheilte man schon auf den Stolz, den er haben werde, wenn er gar erst Papst geworden sei. Sein schwächliches und ungesundes Aussehen, woran man sich freilich in der Länge gewöhnt hatte, diente nur dazu, es zu bestärken, so daß man sagte, nur seine leidenschaftliche Begierde, zum Papste erwählt zu werden, sei Schuld daran. Was indessen doch wohl das größte Hinderniß seiner Wahl sein mochte, das war seine sehr zahlreiche Familie.

Während dieser Zwischenfälle fing man an für den Cardinal Torres, ein Mann von großem Rufe, thätig zu sein, den man auch gleich zuerst in Vorschlag gebracht hätte, wenn er bei dem Beginne des Conclave in Rom gewesen wäre; seine Abwesenheit brachte ihm also diesen Nachtheil.

Die Cardinäle Farnese, d'Este und S. Sixto, welche ihn von Tag zu Tag erwarteten, beschlossen, die Wahlangelegenheit in die Länge zu ziehen, um ihn zu benachrichtigen, nach Rom zu kommen. Als dieser Plan von Medicis entdeckt wurde, machte er ihm viel Unruhe, und trieb ihn, mit seinen Freunden Mittel zu suchen, um jenen von der Wahl auszuschließen, und als er sich vergebens darnach abmühte, verdoppelte sich seine Unruhe, weil er wohl wußte, daß, wenn Torres zum Papste gewählt sein würde, Farnese auch alle Gunst desselben haben werde, und daß dieser Ansehen und Macht genug besäße, um mehrere Cardinäle sich zur Ergebenheit zu verbinden, welche ihn, im Falle er den Papst, der viel älter und kränker war, als er, überlebte, jedenfalls gewählt haben würden. Die Führer der Parteien, welche die Interessen des Cardinals Torres in's Geheim unterstützten, hatten sich verabredet, ihn in dem Augenblicke, wo er in das Conclave eintreten würde, zu erwählen, und dieser Wahlmodus war bequem und leicht. Denn wenn ein Cardinal in das Conclave eintritt, so erheben sich alle seine Mitbrüder, um ihn an der Thüre zu empfangen. Sie hätten nun Torres zwischen sich genommen, um, wann er die Begrüßungen der Cardinäle entgegengenommen habe, sogleich zu rufen: „Es lebe der Papst!“ und ihn dann ohne Weiteres zur Verehrung (adoratio) in die Kapelle geführt, wogegen sich kein Cardinal mehr opponirt haben würde.

Viertes Kapitel.

Montalto's Gestirn geht allmälig auf. Sein Benehmen im Conclave. Seine Freunde.

Unterdessen hatte man schon einige geheime Anstalten zu Gunsten Montalto's getroffen, und die Cardinäle Alexandrino und d'Este hatten die ernstliche Absicht, seine Erwählung durchzusetzen. Der erstere hoffte ganz zuverlässig, an der Leitung der Geschäfte einen großen Antheil zu nehmen unter einem Papste, welcher eine Creatur seines Oheims Pius V. und ihm ganz besonders durch große Verpflichtungen verbunden war. Der andere hatte sich dazu auf Ermunterung des Cardinals Rusticucci, welcher eine große Gewalt über seinen Geist ausübte, gewinnen lassen. Medicis und seine Freunde, die sich von der ihnen durch die Bemühungen Farnese's für Torres bereiteten Unruhe befreien wollten, boten im Stillen den Cardinälen d'Este und Alexandrino ihre Dienste an, und versprachen für Montalto ihre Mitwirkung. Diese Erklärung kam Jenen äußerst gelegen, und war ihrem Plane höchst günstig. Medicis, am spanischen Hofe in gutem Credit stehend, war der spanischen Partei sicher, in der auch Alexandrino viele Freunde zählte; und der Cardinal d'Este, Haupt der französischen Partei, trat mit Zustimmung eben dieser Partei ihnen bei. Hierdurch trafen diese beiden Kronen in der Wahl desselben Candidaten zusammen.

Nachdem sich Alexandrino, d'Este und Medicis gegenseitig das Wort gegeben hatten, besuchten sie des Abends den Montalto ganz im Geheimen, und eröffneten ihm ihre Absicht, ihn zum Papste erwählen zu lassen. Alexandrino, welcher das Wort führte, sagte ganz leise zu ihm, um nicht von Farnese gehört zu werden, dessen Zimmer unmittelbar an das des Montalto stieß: „Muth! Monsignore! Wir sind gekommen, Ihnen eine gute Nachricht zu bringen; nämlich die, daß wir uns entschlossen haben, Sie zum Papste zu machen.“

Es ist aber vor Allem zu wissen nöthig, daß sich Montalto in seinem Zimmer ganz eingeschlossen hielt, als wenn er gar nicht im Conclave gewesen wäre. Er schien vergessen zu sein und verlassen von aller menschlichen Hülfe, ähnlich dem Gichtbrüchigen im Evangelium, der auch Niemanden hatte, welcher ihn hätte in den Teich geführt. Er ging selten aus, und dann geschah es nur, um die heilige Messe zu lesen, oder zum Scrutinium in die Paulinische Kapelle. Er schien so wenig interessirt

bei der Wahl, daß man hätte sagen sollen, er habe gar keinen Theil an dem, was im Conclave vorging.

Aber nichts destoweniger war er für die Beförderung seiner Angelegenheiten bemüht, obschon er nicht daran zu denken schien. Wenn ihm ein Cardinal begegnete, der im Interesse des Cardinals Sixto handelte, so äußerte er gegen ihn, daß die Cardinäle jedenfalls einen Mann wählen müßten, der diesem genehm sei; so viel Ehrerbietung müsse das heilige Collegium für eine Person von seinen Verdiensten haben; anderntheils auch aus Achtung, welche dasselbe für das Andenken Gregors XIII., seines Oheims hege, der die Kirche mit so viel Eifer und Liebe regiert habe. Begegnete ihm einer von den Freunden Farnese's, so hatte er auch für diesen Lobeserhebungen, und drückte seine Verwunderung aus, daß es ihm unbegreiflich sei, wie der noch nicht erwählt wäre. In Gegenwart der Diener des Cardinals von Medicis sprach er von ihrem Herrn nicht anders, als von einem, der die höchsten Verdienste im ganzen Collegium besitze. Kurz er redete nur Gutes von allen Cardinälen, und war mit dem Lobe derjenigen am freigebigsten, welche er nicht für seine Freunde hielt, oder welche das meiste Ansehen in dem Conclave genossen.

Montalto hatte also nicht sobald aus dem Munde des Cardinals Alexandrino in Gegenwart von d'Este und Medicis die Absicht vernommen, ihn zu erwählen, als ihm eine solche Schwäche ankam, daß er den Geist aufgeben zu wollen schien. Und dieß bewog ihn, ihnen zu erwiedern: „daß seine Regierung nur von wenigen Tagen sein werde; abgesehen von der unabläßigen Beschwerniß des Athemholens halte er sich nicht für stark genug, eine so schwere Bürde zu tragen; außerdem mache ihn seine Unerfahrenheit in den großen Angelegenheiten durchaus unfähig, sich mit denen der Kirche zu beladen; wenigstens bedürfe er dazu sehr des Beistandes und der Hülfe Anderer." Die Cardinäle widerlegten seine Bedenken mit den Worten: „Gott werde ihm schon die Stärke verleihen, welche er zur Regierung der Kirche nöthig habe."

„Ich habe mich fest entschlossen" — entgegnete Montalto — „niemals die oberste Priesterwürde, deren ich unwürdig bin, anzunehmen, wenn Sie mir nicht zuvor versprechen, mich nicht zu verlassen, und in Vereinigung mit mir die Kirche zu regieren, mit deren Leitung ich im Gewissen mich allein nicht belasten kann."

„Nun gut, wir werden Ihnen beistehen" — fiel der Cardinal Medicis ein.

„Wenn Sie mich zum Papste machen" — fuhr Montalto nun fort — „so werden Sie sich selbst auf den heiligen Stuhl setzen, und wir werden uns zusammen in das Pontificat theilen; ich werde nur den Namen und den Titel haben, Sie aber die Auctorität und die Macht."

Diese Unterredung gewann die drei Cardinäle noch mehr für das Interesse Montalto's, und bewog sie, seine Erhebung mit Eifer zu betreiben. Sobald sie aus seinem Zimmer herausgetreten waren, zogen sie sich an einen einsamen Ort zurück, wo sie Niemand beobachten konnte, und besprachen sich noch hierüber. „Was kann uns Angenehmeres und Glücklicheres widerfahren" — sprach Einer von ihnen — „als einen Papst zu haben, der unserer Dienste bedarf? Wir würden ja weder Verstand noch Vernunft besitzen, wenn wir uns eine so schöne Gelegenheit entschlüpfen ließen. Montalto hat zu uns aus offenem Herzen gesprochen und mit einer Freiheit, welche in geradem Widerspruch steht mit jener gefeilten und einstudirten Sprache Derjenigen, die sich um das Pontificat bewerben. Da er noch nichts als nur einige Monate hindurch seinen Orden geleitet hat, und das noch mit wenig Nutzen, so ist er in Kirchenangelegenheiten ein noch ganz neuer Mensch, welcher uns nothwendig bedarf: denn wie kann er hoffen, es wagen zu wollen, das Steuerruder eines Schiffes zu halten, welches er bis jetzt nur von Außen kennt! In seiner Familie hat er Niemanden, der fähig wäre, ihm Beistand zu leisten. Seine Neffen sind nur Kinder und mehr geeignet, das Land zu bebauen, als einen Staat zu regieren. Er weiß, daß wir in den Geschäften des heiligen Stuhles brauchbar sind, daß wir ihm mit Rath und That helfen, und daß er, da er uns doch sein Glück verdankt, vernünftiger Weise nur auf uns Vertrauen haben kann. Seht also, wie wir uns des größten Antheils an dem Pontificate versichern. Denn wenn er schon als Cardinal so wenig Vertrauen zu sich selber hatte, daß er sich immer nur von dem Urtheile eines Andern führen ließ, so wird sich dieses Mißtrauen zu sich selber noch verdoppeln ob der Menge der wichtigen Geschäfte, welche er Tag für Tag zur Kenntniß zu nehmen und zu entscheiden hat."

Nachdem sie dieses unter sich abgemacht hatten, waren sie auch entschlossen, alle Hindernisse, welche sich ihrem Plane entgegensetzen möchten, zu überwinden, und fingen nun damit an,

daß sie alle Feinde des Cardinals Farnese für die Sache Montalto's zu gewinnen suchten. Sie verbreiteten schnell die Nachricht, daß der Cardinal Torres binnen zwei Tagen in Rom sein werde, und Rusticucci, welchem sie ihr Geheimniß anvertraut hatten, zeigte Briefe und Billette vor, welche es bestätigten. Denjenigen, welche den Farnese nicht liebten, flößten sie Furcht ein, indem sie sagten: wenn Torres nicht könne durchgebracht werden, trotz der Begünstigung des Farnese, so würde letzterer nur suchen Zeit zu gewinnen, um Mittel ausfindig zu machen, wodurch er sich selbst auf den heiligen Stuhl werde erheben können.

Um die Furcht derer, welche sich eben der Wahl des Farnese widersetzten, noch zu vermehren, ließen sie sich verlauten, daß jener die Rückkehr der Couriere, welche er nach Frankreich und Spanien abgesandt habe, erwarte, welche aller Wahrscheinlichkeit nach für seinen Plan günstige Nchrichten bringen würden, zumal von Seite des Königs von Frankreich, welchem er die alte Anhänglichkeit seines Hauses an dessen Krone, und die Dienste, welche seine Vorfahren von jeher dessen Vorgängern treu geleistet hätten, in einem günstigen Lichte dargestellt habe. Einige waren nicht wenig erstaunt, als sie erfuhren, daß sich Medicis für Montalto erklärt habe; sie konnten nicht begreifen, daß er einen Mann zum Papste machen wollte, welcher seinem Vetter, dem Signore Paulo Ursini, gerade entgegengesetzt war. Allein sein Ehrgeiz und die Begierde, Farnese und Torres durchfallen zu lassen, trugen über die Bedenken, welche er für seine Familie hätte haben sollen, den Sieg davon, und es war keiner unter den Cardinälen, welcher mit mehr Wärme die Inter ssen Montalto's verfolgt hätte, als er. Er bot alles auf, daß Alexandrino, welcher von Natur veränderlich und unbeständig war, ihm nicht wieder entschlüpfte, und daß Farnese, der ebensoviel Ansehen als Klugheit besaß, jenen nicht zu einem Parteiwechsel bewog.

Man glaubt, daß sich Medicis nur deßhalb auf diese Seite gewendet habe, weil er sich überredet, Montalto's Körperconstitution sei noch kräftig genug, um nach dem Gange der Natur Farnese und seinen Anhang zu überleben, und so werde er sich von denen befreien, welche in der Folge vielleicht das größte Hinderniß seiner Erwählung sein konnten. Allein es ist sehr wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Medicis dergleichen gedacht habe. Denn obgleich Montalto nur vierundsechzig

Jahre zählte, so erschien er doch, seitdem er Cardinal geworden, viel älter, als er wirklich war, da er sich den Bart wachsen ließ und überhaupt sein Aeußeres sehr vernachlässigte.

Der größte Theil der Cardinäle war darüber verwundert, daß Alexandrino den Montalto dem Cardinal Albano vorzog, der ihm doch große Verdienste geleistet hatte und einer der ältesten des heiligen Collegii war, und welchen ihm sein Oheim noch sterbend ganz besonders empfohlen hatte; noch dazu war dieser bekannt durch sein tiefes Wissen, durch eine große Erfahrenheit in dem Geschäftsleben und durch eine ganz außerordentliche Sanftmuth und Güte. Der Cardinal Alexandrino hatte ihm auch in Wahrheit einige Hoffnung gemacht, daß er für ihn stimmen werde, allein dieses geschah nur, um ihn desto sicherer an sich zu ziehen; denen aber, welche seine Wahl in Vorschlag brachten, antwortete er, Albano habe aus seiner Ehe (in welcher er gelebt hatte, ehe er in den geistlichen Stand getreten war) noch viele Kinder, seine Familie sei auch groß, ebenso wie die seiner verstorbenen Gemahlin; er sei außerdem ein Mann, dessen Geistesgröße ihn große Pläne unternehmen ließe, aus Furcht vor welchen die spanische Partei seine Wahl vereiteln würde, da diese Nation auf dem heiligen Stuhle keinen Mann von so großem und seltenem Verdienste leiden möge; und endlich denke das heilige Collegium mehr auf Montalto als auf ihn.

Fünftes Kapitel.

Betrachtungen. Die neuen Cardinäle werden für Montalto gewonnen. Versuch, den Altempo und Santo Sixto zu erwerben.

Oppositionen von Seiten derjenigen Cardinäle, welche nach der Erwählung trachten, sind eine gewöhnliche Sache. Die Bewegungen zu Gunsten Montalto's wurden sehr durchkreuzt. Aber endlich überwanden die Zeit und die angestrengteste Bewerbung alle diese Schwierigkeiten. Der Cardinal Alexandrino zerriß alle Maßnahmen der Partei, welche sich zu Gunsten Albano's erklärt hatte, um die Wahl des Montalto durchzusetzen. Und dieses geschah nicht deswegen, weil er mehr Zuneigung zu diesem hatte, als zu jenem; im Gegentheile, er hatte öfters geäußert, daß er sich mehr verpflichtet fühle, dem Albano dienstbar zu sein, als dem Montalto;

allein sein Interesse siegte über seine Neigung. Er hatte sich fest überredet, daß er unter dem Pontificate Montalto's der unbeschränkte Herr aller Angelegenheiten sein würde, und daß er im Gegentheile nicht den geringsten Antheil an der Regierung der Kirche haben werde, wenn Albano Papst würde. Abgesehen davon, daß dieser selbst fähig war, allein zu regieren, so besaß derselbe, wie wir gehört haben, rechtmäßige Kinder (denn er war früher verheirathet gewesen) und hatte mehrere Verwandte, welche im Stande waren, ihm Dienste zu leisten, im Falle er ihrer Hülfe bedürfen sollte. Die Einfachheit (um nicht zu sagen Einfalt) Montalto's, den er ohne Verwandte sah, ließ ihn also diese Wahl ergreifen: allein er bereute es später, wie wir sehen werden, daß er sich hatte von so falschen Voraussetzungen täuschen lassen.

Diejenigen, welche Erfahrung und Urtheil besaßen, fanden an dem Betragen der Cardinäle Albano und Alexandrino gleich viel auszusetzen. An diesem tadelten sie die allzugroße Sicherheit, in welcher er unter Montalto die ganze päpstliche Macht mit dem Cardinal Rusticucci theilen wollte, den er eben für dessen Partei gewonnen, weil Montalto unfähig sei zu regieren, und keine Neffen habe, die ihn unterstützen könnten. Aber sie hätten nicht so fest auf eine Sache rechnen sollen, welche höchstens nur die Wahrscheinlichkeit für sich hatte, von deren Gegentheile es aber schon zu viele Beispiele gab. Denn gewöhnlich lassen sich die Päpste in Benehmen und Ansicht ganz anders an, als da sie noch Cardinäle waren. Diese Umwandlung war gerade bei Montalto so urplötzlich und außerordentlich, daß die Cardinäle, welche eben mit dem meisten Eifer für seine Erwählung gearbeitet hatten, es schon bereuten, noch ehe sie aus dem Conclave gingen.

Albano hatte übrigens Unrecht, seiner Seits vernachläßigt zu haben, was er hätte thun müssen, um sich die Gunst Alexandrino's zu gewinnen und die andern Parteiführer auf seine Seite zu schaffen, da ihn seine Erfahrung die Mittel kennen gelehrt haben mußte, um sich Freunde zu erwerben. Vielleicht vertraute er auch nach der Sitte seiner Landsleute, der Bergamer, zuviel auf seine eigenen Verdienste, oder er hielt es eines Cardinals, wie er war, für unwürdig, auf gesuchten Wegen nach der päpstlichen Krone zu streben. In der That gab er auch seinen Freunden, welche ihm anriethen, dieselben Mittel anzuwenden, deren sich alle Prätendenten bedienten, ganz in jenem

Sinne zur Antwort: „Ein Cardinal dürfe sich nicht mit Leidenschaft nach der höchsten Gewalt sehnen, und noch weniger durch ersonnene geheime Pratiken dahin zu gelangen trachten; allein er müsse so leben und sich so betragen, daß er alle Menschen von seiner Fähigkeit, sein hohes Amt auszufüllen, überzeugte.“

Unterdessen arbeiteten Alexandrino und Rusticucci, beseelt von der Sehnsucht, sich als Herrn der Kirche zu sehen, mit rastlosem Eifer an der Wahl Montalto's, und hielten jeden Augenblick der Verzögerung derselben für den Raub eines Jahres ihres Glückes. Um die Cardinäle dafür zu bestimmen, stellten sie ihn als eine mit allen zu einem guten Papste nöthigen Eigenschaften ausgerüstete Persönlichkeit dar. „Er ist ein sanfter, ruhiger, dankbarer Mann, der Niemandem mißtrauet, ohne Verwandte, voll Eifer für das Wohl der Kirche, von Natur gütig, ein Feind der Unordnung, den Frieden und die Ruhe liebend, voll Wohlwollen gegen Jedermann.“ So schilderten sie ihn bei Allen. Allein obschon sie der Cardinäle Medicis und d'Este versichert waren, so konnte ihr Plan doch nicht gelingen, ohne die Mitwirkung der Creaturen Gregors XIII., und insbesondere des Cardinals Santo Sixto, der an ihrer Spitze stand und der es offen sagte, daß er nur zu dem Cardinal Farnese halte, dem erklärtesten Gegner Montalto's, trotz dem, daß dieser immer viel Achtung und Unterwürfigkeit gegen ihn bewies.

Sie beschlossen unter sich nach einer langen Berathung, sich die Stimmen einiger Freunde des Santo Sixto, die sich am leichtesten gewinnen ließen, zu verschaffen. Sie griffen sie von der materiellen Seite an und brachten sie durch das Ansehen ihrer mächtigsten Verbündeten, wie eines Medicis und Alexandrino, auf ihre Partei. Der Cardinal Alexander Riario aus Bologna, eine Creatur Gregors und von der Partei des Montalto, beredete den Cardinal Philipp Guastavillano, ebenfalls aus Bologna, für dessen Wahl zu stimmen, worauf dieser auch um so leichter einging, als er mehr Verbindung mit Medicis, als mit Santo Sixto hatte. Er trat also mit Freuden in die Reihen einer Partei, wo er seinen Freund mit seinem Landsmanne sich vereinigen sah.

Mit wenigen Schwierigkeiten versicherten sie sich auch der Cardinäle Spinola, eines Genuesers, Gonsalva aus dem Hause der Herzoge von Mantua, Antonio Maria Salviati aus Rom, Julius Cavanio Ferari, Johann Baptista

Castagna, sämmtlich Ernennungen des verstorbenen Papstes und die Hervorragendsten in der Partei des Santo Sixto. Aber sie hatten noch gegen sich den Cardinal von Florenz, aus dem Hause Medicis, und Franz Sforza, einen Römer, beide von Einfluß im Conclave. Der erstere ergab sich endlich der Partei, welcher sich sein Vetter, der Cardinal von Medicis, schon längst in die Arme geworfen hatte; letzterer machte aber noch einige Schwierigkeiten wegen der engen Verbindung seines Hauses mit dem des Cardinals Farnese. Indessen leiteten sie ihre Maßregeln so geschickt, daß sie ihn hauptsächlich deswegen, weil der Cardinal Alexandro Sforza, sein Oheim, viel Achtung zu Montalto gehegt und ihn mit sehr vertraulicher Freundschaft beehrt hatte. Als ihm nun einige den Vorwurf machen wollten, er habe seine Familie hintangesetzt, antwortete er ganz einfach: „Es sei ihm lieber mit sich selbst zufrieden zu sein, als Andere zufrieden zu stellen.“

Um endlich das Gelingen des Planes zu sichern, gab es noch eine Schwierigkeit zu übersteigen, das war die Erwerbung des Cardinals Altempo, eines einflußreichen Mannes, der an der Spitze des größten Theiles der von Pius IV. creirten Cardinäle stand. Dieses Geschäft übertrugen sie den Cardinälen Medicis und Jesualdo, einem Neapolitaner aus der Ernennung Pius IV. und mit Altempo befreundet. Dieser aber konnte es sich nicht versagen, sein Wort Personen zu geben, welche so viele Gewalt über seinen Geist hatten, als Medicis und Jesualdo; abgesehen von seiner großen Lust, sich an Farnese zu rächen, dessen öffentlich ausgesprochene Worte, als er dem Sirlet zur Wahl in Vorschlag gebracht hatte: „Er könne die Absicht derjenigen nicht begreifen, welche den Sirlet zum Papste machen wollten“ — ihm noch im frischen Andenken waren. Und diese Gelegenheit, Jenen seinen Verdruß merken zu lassen, machte ihn um so geneigter, das Interesse Montalto's zu befördern.

Tag und Nacht wurde gearbeitet, um diese Wahl durchzusetzen, und der Cardinal Alexandrino bewies hierbei viel Einsicht und Gewandtheit, unterstützt von Rusticucci. Medicis begünstigte sie ebenfalls unter dem Beistande des Jesualdo und Simoncello. Der Cardinal d'Este handelte im Vereine mit Gonzaga und Cassano, und Alexandrino mit Cesis und Caraffa vereinigten hiermit ihre Thätigkeit — alles Personen von Erfahrung und Fähigkeiten, dergleichen Angelegenheit

mit Geschick zu leiten. Rusticucci ging hin und her, bald um eine neue Stimme anzuwerben, bald um die schon Geworbenen zu befestigen. Vor allem besorgte er, daß die Gegenpartei den Cardinal d'Este wieder verführen möchte, und hatte Grund zu fürchten, daß Farnese, welcher ihren Plan zu vernichten drohte, sobald er davon Wind bekam, jenen in sein Interesse ziehen könnte. Wahr ist es auch, daß Farnese, weil er diese Partei nicht für so groß erachtete, nicht mit aller Kraft an ihrem Durchfallen arbeitete, und sich nur auf die Schwachheit des Cardinals d'Este verließ.

Während aller dieser Bewegungen hielt sich Montalto ganz zurückgezogen in seinem Zimmer, ohne nur im Entferntesten zu erkennen zu geben, daß er an die Tiara denke, obschon nicht Einer von den Cardinälen nach den ihm gemachten Mittheilungen so viel Hoffnung haben durfte, als eben er. Die Führer der Partei gingen nicht an seiner Thüre vorbei, ohne ihm von dem Stande seiner Wahlangelegenheit Nachricht zu geben und die Zahl derjenigen mitzutheilen, welche sich für ihn erklärt hatten. Allein er entgegnete ihnen immer mit seiner gewöhnlichen Demuth: „Fürchten Sie nicht die Schwierigkeiten, welche sich Ihnen im Conclave entgegenstellen werden; Sie werden weit schlimmere im Vatikan finden;" — und fügte dann hinzu: — „Ich beschwöre Sie, nicht an meine Erwählung zu denken, bevor Sie mir nicht die Versicherung geben, sich mit der ganzen Regierung der Kirch' zu belasten."

Diese Reden trugen nicht wenig dazu bei, seine Erhebung zu beschleunigen und zu vollenden; allein die größte Schwierigkeit war noch zu beseitigen. Es war nämlich unerläßlich nothwendig, sich des Cardinals di Santo Sixto zu versichern, welcher allein mit seinem zahlreichen Anhange im Stande war, die Wahl zu vereiteln. Er hatte sich sogar auch schon darüber ausgesprochen, weil Montalto Grund hatte, sich über Gregor XIII., der Oheim desselben, zu beklagen, welcher ihm eine den armen Cardinälen überwiesene Pension entzogen hatte, obschon er ihm, wie wir oben gesehen haben, einen Commentar des heiligen Ambrosius, der ihm viel Zeit und Arbeit gekostet, dedicirt hatte. Da indessen Santo Sixto nicht viel Festigkeit in seinen Entschlüssen bewies, so machte man sich das Vertrauen zu Nutzen, welches er zum Cardinal Riario hegte, der sich auch, eben damals von starkem Podagra heimgesucht, in das Zimmer des Santo Sixto tragen ließ und ihm sehr zusetzte.

„Die Partei, Monsignore," — sagte er — „welche den

Montalto will, ist so mächtig und seine Wahl schon so weit gediehen, daß er unfehlbar gewählt wird; und es heißt die Zeit verschwenden, wenn Sie sich noch einer Sache widersetzen wollen, welche gelingen wird zum Schaden derjenigen, welche entgegen waren. Darum rathe ich Ihnen und beschwöre Sie, fügen Sie sich gutwillig darein, was Sie doch nun einmal nicht mehr zu verhindern im Stande sind."

Santo Sixto war außer sich vor Staunen, als er dieses vernahm; aber dieses wuchs noch mehr, als auch Guastavillano in demselben Augenblicke, als Riario ihn verließ, eintrat (was aber unter ihnen so verabredet war) und eine ähnliche Sprache führte. Er drang ernstlich in ihn, sich ihrer Meinung anzuschließen, indem er zeigte, daß man weder Vernunft noch Widerlegung haben müsse, wenn man in diesem Falle ein feindliches Benehmen zeige.

Indessen ereignete sich ein Umstand, welcher diese ganze Arbeit wieder zerstört haben würde, wenn die Cardinäle, welche ihr entgegenarbeiteten, davon unterrichtet gewesen wären: Der Cardinal Alexandrino war nämlich des Nachts verkleidet zu Montalto gehend gesehen worden. Allein die göttliche Vorsehung, welche die Erwählung Montalto's in Schutz genommen, verhinderte, daß seine Feinde dieses unerlaubte Benehmen bemerkten und verminderte zugleich den Eifer der Gegenpartei, an deren Spitze Farnese stand, der nicht glaubte, daß diese Wahl jemals bis zur Adoration kommen werde, und der höchstens dachte, daß Montalto den Vortheil haben werde, im ersten Scrutinium die größte Anzahl von Stimmen gehabt zu haben, indem der Cardinal Santo Sixto ihm sein Wort gegeben hatte, an keiner Wahl Theil zu nehmen, bevor er mit ihm die Maßregeln berathen hätte.

Sechstes Kapitel.

Worin einige weitläufigere Bemerkungen über Montalto's Charakter und Benehmen in und außer dem Conclave vorkommen.

Da wir bisher eigentlich nur gelegentlich und fast nur in abgebrochenen Bemerkungen von den Manieren gesprochen haben, deren sich Montalto in und außer dem Conclave bediente, so scheint es nöthig, etwas weitläufiger darauf einzugehen, und gleichsam einen Totalbegriff von seinem Charakter zu geben.

Er lebte in dem Hause, welches er in der Nähe von Maria Maggiore angekauft hatte, mit einer Hofhaltung, die seiner äußeren Bescheidenheit und Demuth vollkommen entsprach. In die Consistorien und Congregationen, in welche er berufen wurde, trat er stets mit einer Miene voll Sanftmuth und Unterwürfigkeit. Niemals widersetzte er sich halsstarrig, um seine Ansicht gegen die der andern Cardinäle durchzusetzen, und auf seine eigenen Meinungen Verzicht leistend unterwarf er sich allzeit der irgend eines Anderen.

Er verstand im hohen Grade die Kunst, seine Gefühle zu verbergen, und ertrug die Beleidigungen und Beschimpfungen, welche man ihm anthat, mit einer solchen Geduld, daß er, als man ihn sogar einmal im Consistorium ganz laut den Asinus Marchiae nannte, es nicht einmal gehört zu haben schien, und sogar sich noch umwendete und gegen diejenigen, welche ihn so verächtlich behandelten, Komplimente machte; ähnlich einigen anderen Päpsten, welche, nachdem sie zum Pontificat gelangt waren, sich dadurch rächten, daß sie denen, von welchen sie Uebles empfangen hatten, Wohlthaten erwiesen. Obschon sein Neffe des Nachts ermordet worden war, so ging er doch denselben Morgen in das Consistorium, zwar mit viel kummervollerer Miene als gewöhnlich, allein doch ohne Bestreben, den Papst um Gerechtigkeit über diesen Meuchelmord anzuflehen; und man hätte ihn fast für gleichgültig über den Tod dieses Neffen halten sollen, wenn man nicht gewußt hätte, mit welcher Liebe er an ihm gehangen.

Wenn er mit Fürsten oder deren Ministern Unterhandlungen pflog, so war er klug, dieselben ihren Gründen und Ausführungen Geltung verschaffen zu lassen, ohne jedoch der Ehre und dem Interesse des heiligen Stuhles etwas zu vergeben, dessen Rechte er überhaupt schon damals mit einem Eifer und einer Festigkeit vertheidigte, die sich nachher, als er Papst geworden war, noch verdoppelten. Er war höflich und artig gegen Jedermann bis auf seine Bedienten, und besonders gegen die Brüder, welche ihn am meisten verfolgt und sich als seine offenbarsten Feinde erklärt hatten. Wenn sie ihn besuchten, behandelte er sie eben so artig, als wenn sie immer die besten Freunde gewesen wären, so daß sie allemal zu sagen pflegten, wenn sie sich von ihm beurlaubt hatten: „Der Cardinal Montalto ist in der That ein guter, edler Mann, daß er vergessen hat, welche Feinde wir früher gewesen sind.“

Er war nicht müde, öffentlich und privatim von den großen Verpflichtungen zu sprechen, welche er gegen den Cardinal Alexandrino habe, und meinte, wenn er Herr mehrerer Welten wäre, so würde er doch nicht im Stande sein, die Wohlthaten und Ehren zu vergelten, mit denen ihn Pius V., der Oheim desselben, überhäuft habe. Hiermit sagte er auch die Wahrheit, und Alexandrino, obwohl später getäuscht wie alle Andern, hatte Fug und Recht, sich auf besonderes Vertrauen und Gunst unter seiner Regierung Hoffnung zu machen. Er bediente sich seiner daher hauptsächlich in Rücksicht auf die Spanier, deren Politik sich viel leichter einem mittelmäßigen Papste, als einem von allzu hell sehenden und durchgebildeten Geiste accommodirte. Sie befürchteten, daß ein durchdringender Geist die Ruhe Italiens stören dürfte, welche ihnen doch wegen ihrer Besitzungen darin sehr am Herzen lag. Das zurückgezogene Leben des Montalto gefiel ihnen darum dermaßen, daß sie die ersten waren, welche seine Wahl begünstigten, indem sie öffentlich aussprachen, der König von Spanien schätze Jenen wegen seiner Neigung zu Ruhe und Frieden sehr hoch.

In dem Conclave ließ er nicht die geringste Spur von Ehrgeiz erblicken, vielmehr beeiferte er sich, Allen, welche seiner bedurften, bereitwilligst zu dienen, und ganz besonders war er dienstfertig gegen die Führer der Parteien, wie wir schon oben bemerkt haben. Noch an demselben Morgen, als er in das Conclave trat, stattete er gleich dem Cardinal Altempo einen Besuch ab, und äußerte sich gegen ihn, daß er zu viele Verpflichtungen gegen ihn und den Marquis Altempo habe, als daß er sich ihm nicht ganz widmen sollte, und er würde sich glücklich preisen, wenn er nur ihn allein zu seinem Wohlthäter haben könnte, nur ihm allein sein ganzes Glück zu verdanken hätte.

Man sagt, Altempo habe sich, dadurch auf einmal überredet, von da an beeifert, für jenen zu agitiren, und zu ihm gesagt:

„Wenn es nur an meiner Stimme liegt, so können Sie versichert sein, Papst zu werden."

„O, wüßten Sie doch nur, Monsignore" — entgegnete hierauf Montalto — „wie wenig Lust ich fühle zu einer Würde, deren ich mich allzu unfähig und zu unwürdig halte, und wenn mich noch einige Gründe bewegen sollten, sie zu wünschen, so würde es nur sein, um meinen Freunden und insbesondere Euer Erlaucht wesentliche Beweise meiner Achtung zu geben."

Dasselbe hatte er auch zu dem Cardinal Madrucci bei dem Eintritte in das Conclave gesagt. Dieser Cardinal war im Besitze des Geheimnisses der Wünsche des Königs von Spanien in Bezug auf die Wahl eines Papstes, was den Cardinal Medicis nicht wenig verdroß, weil er sich als Protector seines Vaterlandes versichert hielt, das ganze Vertrauen dieser Krone zu besitzen. Man glaubt allgemein, daß Madrucci zufolge seiner geheimen Instruction die Wahlbewegungen zu Gunsten Sirlet's, Montalto's, Castagna's und Mondovi's unterstützt habe, und daß er in Rücksicht auf Montalto außer seiner persönlichen Zustimmung auch sein ganzes Ansehen für diesen verwandt und sich mit Altempo, seinem ganz speziellen Freunde, vereinigt habe, um dessen Wahl durchzusetzen.

Siebentes Kapitel.

Eintritt des Cardinals von Verceil. Der Cardinal Santo Sixto wird gewonnen. Was den Farnese abgehalten hat, sich der Wahl des Montalto, dem er sehr abgeneigt war, zu widersetzen. Warum noch einige andere Cardinäle übergangen wurden.

Wir kehren nun nach dieser kleinen Abschweifung wieder zu dem Gange der Wahlgeschäfte in dem Conclave zurück. Als die Cardinäle, welche sich definitiv für Montalto erklärt hatten, mit Ungeduld den anderen Tag erwarteten, um das große Werk seiner Erhebung zu Ende zu bringen, langte glücklicher Weise noch der Cardinal von Verceil, Peter Franz Ferrerio, ein Piemonteser, im Conclave an. Fast alle Cardinäle versammelten sich in dem großen Saale, um ihn mit den herkömmlichen Ceremonien zu empfangen, und diese Gelegenheit war noch sehr vortheilhaft für Montalto. Denn sobald als er eingetreten war, drängten ihn auch sogleich die Cardinäle Medicis und Jesualdo, sich für ihn zu erklären. Kurz darauf las der Sacristan die heilige Messe in der Paulinischen Kapelle, welche gewöhnlich die Cardinäle hören, und nach welcher sie zum Scrutinium gehen. Nach Beendigung dieser heiligen Messe nun befahl der Cardinal-Dechant dem Ceremonienmeister, die bekannten drei Bullen dem Cardinal von Verceil vorzulesen. Diesen Zeitpunkt hielten die Häupter der dem Montalto zugethanen Parteien für günstig, um die letzte Hand an ihr Werk zu legen.

Sobald als man also angefangen hatte, die Bullen zu lesen, gab der Cardinal d'Este dem Cardinal Alexandrino, welcher jenem gerade gegenüber saß, durch Kopfnicken ein Zeichen, aus der Kapelle zu gehen. Alexandrino, ihn verstehend, erhob sich und beugte sich über seinen Sitz, als wenn er seinen Stimmzettel schriebe; allein dieses geschah nur, um Zeit zu gewinnen, den Cardinal Santo Sixto rufen zu können, mit welchem er hinausging und zu dem er unter vier Augen ganz leise sagte: „Monsignore, seien Sie versichert, daß Altempo und Medicis zusammentreten, um sogleich in diesem Augenblicke die Wahl Montalto's zu bewirken, und daß Guastavillano und eine große Zahl unserer Freunde in demselben Interesse stehen; das ist so zu sagen eine gemachte Sache: indessen haben wir aus Hochachtung vor Ihnen das Geschäft nicht vollenden wollen, ohne Sie daran Theil nehmen zu lassen, und somit den neuen Papst erkennen zu lassen, daß er auch Ihnen das Pontificat verdanke. Ueberlegen Sie nun, ob Sie lieber die Hand mit an's Werk legen, oder den Verdruß haben wollen, uns unangefochten fortfahren und den Papst wider Ihren Willen erwählen zu sehen."

Diese Rede, ebenso dringend als unerwartet, machte den Santo Sixto dermaßen betroffen, daß er alle Kraft verlor, einen Augenblick nachzudenken. Sie rief ihm das wieder in das Gedächtniß zurück, was ihm schon Riario und Guastavillano gesagt hatten, und ließ ihn seine enge Verbindung mit Farnese vergessen, welchem er versprochen hatte, Niemanden seine Stimme ohne seine Theilnahme zu geben. Er vergaß die Gründe, welche ihn nöthigen mußten, nur in die Wahl eines von seinen Anhängern zu willigen und verleugnete die Entschlossenheit und Klugheit, welche das Handeln eines so mächtigen Parteiführers, wie er war, leiten sollten, und wovon er ziemliche Beweise abgelegt hatte, wenn schon er auch, während er unter seinem Oheim Gregor XIII. die Kirche regierte, eine wandelbare Gesinnung bewiesen hatte.

Es ist nicht zu läugnen, daß, wenn Sixto den Muth gehabt hätte, in der Verbindung mit Farnese festzuhalten, und wenn sie mit ihren Anhängern die Mittel berathen hätten, den ersten Sturm dieser Bewerbung aufzuhalten, sie die Angelegenheiten höchst verwirrt haben würden: allein Gott, in dessen unerforschlichem Rathe die Erhebung Montalto's beschlossen war, ließ es zu, daß Jenen eben in diesem Augenblicke Muth und Ueberlegung verließen; er ließ seine Anhänger, deren in Summa

zwölf waren, im Saale versammeln und redete sie mit folgenden Worten an:

„Ich habe geglaubt, meine Herren, Sie vor Allem fragen zu müssen, was wir bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge, wo man die Wahl des Cardinals Montalto betreibt, zu thun haben werden, und uns dann insgesammt davon zu unterrichten, was für das Wohl der Kirche und für den Dienst Gottes am heilsamsten sein wird."

Die Cardinäle, welche sich mit den Freunden des Montalto schon geeinigt hatten und recht wohl den Urheber dieser ganzen Intrigue kannten, nämlich die Cardinäle von Florenz, Cananio, Jesualdo, Salviati, Spinola, Riario, Sforza und Castagna, ergriffen das Wort und meinten, „man könne keine bessere Person wählen, noch würdiger den heiligen Stuhl besetzen."

Keiner von den übrigen Cardinälen wagte diesen zu widersprechen; und Johann Anton Fachinetti, Cardinal mit dem Titel de quatuor sanctis coronatis, ein Mann von großem Verstande und besonderer Gutherzigkeit, begnügte sich zu Santo Sixto zu sagen: „Wir werden alles billigen, was Ew. Herrlichkeit thun wird, und wollen uns ganz Ihrer Erfahrung und Weisheit überlassen."

Von allen diesen Cardinälen ging keiner wieder in die Kapelle zurück, bis auf den Cardinal von Oestreich, der gern von Madrucci, welcher die geheime Instruction des Königs von Spanien hatte, erfahren wollte, ob er dieser Wahl beistimmen dürfe. Jener bemerkte ihm, er möge sich dieser Partei nur anschließen, der Cardinal di Santo Sixto würde ihm deshalb verbindlich sein.

Das Hinausgehen der Cardinäle Alexandrino und Santo Sixto war etwas Beispielloses und unterbrach das Scrutinium auf einige Zeit. Man staunte, wie Farnese, welcher vordem Herr der Wahlen gewesen war, und welchem Pius IV., Pius V. und Gregor XIII. die päpstliche Gewalt verdankten, das Geheimniß nicht gefunden hatte, Montalto durchfallen zu lassen. Er war Dekan des heiligen Collegiums und an der Spitze einer Partei, welche ihm im Conclave eine große Autorität verschaffte. Bei einer vollkommenen Bekanntschaft mit dieser Art von Intriguen besaß er gesunden Verstand und einen durchdringenden Geist. Endlich ist es unbegreiflich, warum er nicht auch aus der Kapelle ging, um den Santo Sixto, dessen Wankelmuth ihm doch bekannt war, zu verhindern, neue Verbindungen einzugehen, wo-

durch er wenigstens die Wahl Montalto's durchkreuzt hätte, wenn er Einen von seinen Anhängern in Vorschlag gebracht, oder sich mit Altempo zur Erwählung Sirlets oder Verceil's oder Paleotte's vereinigt hätte, anstatt die eines Mannes vor sich gehen zu lassen, gegen den er stets so viel Opposition gezeigt hatte.

Allein dieser Mangel einer klugen Haltung war das Werk der göttlichen Vorsehung. Denn es schien, als ob der Cardinal Farnese alle Bekanntschaft aufgäbe, sobald als er die Führer der seinen Interessen widerstrebenden Parteien sah, und namentlich da der Cardinal d'Este, welcher Alexandrino das Zeichen gegeben hatte, ganz laut sagte: es sei fortan ganz unnütz, die Bullen noch zu lesen, da die Wahl schon fertig sei. Bald darauf trat Alexandrino mit einer gewissen Heftigkeit wieder ein und näherte sich dem Farnese, um ihm anzukündigen, daß Montalto gewählt sei, und um ihn einzuladen, ihm nicht zu widerstreben, indem er ihn versicherte, daß er unter diesem Pontificate dieselbe Gunst und dasselbe Glück finden werde, welches er und sein Haus unter Paul III. gehabt hätten.

Man glanbt, daß zwei Gründe Farnese abhielten, sich dieser Wahl zu widersetzen: Erstens die Kränklichkeit Montalto's, der schon seit so vielen Jahren schwindsüchtig scheine, und zweitens seine Einfalt, von der er nach Wahrscheinlichkeit nichts zu befürchten hatte; da es ihm gewissermaßen gleichgültig sein mochte, ob ein sterbender oder ein stupider Mensch (so, wie ihm Montalto vorgekommen war) Papst würde oder Cardinal bliebe. In der That fragte er auch den Cardinal Santo Sixto ganz einfach nach der Ursache, warum er sich verbunden hätte, mit dieser Wahl einzustimmen. Jener antwortete ihm darauf, weil er ihn kenne als einen Mann von leichtem und gefälligem Charakter, unter dessen Pontifikate man einer großen Freiheit sich erfreuen werde.

„Ich bin Ihrer Meinung" — erwiederte Farnese — „denn es ist ein Mann, der nicht Geist genug hat, um Böses, und nicht Verstand genug, um Gutes zu thun."

Uebrigens dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Stimmen der Cardinäle nicht der öffentlichen Stimme entsprachen, welche den Farnese auf den heiligen Stuhl erhob. Jenen flößte nämlich die Größe seines Hauses, die Macht und das Glück des Alexander Farnese, seines Neffen, des größten und glücklichsten Feldherrn des Jahrhunderts, welcher die Armeen des Kö-

nigs von Spanien in Flandern commandirte, nicht wenig Besorgniß ein. Das, was unter Paul III., seinem Oheime, sich ereignet hatte, erfüllte das heilige Collegium noch mit Eifersucht und Besorgniß. Farnese war fähig große Dinge zu unternehmen mit Hülfe eines Neffen, der die Ausführung derselben zum Nachtheile der Ruhe der Christenheit und des Friedens im Kirchenstaate mit seiner gewaltigen Macht unterstützt haben würde, und die Erfahrung hatte es nur schon zu häufig gelehrt, daß dergleichen Pläne immer verderblich gewesen sind nicht allein für die Kirche, sondern für die ganze Welt, zumal wenn der Ehrgeiz der Neffen, die Freundschaft und Vorliebe, welche die Päpste zu deren Familien trugen, mißbrauchte.

Manche waren der Meinung, daß gerade die Geringschätzung, welche Farnese gegen die armen Cardinäle bewies, viel zur Erhebung Montalto's beigetragen habe. Farnese befolgte eine ganz eigene Maxime. Er hatte sich nämlich überredet, der sicherste Weg, auf den päpstlichen Stuhl zu gelangen, sei, ernst und streng zu erscheinen und wenig Umgang mit den andern Cardinälen zu haben; allein dieses Benehmen war eben so irrig, als das Vertrauen auf sein eigenes Ansehen, indem er sich schmeichelte, daß man ohne ihn keinen Papst machen könne, und daß diejenigen, welche nach der Wahl strebten, ihm erst den Hof machen und in der Abhängigkeit von ihm leben müßten.

Wir dürfen übrigens eine etwas sonderbare Sache, welche alle, die mit den Bewegungen des Conclave bekannt waren, in Verwunderung setzte, nicht mit Stillschweigen übergehen, daß nämlich Keiner der Parteiführer die Cardinäle St. Georg und St. Croix, beide Italiener und Männer von großen Verdiensten und zu großen Hoffnungen berechtigend, nicht einmal nannte, geschweige in Vorschlag brachte. Diese Verwunderung war noch größer in Bezug auf den St. Croix als auf den St. Georg. Denn außerdem, daß er von Pius IV. creirt war, hoffte er, zuerst auf die Rangliste von dem Cardinal d'Este gesetzt zu werden, weil dieser, als jener Nuntius in Frankreich war, auf Anregung dieser Krone Cardinal geworden war. Er hatte sich indessen mehr dem Interesse Spaniens zugewandt und dasselbe in allen Angelegenheiten unterstützt, wo Frankreich Nachtheil hatte. Dieses verkehrte Benehmen ließ auch ziemlich deutlich die Lust durchblicken, gewählt zu werden; allein es blieb unglücklicher Weise bei der einfachen Ehre des gloriösen Strebens.

Da die Meinungen über das wenige Wesen, was man im

Conclave von diesen beiden Cardinälen gemacht hatte, getheilt waren, so schrieben die Einen diese Mißachtung dem Gange zu, welchen die Angelegenheiten genommen hatten, und gewissen bösen Unfällen, welche die menschliche Klugheit nicht habe voraussehen können; Andere sagten, die Chefs der Parteien hätten es nicht gewagt, dieselben vorzuschlagen, um sich die Scham und die Verwirrung zu ersparen, wenn sie sie hätten unangenehmer Weise excludirt sehen müssen. Denn dazu waren Gründe genug vorhanden gegen alle Beide. St. Georg war bekannt als ein wenig gelehrter, aber interessirter Mann von kriegerischem Gemüthe (eine Eigenschaft, welche allein hinreichte, ihm die spanische Partei auf den Hals zu schicken) und war nicht im Stande, sich ein großes Zutrauen zu gewinnen. Anderer Seits galt der St. Croix, obschon kenntnißreich und im Rufe eines tugendhaften Mannes, doch für etwas rachsüchtig und ruhmbegierig; Frankreich und Spanien konnten kein Vertrauen auf ihn setzen, und die aus Rom gebürtigten Cardinäle würden sich ihm unfehlbar widersetzt haben vielleicht allein aus dem einfachen Grundsatze: Nullus Propheta in patria sua.

Obgleich der Cardinal Paleotte die öffentliche Stimme für sich hatte, und Stadt und Hof in der Ueberzeugung lebten, er werde bei der Wahl den besten Theil für sich haben, so wurde während des Conclave noch nicht einmal an ihn gedacht, nicht deswegen, weil es Gründe gegeben hätte, welche ihn von der Wahl hätten ausschließen können, sondern weil das Collegium, müde von der Regierung Gregors XIII., welcher lange geherrscht hatte, sich nicht entschließen konnte, ihm wieder einen aus Bologna zum Nachfolger zu geben. Die Nepoten selbst konnten sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, einen Papst aus ihrer Heimath zu haben, dessen Pontificat den Glanz ihres Hauses verdunkelt haben würde, abgesehen davon, daß Paleotte mehreren Cardinälen wegen seines geheimen Einverständnisses mit Farnese mißliebig war.

Eben so wenig kam auch Fachinetti in Vorschlag, weil er ebenfalls aus Bologna war und im Gegensatze zu Paleotte in zu großer Verbindung mit Farnese stand. Derselbe war indessen ein Mann von hoher Tugend, erfahren in den kirchlichen Geschäften, beseelt von einem großen Eifer für die Ehre des heiligen Stuhles, ein Mann, dessen Erhebung zweifelsohne sehr vortheilhaft für die ganze Christenheit geworden sein würde.

Augustin Valerio, welchen man den Cardinal von Verona nannte, weil er daselbst Bischof war, war ebenfalls einer

von denjenigen, von deren Wahl man während der Erledigung des heiligen Stuhles viel sprach, und wenngleich er erst fünfzig Jahre zählte, so ist es gewiß, daß, wenn er auch nicht wäre gewählt worden, er wenigstens würde vorgeschlagen worden sein; allein seine Eigenschaft als venetianischer Adliger war ein großes Hinderniß zumal in den Augen der Spanier, welche am meisten einen Papst fürchteten, dessen strenges und gottesfürchtiges Leben große Aehnlichkeit mit dem des heiligen Karl Borromäus hatte. Denn dieser fromme Kirchenfürst stand in dem Rufe, sanft und nachsichtig zu sein; allein da er nicht im Conclave war, so wurde auch seiner nicht Erwähnung gethan.

Endlich stand auch Mondovi, der gleichfalls abwesend war, nicht auf der Rangliste der Candidaten, obschon er nach Hohem strebte und leicht über seine Mitbewerber den Sieg hätte davon tragen können, da Frankreich und Spanien seine Wahl zu begünstigen schienen. Julio Antonio Santorio, genannt der Cardinal von St. Severino, wurde nur im Vorbeigehen vorgeschlagen: Rusticucci, sein besonderer Freund, wartete für ihn eine günstigere Zeit ab; allein die Bewerbungen zu Gunsten Montalto's verdarben ihm die Aussicht. Dieser Cardinal war sehr geachtet wegen seiner Wärme, seines Eifers, seiner Demuth und seiner Liebe für das öffentliche Wohl. Spanien unterstützte seine Interessen; er stand in dem Vertrauen Farnese's und Alexandrino liebte ihn zärtlich.

Achtes Kapitel.

Montalto wird zum Papste gewählt.

Sobald nun der Cardinal Santo Sixto erkannt hatte, daß seine Anhänger für die Wahl Montalto's disponirt waren, so stellte er sich an ihre Spitze und führte sie in die Kapelle zurück, entschlossen, die Wahl zu Ende zu bringen, und diese Bewegung gab mehreren Cardinälen ein verändertes Aussehen. Kaum hatten jene ihre Plätze wieder eingenommen, als man auch schon den Vorschlag machte, zur Abstimmung zu schreiten; allein sei es aus Ungeduld, sei es aus Furcht, daß die Angelegenheiten eine andere Wendung nehmen könnten, oder sei es aus Begierde gewesen, den größten Antheil an diesem Werke zu haben, — kurz Santo Sixto ergriff den Alexandrino am Arme, trat mit ihm zu Montalto; und

beide umarmten und grüßten ihn unter dem lauten Ausrufe: „Hier seht den Papst!“ Der größte Theil der Cardinäle folgte ihrem Beispiele und billigte, was sie eben gethan hatten.

Es dürfte wohl nicht überflüssig sein, hier einige Eigenthümlichkeiten der Papstwahl zuvor mitzutheilen, ohne denen zu mißfallen, welche sich die Mühe nehmen, diese Lebensgeschichte zu lesen.

Die Wahl eines Papstes wird auf drei verschiedene Weisen bewerkstelligt, — durch das Scrutinium, durch den accessus und durch die adoratio. Es gab noch eine vierte Art, welche man das compromissum nannte, die aber seit sehr langer Zeit außer Gebrauch gekommen ist. Man bediente sich nämlich dieses Wahlmodus nur dann, wenn das Conclave unter sich so in Parteien zerrissen war, daß die Wahl eines Papstes ganz unmöglich wurde. In diesem Falle mußten sich die Cardinäle verbindlich machen, auf zwei oder drei aus ihrer Mitte sich zu verständigen, und denjenigen als legitimen Papst anzuerkennen, welchen diese wählen würden.

Die Procedur beim Scrutinium ist ungefähr folgende: Jeder Cardinal läßt durch seinen Conclavisten ein Billet aus einem Blatt Papier fünf Mal zusammenfalten, auf die letzte Seite schreibt er seinen Namen, der Conclavist schlägt die vier andern Falten nieder, und versiegelt darauf die drei letzten Falten mit Siegellack oder mit einer Oblate unter zwei verschiedenen Siegeln, welche man ganz besonders für diese Wahlzettel hat machen lassen; dann schreibt der Conclavist (eigenhändig) den Namen desjenigen, welchem sein Herr seine Stimme gibt, hinein mit diesen Worten: „Ich wähle zum souverainen Papste den Hochwürdigsten Herrn Herrn Cardinal N. N.“ — Um zu vermeiden, daß ihre Hand nachgeahmt würde, so schrieben die Cardinäle niemals selbst ihre Stimmzettel; auch wohl aus Furcht, daß, wenn ihre Handschrift erkannt würde, dieses zu Mißtrauen und Haß, welche unter den verschiedenen Parteien entstehen, Anlaß geben werde. Ist nun der Wahlzettel auf diese Art zusammengefaltet, so schreibt man obenauf einige Worte als Motto, nach der Wahl des Cardinals, der dieses indessen auch oft seinem Conclavisten überläßt, ein Gebrauch, den man deshalb eingeführt hat, um von dem Wahlmodus des Scrutinii sogleich zu dem des „Hinzutretens“ (accessus) übergehen zu können, da es nicht gestattet ist, bei dieser letztern Wahlart demselben Cardinale seine Stimme wieder zu geben, welchem man sie in dem Wahlbillet gegeben hat, und dieses wird eben durch das Motto dargethan,

zu dessen Erklärung sich der Eigenthümer des gedachten Billets herbeilassen muß.

Alle diese Wahlzettel werden dann am Tage der Wahl von den Cardinälen in einen auf dem Altare der Wahlkapelle stehenden goldenen Kelch gelegt, und die in der Würde drei ersten Cardinäle, welche der Regel nach bei dem Scrutinium präsidiren, und die Richtigkeit und Ordnung der Wahl zu beaufsichtigen haben, gehen in die Zimmer der kranken Cardinäle, um ihre Wahlzettel, welche mit derselben Vorsicht und Heimlichkeit angefertigt sind, wie die andern, in Empfang zu nehmen.

Wenn nun alle Zettel in dem Kelche sind, so schüttet sie Einer von den drei Cardinälen auf eine vor dem Altare stehende Tafel aus, und sobald sich zwei Drittel der stimmenden Cardinäle auf Einen Candidaten vereinigen, was einige Mal schon gleich bei der ersten Abstimmung eingetroffen ist, so ist nach den Regeln des Scrutinii der Gewählte von Stunde an souverainer Papst; man öffnet dann die Zettel ganz, um die Namen derjenigen zu erfahren, welche für den Erwählten gestimmt haben. Allein bei dieser Art der Abstimmung ist ein schnelles Resultat der Wahl so selten, daß die Adrians VI., des Lehrers Karls V., welche in einem einzigen Scrutinium bewirkt wurde, für ganz außerordentlich, ja für ein Wunder gilt.

Die zweite Art, einen Papst zu wählen, deren man sich eine längere Zeit hindurch bediente, und welche der accessus, das Herantreten, genannt wird, hat viele Aehnlichkeit mit der Gewohnheit der alten römischen Senatoren, welche sich von ihren Plätzen erhoben und sich demjenigen näherten, dessen Partei sie ergreifen wollten, oder auch sich einfach begnügten, aufzustehen und laut zu sagen: „Ich trete dem oder dem bei.“ Diese Sitte hat bekanntlich auch zu der lateinischen Redensart in sententiam ire (Jemandem seine Stimme geben) die Veranlassung gegeben. Mit dieser hat nun aber auch die dritte Weise, einen Papst zu wählen, die adoratio, große Aehnlichkeit. Nämlich ein jeder Cardinal tritt zu demjenigen, welcher gewählt werden soll, hinzu, und macht ihm eine tiefe Verbeugung; und wenn derselbe auf diese Weise von zwei Dritteln des Conclave ist gegrüßt worden, so kann er seiner Erhebung versichert sein; allein die Wahl muß dennoch, wenn auch nur der Form nach, durch das Scrutinium bestätigt werden, und die Cardinäle, welche die Urheber der getroffenen Wahl sind, tragen Sorge, daß dasselbe ohne Nachtheil der adoratio vor sich gehe.

Obschon nun diese Art, ein souveraines Kirchenoberhaupt zu wählen, schon seit langer Zeit bekannt und von Einigen der wahre Weg der Inspiration genannt worden ist, so betrachten sie Andere doch als ein etwas gewaltsames und gefährliches Mittel; indem sich drei oder vier junge Cardinäle an die Spitze der Parteien stellen, und sich auf diese Weise zu Herren des ganzen Conclave machen können. Dieses hat auch seitdem die Päpste verpflichtet, Wahlgesetze zu erlassen, um allein den Modus des Scrutinii zu beobachten und aufrecht zu erhalten, bei welchem die Cardinäle weder von dem Einen noch von dem Andern abhängen und über ihre Stimmen nach Gewissen und Freiheit disponiren.

Diese letztere Art zu wählen, die adoratio, fand nun diesmal statt.

Während die Cardinäle sich im Haufen um Montalto drängten, befahl ihnen der Cardinal-Decan, ihre Plätze wieder einzunehmen, um nun zum Scrutinium zu schreiten. Bevor dieses angefangen wurde, näherte sich Montalto dem Santo Sixto und flüsterte ihm ins Ohr: „Machen Sie, daß das Scrutinium sine praejudicio adorationis vor sich gehe.“ Santo Sixto und Alexandrino leisteten ihm zusammen diesen Dienst und riefen zwei bis drei Mal: „Ohne Nachtheil für die Adoration.“

Als Montalto bei dem Scrutinium sah, daß er schon mehr als die Hälfte der Stimmen hatte, so zweifelte er nicht mehr an seiner Erwählung, und ohne das Ende der Stimmenzählung abzuwarten, stand er von seinem Platze auf, ging fort, und indem er mitten im Saale seinen Stock, auf welchen er sich bisher gestützt hatte, wegwarf, richtete er sich gerade und erschien viel größer, als er je vorher erschienen war. Aber was noch mehr erstaunen machte, war, daß er mit einer solchen Kraft auftrat, als es nur ein junger Mann von dreißig Jahren hätte thun können. Alle Cardinäle waren über eine solche Veränderung wie verdutzt und sahen einander mit Verwunderung an. Der Decan, welcher an einigen Zeichen merkte, daß die Cardinäle Santo Sixto und Alexandrino sich über diese Wahl schon zu reuen schienen, sagte ganz laut: „Gehen wir nicht so schnell, es gibt ein Irrthum im Scrutinium.“ Allein Montalto entgegnete mit Entschlossenheit und Festigkeit: „Das Scrutinium ist richtig und in allen Formen.“ Und hierauf stimmte derselbe Mann, welcher zwei Stunden zuvor kaum ein paar Wörtchen ohne zu husten sprechen konnte, das Te

Deum mit einer so kräftigen und helltönenden Stimme an, daß das Gewölbe der Kapelle davon wiederhallte.

Neuntes Kapitel.

Wunderbare Veränderung in Montalto. Er nimmt den Namen Sixtus V. an. Bemerkungen einiger Cardinäle. Ausgang aus dem Conclave. Sixtus des Fünften berühmte Antwort auf eine Bemerkung des Cardinals Medicis. Er will noch an demselben Tage gekrönt werden, ändert aber seinen Entschluß wieder. Einzug in den päpstlichen Palast.

Der neugewählte Papst warf sich darauf dem Gebrauche gemäß vor dem Altare auf die Kniee, um einen Augenblick zu beten; man bemerkte dabei, daß er den Mund gar nicht bewegte, sondern ganz einfach auf das Crucifix hinstarrte. Die Sitte gebietet nun den Ceremonienmeistern, den neuen Papst, wenn er vor dem Altare kniet, zu fragen, ob er geneigt sei, die oberste Priestergewalt zu übernehmen. Als daher einer von diesen sich jetzt mit dieser Frage an Montalto wandte, antwortete er, indem er ihn mit ernster und majestätischer Miene anblickte: „Ich wüßte nicht, wie ich das noch annehmen sollte, was ich schon empfangen habe; allein ich würde diese Würde noch eben so gern annehmen, wenn ich sie noch nicht hätte, da ich mich mit der Gnade Gottes stark und kräftig genug fühle, die Kirche zu regieren."

Da diese Worte von allen Cardinälen gehört wurden, wandte sich Farnese nach dem Santo Severino und sagte zu ihm: „Diese Herren da bildeten sich ein, sich zu Leitern der Angelegenheiten zu machen, indem sie einen Sklaven auf den heiligen Stuhl setzten; aber ich sehe schon recht wohl, daß wir einen Papst gemacht haben, welcher sie und uns behandeln wird wie Thiere und Sklaven."

Dieses Wort verursachte dem Santo Severino viel Unruhe, weil er sehr scrupulös war, und er antwortete hierauf weiter nichts, als indem er die Achseln zuckte: „Gott wird in seiner Barmherzigkeit für alles Sorge tragen."

Als die Ceremonienmeister ihm die päpstlichen Gewande anlegten, bemerkte man, daß er sich mit einer bewunderswürdigen Schnelligkeit drehte und mit auffallender Kraft die Arme ausstreckte. Der Cardinal Rusticucci, welcher eine so große Umwandlung nicht begreifen konnte, sagte zu ihm sehr vertraut: „Das Ponti=

ficat, sehr heiliger Vater, ist doch ein Universalmittel, da es alten kranken Cardinälen Jugend und Gesundheit wieder gibt."

„Davon bin ich durch die Erfahrung selbst überzeugt, welche ich so eben gemacht habe," — antwortete er mit einem Tone, welcher schon die Majestät eines höchsten Kirchenfürsten merken ließ.

Hohe Würde und Gravität trat nun an die Stelle der Unterwürfigkeit und Demuth, welche er so lange Zeit geübt hatte, von dem Augenblicke an, als das Wahlgeschäft beendigt war; und vergessend die Freundlichkeit, mit welcher er als Cardinal Jedermann behandelte, machte er sich mit Niemanden vertraut, und zeigte sich noch viel kaltsinniger gegen Die, welchen er seine Erhebung verdankte, als gegen Andere.

Er nahm den Namen Sixtus an, um das Andenken an Sixtus IV. zu erneuern, welcher auch ein Religiose aus dem Orden des heiligen Franziskus gewesen war. Einige haben gemeint, daß er sich nur aus Gefälligkeit gegen den Cardinal di Santo Sixto habe so nennen lassen; allein diese Meinung hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich, wenn man bedenkt, wie wenig Hinneigung er für diejenigen zeigte, die ihn auf den heiligen Stuhl gesetzt hatten; und selbst auch wenn er wirklich diese Ehre dem gedachten Cardinale hätte erweisen wollen, so würde dieses die einzige Gunst gewesen sein, welche er empfangen hätte. Man sagt, daß, wenn er ihn nicht gebeten hätte, diesen Namen anzunehmen, er sich würde Nikolaus IV. habe nennen lassen, da Nikolaus III. ebenfalls aus demselben Orden war und die Kirche mit vielem Eifer regiert hat. Diesem hatte er auch, als er noch Cardinal war, ein prachtvolles Grabmal in der Kirche della Maria maggiore bauen lassen, welchem er später als Papst noch neue Ornamente hinzufügen ließ.

Manche behaupten, daß diese so Staunen erregende Veränderung des neuen Papstes die Cardinäle d'Este, Medicis und Alexandrino so sehr überrascht habe, daß man an denselben in einer von ihnen unmittelbar nach der Wahl gehabten Conferenz den Aerger bemerkt habe, die Urheber derselben gewesen zu sein; und der Cardinal Farnese, welcher auf das Thun und Lassen aller seiner Mitbrüder genau Acht hatte, äußerte beim Ausgange aus dem Conclave gegen den Cardinal Sforza: „Karl der Fünfte bereuete noch an dem Abende desselben Tages, an dessen Morgen er auf seine Krone verzichtet hatte, diesen Schritt; und ich glaube, daß diese Herren" — indem er dabei auf jene Drei zeigte — „so lange noch nicht gewartet haben, um sich über die Wahl Montalto's zu reuen."

„Ich halte sie noch für sehr glücklich," — antwortete ihm Sforza, — „wenn ihre Reue nicht länger dauert, als die dieses Kaisers."

Es wurde nun auch bald darauf unter den üblichen Ceremonien im Volke bekannt gemacht, daß die Kirche zu ihrem Oberhaupte den Cardinal Montalto unter dem Namen Sixtus des Fünften erhalten habe; und noch an demselben Tage, am 24. April, welcher ein Mittwoch und für ihn immer ein glücklicher Tag gewesen war, wurde er gegen drei Uhr in die Sanct Peterskirche getragen und dort von den Kanonicis, welche ihn an dem Porticus (Eingange) erwarteten, unter dem alten Gesange: Ecce sacerdos magnus etc. empfangen. Beim Heraustreten aus dem Conclave gab er mit der rechten Hand den Segen mit so viel Grazie und Leichtigkeit, daß das Volk, welches von allen Enden herbeigelaufen kam, um ihn zu sehen, staunend fragte: „Wo ist denn der Papst?" — indem es den Cardinal Montalto gar nicht wieder erkannte. Jedermann sagte: „Das da ist nicht der Cardinal Montalto, den wir auf der Straße vor Schwäche haben hinfallen sehen; das ist nicht jener Mann, der sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, und welcher immer den Kopf auf einer Schulter hängen hatte; denn wie kann der heute so gerade und so majestätisch erscheinen?"

Man erzählt sich, daß der Cardinal Medicis, als er dem Gebrauche gemäß mit den andern Cardinälen zur Adoration desselben hinzugetreten sei, und ihn ganz gerade in seinem Lehnsessel sitzend gesehen habe, zu demselben die Worte gesagt hatte: „Eure Heiligkeit haben dermalen eine ganz andere Miene und ein ganz anderes Aussehen, als da Sie noch Cardinal waren."

„Damals" — entgegnete ihm hierauf Sixtus — „suchte ich noch die Schlüssel des Himmels, und um sie desto besser zu finden, ging ich gebückt und geneigten Hauptes; da ich sie aber nun in meinen Händen habe, richte ich meine Augen nur nach dem Himmel, weil ich von Allem, was irdisch ist, nichts mehr bedarf."

Bei seinem feierlichen Zuge aus dem Conclave nach Sanct Peter rief das Volk unaufhörlich: Evivo Sisto — und es fügte seiner Gewohnheit nach diesen Acclamationen noch hinzu: „Heiliger Vater, Ueberfluß und Gerechtigkeit," — worauf Sixtus zwei Mal erwiederte: „Begehrt nur das erste als eine Gnade, denn was die Gerechtigkeit betrifft, so liegt es schon in meiner Natur, sie zu handhaben."

Er hatte eine so große Ungeduld, seine höchste Macht in Rom auszuüben, um die Mißbräuche abzuschaffen, daß er kaum die Ceremonie seiner Krönung verschieben konnte, wie doch alle seine Vorgänger gethan hatten. Vor dieser gehen die neuen Päpste fast niemals aus ihrem Palaste, zu welchem wichtigen Geschäfte es auch sei.

Er sagte daher zu den Cardinälen, welche ihn begleiteten: „Ich wünsche diesen Abend noch Kenntniß zu haben von den Bedürfnissen und dem Nothstande des Volkes. Deshalb ist sogleich nach der Krone zu schicken, um sie zu holen, und keine Zeit mehr zu verlieren, um etwa die Ceremonie meiner Krönung für ein anders Mal zu verschieben."

Diese Worte waren ein Donnerschlag in die Ohren derjenigen, welche meinten, unter seinem Pontificat dessen Einfalt, die sie an ihm für so natürlich hielten, zu mißbrauchen. Es kostete aber viel Mühe, ihn zu bewegen, seinen Befehl zur sofortigen Krönung zurückzunehmen; und nur, als man ihm erst vorstellte, daß die Krönung nicht durchaus wesentlich sei, und daß seine Befehle dieselbe Autorität hätten, als wenn er gekrönt wäre, gab er dem alten Gebrauche nach. Ein geistreicher Cardinal, welcher in seiner Nähe war, als er diese Rede führte, äußerte, „daß er niemals einen Papst gesehen habe, der so darauf versessen gewesen sei, seine Gewalt zu üben, als er." — Aber niemals war es auch so nothwendig als eben damals.

Man führte den neuen Papst aus Sanct Peter in seine neue Wohnung, und nachdem sich die Cardinäle zurückgezogen hatten, wurden ihm einige Erfrischungen servirt, von welchen er etwas genoß, um sich von den Anstrengungen dieses Tages zu erholen. Die Cardinäle Alexandrino und Rusticucci folgten ihm bis in sein Kabinet und drangen fast mit Ungestüm in ihn, sich der Ruhe zu überlassen.

„Arbeit ist meine größte Erholung" — war seine kurze Antwort auf ihre Vorstellungen.

Als Alexandrino mit etwas zu großer Freimüthigkeit darauf bemerkte: „Eure Heiligkeit sprachen weder gestern noch vorgestern mit einer solchen Kräftigkeit," — so entgegnete ihm Sixtus sehr kurz und treffend:

„Weil ich weder gestern noch vorgestern Papst war, und es heute bin."

Auch Rusticucci zog sich bei dieser Gelegenheit, als er das Humerale des Papstes, welches auf den Schultern einige Falten

machte, in Ordnung bringen wollte, eine Antwort zu, die ihn sehr demüthigte. Denn als Sixtus fühlte, daß er ihn mit etwas zu vieler Freimüthigkeit berührte, sprach er ganz stolz zu ihm: „Es ist nicht schicklich, mit dem Papste so vertraulich umzugehen.“

Allein was die Beschämung dieser beiden Cardinäle vollendete und ihnen alle Hoffnung benahm, unter diesem Pontificat nur etwas Einfluß zu haben, war dieses: Sobald sie nämlich in das Kabinet des Papstes eingetreten waren, nahmen sich beide heraus, einige Anordnungen zu geben, damit nichts in seiner Wohnung mangele. Sixtus, der sich nicht um ihren Eifer kümmerte, sagte ganz ernsthaft zu ihnen: „Sparen Sie sich gefälligst die Mühe, welche Sie sich geben; ich werde schon selbst wissen, zu dem, was ich bedarf, die nöthigen Befehle zu geben.“

Rusticucci näherte sich hierbei dem Alexandrino und flüsterte ihm in das Ohr: „Dieß ist was für Sie,“ — worauf dieser ebenso antwortete: „Und Sie, Monsignore, haben ihr Theil schon ebenso gut, wie ich.“

Sein Kammerdiener kam bald darauf, um ihn zu fragen, was er zum Abendessen befehle, weil er als Cardinal die Gewohnheit gehabt hatte, sich von diesem täglich fragen zu lassen, was er zu seinen Mahlzeiten begehrte. Sixtus sah ihn durchdringend an und brach in die Worte aus: „Frägt man so regierende Fürsten, was man ihnen serviren soll? Man decke meine Tafel, wie man die der Könige deckt, und ich werde dann sehen, was am meisten nach meinem Willen ist.“ Der arme Kammerdiener, der sich einer solchen Antwort nicht versehen hatte, schlich sich betroffen und beschämt wieder fort.

Zu dieser Abendtafel ließ er auch die Cardinäle Alexandrino, Medicis, Rusticucci, d'Este, Santo Sixto und Altempo einladen. D'Este entschuldigte sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit; die übrigen aber waren erfreut über die Ehre, welche ihnen Seine Heiligkeit gab, und nahmen die Einladung an. Allein dieses Gastmahl hatte für sie mehr Bitteres als Süßes; denn Sixtus hatte sie nur kommen lassen, um ihnen unter der Form der Conversation zu erklären, welchen Weg er in seinem Pontificate einschlagen werde.

In der That waren sie auch kaum an der Tafel postirt, so machte er sich auch schon über diese Materie her und verbreitete sich nun sehr weitläufig über die Macht, welche Jesus Christus dadurch gegeben, daß er ihn zu Seinem Stellvertreter auf Erden

gemacht habe. Er wiederholte ihnen hierbei oft die Worte: Tu es Petrus, et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam! (Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen) und erklärte Ihnen den Sinn dieser Worte folgendermaßen:

„Wie sind doch die Urtheile Gottes so unergründlich! Jesus Christus hat auf der Erde nur Einen Petrus, nur Einen Oberpriester, nur Einen Stellvertreter, nur Ein Oberhaupt. Diesem allein hat er die Sorge über seine Heerde anvertraut. Du bist Petrus, — das heißt: Du allein bist der höchst regierende Priester; dir will Ich die Schlüssel des Himmelreiches geben — gleichsam, als wenn Er gesagt hätte: Du allein sollst die Gewalt haben zu binden und zu lösen — Alles, ohne irgend eine Ausnahme; das heißt: Dir einzig und allein habe ich das Recht und die Vollmacht gegeben, meine Kirche zu leiten und zu regieren, — Dir, der du mein Stellvertreter bist, und nicht den Anderen, welche nur deine Diener und Untergebene sind."

Die Cardinäle verstanden sehr leicht, wem dieses galt, und ließen nun alle Hoffnungen auf Gunst und Ansehen fahren, womit sie sich, so lange sie an seiner Wahl arbeiteten, geschmeichelt hatten. Er ließ sie dabei nicht einmal zur Antwort kommen, und als einmal Einer von ihnen auch etwas über diesen Gegenstand sagen wollte, unterbrach er ihn mit den Worten: Die Kirche habe nur Einen Commandirenden nöthig.

Indessen konnte es aber doch Rusticucci nicht über's Herz bringen zu äußern: „Ich bin erstaunt, wie Eure Heiligkeit, welche uns im Conclave so oft gesagt hat, daß es Ihnen unmöglich sein werde, die Kirche ohne Mithülfe zu regieren, heute gerade das Gegentheil aussprechen."

„Es ist wahr" — entgegnete Sixtus — „daß ich dieses zu Ihnen in eben jener Zeit gesagt habe, weil ich es so meinte. Heute aber, wo mir Gott die Macht geschenkt hat, meine ich es nicht mehr und führe gegen Sie eine ganz andere Sprache."

Mit diesem schönen Complimente verabschiedete er sie. Als sie darüber unter sich einige Betrachtungen anstellten, sprach der Cardinal Medicis, welcher, obschon er das wenigste zu prätendiren hatte, am meisten sich gedemüthigt fühlte, zu ihnen, indem er von ihnen ging: „Ich sehe voraus, daß sich ein großes Gewitter über unsern Häuptern zusammenzieht, und daß jeder daran denken muß, wie er sich in Sicherheit bringe."

Zehntes Kapitel.

Pasquillen. Bestimmung des Krönungstages. Tagebuch. Befehl an den Gouverneur von Rom. Erste japanische Gesandtschaft in Rom.

Des andern Tages erschienen schon zwei Pasquillen. Auf dem einen stand Pasquin mit einer abgebrochenen Rübe in der Hand und die Worte sagend: „Man soll mir den Kopf abreißen, wie dieser Rübe hier, wenn je ein Mönch ein Papst wird." Das andere Pasquill, schon viel sinnreicher, stellte den Pasquin dar mit einem Präsentirteller voll Zahnstocher, und auf die Frage: Wohin trägst du diese? antwortet er: „Zu den Cardinälen Alexandrino, Medicis und Rusticucci, welche sie nöthig haben." Jedenfalls eine Anspielung auf das Tags vorher beim Papste eingenommene Mahl; außerdem aber auch bei den Italienern eine Art und Weise, Jemanden zu verspotten, dessen Absichten und Pläne zu Wasser geworden sind, wie dieses bei jenen Cardinälen der Fall war. Die Application dieser Pasquillen war leicht zu machen, und als sie Farnese erfuhr, brach er in lautes Lachen aus, indem er meinte: „Diese Herren sind es jedoch wohl nicht allein, welche Zahnstocher nöthig haben."

Die nöthigen Anordnungen zur Krönungsfeierlichkeit, welche auf den ersten Mai festgesetzt war, wurden nun auch getroffen. Dieses Fest war begleitet von einer Menge von Freudenfeiern, da Jeder zeigen wollte, wie angenehm ihm die Erwählung des neuen Papstes sei. Die Religiosen des Sanct Apostelklosters feierten dasselbe mit vieler Pracht. Sie bauten Triumphbogen, illuminirten und hielten in ihrer Kirche an mehreren Tagen musikalische Messen. Cardinäle, Prälaten, Ordensgeneräle und andere hohe Ordensbeamte kamen, ihnen über die Ehre Glück zu wünschen, welche eben ihrem Orden widerfahren war, und es gab in der ganzen Christenheit keinen Bischof und keinen Magistrat in einem Orte, wo ein Franziskanerkloster war, welcher ihnen nicht diese gleiche Höflichkeit erwiesen hätte.

Bis zu diesem Tage verwandte indessen Sixtus den größten Theil der Zeit und besonders die Nächte dazu, ein kleines Tagebuch, welches er zu diesem Behufe angelegt hatte, mit allen den Projecten und Plänen zu füllen, die er unter seiner Regierung auszuführen sich vorgenommen hatte. Niemandem vertraute er dieses Buch an und trug es stets bei sich in der Tasche. Ja

diese Arbeit beschäftigte ihn so sehr, daß selbst, wenn ihm während seines Breviergebetes etwas einfiel, was er der Aufzeichnung in sein Tagebuch für werth hielt, er sein Officium unterbrach und zu seinem Almosenier sagte: „Es ist billig, daß das Privatbeste dem allgemeinen Besten nachsteht; mein Brevier geht nur mich an, aber meine Bemerkungen sind wichtig für die ganze Christenheit.“

Er ließ den Gouverneur von Rom und alle Criminalrichter zu sich kommen, um ihnen die strengste Justiz anzuempfehlen. Seine Anrede an sie glich wegen der Stärke und Heftigkeit des Tones mehr einer Drohung und einem Vorwurfe, als einer Ermahnung, und sein letztes Wort, welches er ihnen beim Abgehen nachrief: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert,“ war nicht geeignet, ihre Bestürzung zu vermindern.

Sixtus nahm die Gratulationen der Gesandten und Minister auswärtiger Fürsten, so wie die der römischen Großen sehr freundlich auf. Allein er gewährte ihnen nicht lange Audienzen und gab dabei zu verstehen, daß er schon in den ersten Tagen seines Pontificates andere Sachen zu thun habe, als dergleichen Complimente anzuhören.

Mit der größten Aufmerksamkeit und Auszeichnung behandelte er die Gesandten aus Japan und gab ihnen einen sehr wohlwollenden Empfang. Weil aber dieser Empfang die erste Staatshandlung in dem Pontificat unsers neuen Papstes und die Aufnahme weit glänzender war, als welche sie von Gregor XIII. bei ihrer Ankunft in Rom gefunden hatten, so wird es der Leser nicht übel nehmen, wenn wir hier etwas abschweifen und einige Einzelheiten über ihren Aufenthalt von ihrer Ankunft in Rom bis zu ihrer Abreise von da mittheilen.

Zum bessern Verständniß unserer Geschichte dürfte es wohl nöthig sein, das Wissenswertheste über Japan selbst zu berichten [1]).

Das Reich Japan begriff sechs und dreißig verschiedene Inseln in sich, und war, ein Antipode Spaniens, drei Mal so groß als Italien und von dem chinesischen Reiche etwa 60 Meilen entfernt. Es war in mehrere Königreiche eingetheilt. Das Gebirgsland

---

1) Es ist hierbei wohl zu beachten, daß wir hier die Worte eines vor Jahrhunderten verstorbenen Schriftstellers in deutscher Sprache wieder geben, und daß wir recht wohl wissen, welche große Fortschritte die Wissenschaft im Gebiete der Geographie gemacht hat.

ist kalt und der Nordwind, welcher daselbst sehr oft weht, ist ohne Zweifel Ursache an dem häufig dort fallenden Schnee. Nichts desto weniger hat dasselbe Ueberfluß an allen Früchten; es bringt sehr viel Getraide, besonders viel Reis, welcher das Hauptnahrungsmittel der Einwohner ist. Sie haben einen großen Widerwillen gegen das Fleisch der zahmen und der Hausthiere; aber desto mehr lieben sie die Jagd und das Wildpret. Sie besitzen eine gute körperliche Constitution, und sind sehr erfinderisch und denkend. Beweis ist die Buchdruckerkunst, deren Erfindung bei ihnen weit älter ist, als bei uns. Sie sind als geborne Krieger voll Muth und ertragen ganz leicht die Strapatzen. Armuth ist bei ihnen keine Schande; die Diebe bestrafen sie sehr streng, weil sie einen großen Abscheu vor dem Stehlen haben; sie achten die Religion, ehren den Adel und haben von Natur aus Neigung zur Wahrheit und Gerechtigkeit.

Der heilige Franziscus Xaverius, Genosse des heiligen Ignatius, Stifters des Jesuitenordens, wurde in diese Länder gesandt, um den Götzendienst daraus zu verbannen und die christliche Religion darin aufzurichten. Er kam dort an im Jahre 1549 und machte gleich anfangs durch die Verkündigung des Evangeliums so große Fortschritte, daß er mehrere Große zum Glauben bekehrte. Er taufte den König von Bungo, einen der mächtigsten Fürsten dieses Landes, welcher bei seinen Völkern wegen seiner Gelehrsamkeit und Weisheit so sehr im Ansehen stand, daß ohne Zweifel seine Bekehrung der Grundstein zur wahren Religion in seinen Staaten wurde.

Dem Beispiele dieses Fürsten, welcher in der heiligen Taufe den Namen Franziscus erhielt, folgten bald der König von Arima und der Fürst von Omura. Jener empfing den Namen Protheus, dieser wurde Bartholomäus genannt.

Da sich die Jesuiten der Ehre nicht entschlagen mochten, welche ihnen aus dem Bekanntwerden der Fortschritte, die sie in jenen Ländern schon gemacht hatten, erwuchs, und zugleich auch dem Papste Gregor XIII. ihre Erkenntlichkeit dafür beweisen wollten, daß er ihnen in Rom ein prachtvolles Collegium hatte bauen lassen, so glaubten sie ihm eine Freude zu bereiten, wenn sie ihm von so entfernten Stationen ihre Unterwürfigkeit unter den Gehorsam der Kirche zeigen ließen. Zu diesem Zwecke bewogen sie die neubekehrten Fürsten, Gesandte an den Papst zu schicken, um ihn von ihrem Glauben zu unterrichten, ihn ihres Gehorsames zu versichern und in ihm zugleich das rechtmäßige Ober-

12 *

haupt der katholischen Kirche und den Stellvertreter Jesu Christi auf Erden kennen zu lernen.

Aus diesem Grunde sandten sie erst den Pater Alexander Valignano in der Eigenschaft eines Visitators in jenes Land, welcher jene ermunterte, die Gesandten abgehen zu lassen. Allein die Länge einer Reise von mehr als zweitausend Meilen war für etwas im Alter vorgerückte Personen ein zu gefährliches Unternehmen. Die Fürsten hielten es für besser, junge, gesunde und kräftige Leute abzusenden, und sie wählten dieselben unter ihren Verwandten, um dem heiligen Stuhle desto größere Ehre zu erweisen.

Die Wahl des Königs von Bungo fiel auf Dom Mantio, seinen Vetter und Neffen des Königs von Funiga; der König von Arima und der Fürst von Omura warfen ihre Augen auf den Dom Michael Cingiva, Verwandten des ersten und Neffen des zweiten. Diese beiden Gesandten, kaum erst sechszehn Jahre alt, waren ganz dazu geeignet und voll Muth und Geist. Die drei Fürsten gaben ihnen nun eigenhändig von ihnen unterschriebene Briefe an den heiligen Vater mit, worin sie ihn als den wahren und alleinigen Stellvertreter Gottes auf Erden anerkannten und ihm Gehorsam schwuren. Zugleich entschuldigten sie sich darin auch mit sehr verbindlichen und höflichen Worten, daß sie nicht in Person die Pflicht gegen ihn erfüllten; ihr Alter und die Nothwendigkeit ihrer Anwesenheit in ihren Staaten hätten ihnen die Unternehmung einer so langen Reise nicht erlaubt. Diese Briefe waren voller Betheuerungen der Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl, welche ihnen der Pater Valignano aller Wahrscheinlichkeit nach eingegeben hatte.

Beiden Gesandten wurden noch zwei andere vornehme Jünglinge von achtzehn Jahren als Begleiter beigegeben; der Eine, Namens Julian Nakota, war aus einem der besten und reichsten Häuser des Landes; der Andere, Dom Martino Fara, ausgezeichnet durch Kenntnisse, besonders in der Geschichte fremder Länder, welche er sich aus seiner großen Neigung zu Reisen erworben hatte. Dem Pater Valignano war die Leitung der Personen dieser Gesandtschaft übertragen, deren Personale übrigens wegen der Weite der Reise und der damit verbundenen Unbequemlichkeiten nicht zahlreich war.

Nachdem nun Alles zur Abreise in Bereitschaft war, traten sie dieselbe am 20. Februar 1582 an, bis an die äußersten Grenzen ihrer Staaten begleitet von einer ungeheuern Anzahl von

Großen des Reiches und Personen ersten Ranges. Bevor sie sich aber auf den Weg machten, ertheilte ihnen erst der Pater Valignano die heilige Communion.

Man wird sich leicht einen Begriff machen von dem Ungemach, den Widerwärtigkeiten und Gefahren ihrer Reise, wenn man weiß, daß sie drei volle Jahre darauf zubrachten, ehe sie nach Italien gelangten. Im November 1584 landeten sie in Spanien, wo eben am Hofe die Festlichkeiten der Vermählung der Infantin Katharina, zweiten Tochter des Königs von Spanien, mit Karl Emmanuel, Herzog von Savoyen, welcher im folgenden Frühjahre ankam, um die Heirath in Person zu vollziehen, sich einander drängten. Der Glanz dieser Feier wurde noch vermehrt durch die Ceremonie der Eidesablegung des Kronprinzen von Spanien, einzigen Sohnes Philipp II., welche, ebenso wie ein Jahr zuvor in Portugal, in Castilien mit aller Pracht vor sich ging.

Bei der wieder angetretenen Weiterreise unserer japanischen Gesandtschaft wurden sie mit Allem, was sie zur Reise zu Wasser und zu Lande bedurften, reichlich versorgt, und der König gab Befehl, ihr überall, nicht bloß in Spanien, sondern auch in allen andern Staaten, durch welche sie kämen, Beweise seiner Freigebigkeit und seines Wohlwollens zu geben. Livorno in Toskana war der erste Hafen Italiens, wo sie sich am ersten März 1585 ausschifften. Sobald der Großherzog Nachricht von ihrer Ankunft bekommen hatte, sandte er sogleich Befehle an die Gouverneure aller Orte, welche sie passiren mußten, dieselben mit allen Ehrenbezeugungen zu empfangen, und er selbst bereitete ihnen in Florenz eine so prächtige Aufnahme, daß diese jungen Herrn nicht genug ihre Dankbarkeit beweisen konnten.

Allein nichts gleicht dem Empfange, der sie in Rom erwartete. Denn alle Cardinäle und Gesandten strengten sich nach dem Beispiele des Papstes um die Wette an, ihnen bei ihrer Ankunft alle Arten von Ehrenbezeugungen und durch die zartesten Aufmerksamkeiten ihre Zuneigung und Freundschaft zu erweisen. Der heilige Vater wollte sie nicht in einer Privataudienz empfangen, obschon sie nichts anderes erwarteten, sondern gab ihnen eine öffentliche im vollen Consistorium, gleich den Gesandten von den höchsten gekrönten Häuptern.

Diese Ceremonie wurde an einem Samstage, am 23. März, in Gegenwart des ganzen römischen Hofes und einer großen Menge Volkes vorgenommen. Der Papst konnte seine Freude

über ein so ganz neues Schauspiel nicht verbergen, noch seine Thränen zurückhalten, als sie ihm die Füße küßten, und indem er sie aufhob und jeden zwei Mal mit vieler Zärtlichkeit umarmte, brach er in die Worte aus: «Nunc dimittis servum tuum, Domine etc.»

Nachdem sie den Gegenstand ihrer Sendung erklärt hatten, und man ihnen mit ausnehmender Artigkeit die officielle Antwort gegeben, wurden die Briefe vorgelesen, welche sie Befehl hatten, dem heiligen Vater zu überreichen, in dessen Namen ihnen nun durch eine verbindliche Rede voll Anerkennung und Freundschaft, so wie es bei dergleichen Ceremonien üblich ist, gedankt wurde: und als nun nach der Audienz der Papst sich in seine Gemächer zurückzog, überwies er ihnen die Ehre, seine Schleppe zu tragen, was sie mit so viel Anmuth thaten, daß die ganze Versammlung über ihre feine Weltbildung erstaunt war.

Sie wurden in dem Profeßhause der Jesuiten einquartirt, und der Papst, welcher ihre Unterhaltung über sich genommen hatte, hielt dasselbe in Bezug auf die Kosten, welche ihm dadurch verursacht werden konnten, ganz schadlos. Er ließ sie nach italienischer Tracht kleiden, und war so sehr um sie besorgt, daß er sogar noch auf seinem Sterbebette nach ihnen fragte, und unter anderm sich nach dem Befinden des Dom Julian, der ebenfalls krank geworden war, erkundigte.

Die Erwählung Sixtus V. tröstete sie übrigens wieder über den Tod Gregors XIII., und alles das, was während der Vacanz des heiligen Stuhles vorging, und die Pracht, mit welcher der neue Papst wieder davon Besitz nahm, alles flößte ihnen eine hohe Idee von dem römischen Pontificat ein. Drei Tage nach seiner Erwählung küßten sie Sixtus V. incognito die Füße, weil er noch nicht gekrönt war, und indem sie dabei ihre Freude über seine Erhebung aussprachen, baten sie ihn zugleich um seine Protection. Er empfing sie sehr freundlich und unterhielt sich mit ihnen mit vieler Vertraulichkeit; und um ihnen zu beweisen, mit welcher Sorgfalt er für sie bedacht sei, befahl er selbst den Jesuiten, ihnen Alles in Ueberfluß zu gewähren, was sie bedürften; überhaupt erwies er ihnen so viel Güte, daß die Cardinäle darüber eifersüchtig wurden und äußerten: „Sixtus geht mit den Gesandten aus Japan um, wie wenn er noch Cardinal wäre, allein mit uns wie ein regierender Papst.“

Eilftes Kapitel.

Die Krönung. Feierliche Besitznahme von Sanct Johann im Lateran, wobei die japanischen Gesandten wieder sehr ausgezeichnet werden. Freigebigkeit gegen sie. Ihre Abreise von Rom zur Heimath. Zusammentreffen Sixtus V. mit seiner Schwester Camilla. Schluß des ersten Theiles.

Sixtus hatte zu seinem Krönungstage den nächst folgenden Mittwoch bestimmt, weil er die Bemerkung gemacht hatte, daß dieser Tag für ihn immer ein Glückstag gewesen war. An einem Mittwoch war er geboren, an einem Mittwoch war er Religiose, dann Bischof, Cardinal und Papst geworden. Die Krönungsceremonie ging in den Räumen von Sanct Peter vor sich, wo dem Papste die Krone von dem Cardinal Medicis in Gegenwart des gesammten diplomatischen Corps, in welchem den Gesandten aus Japan ein hoher Rang angewiesen war, aufgesetzt wurde: und obschon die Gesandten der größten europäischen Fürsten an diesem Tage die Ehre haben, den Thronhimmel Seiner Heiligkeit zu tragen, so erwies Sixtus gleichwohl jenen jungen Herren aus Japan diese Gunst, ohne Widerspruch von Seiten der berechtigten Gesandten. Auch wurden sie darauf zum Fußkusse zugelassen, gleich allen Gesandten, wobei sich ihre Demuth mit Grandezza und Majestät nicht unschön paarte, und als der Papst die heilige Messe las, reichten sie ihm zum „Lavabo" das Wasser, welche Ehre nur den Gesandten der ersten Höfe Europa's gebührt.

Eine Ceremonie unter all den vielen dieses Festes war eigenthümlich und sonderbar. Man zündete nämlich Hede an, welche an dem Ende eines Stockes befestigt war und trug diesen vor dem Papste her, indem man dabei die Worte sagte: „So, heiliger Vater, vergeht die Eitelkeit der Welt." Sixtus ließ die Japaner an seinen Sitz kommen, damit sie diese Ceremonie desto bequemer beobachten könnten, und als man obige Worte zum zweiten Male wiederholte (worauf sonst die neuen Päpste in der Regel nichts zu antworten pflegten), so sagte er mit einem stolzen und majestätischen Tone: „Der Ruhm meines Namens wird niemals vergehen, da ich ihn nur dadurch mir erwerben werde, daß ich Jedermann Recht verschaffe." Und gegen diese Fremdlinge gewandt fuhr er fort: „Meine Kinder, erinnert euch oft dieser Ceremonie und erzählt sie auch euern Herrschern."

Am darauf folgenden Sonntage nahm der Papst Besitz von der Kirche ad Sanctum Joannem im Lateran, da sie der eigentliche Sitz des Bischofs von Rom ist. Wirklich schließen auch die Ca-

nonici dieser Kirche an diesem Tage die Thüre derselbeu, und wenn auch der Papst dreimal anklopft, um hereingelassen zu werden, so öffnen sie doch nicht eher, als bis er ihnen als Bischof von Sanct Johann im Lateran befiehlt. Sixtus wurde hier nun von dem Erzpriester an der Spitze des Kapitels empfangen und sagte zu ihnen, ob in Scherz oder Ernst, das war schwer zu unterscheiden: „Ihr seid sehr glücklich, den Papst zu euerm Bischof zu haben, und mir macht es Vergnügen, als euer Bischof die ganze Christenheit zur Diöcese zu haben.“

Der Papst wünschte, daß auch die japanischen Gesandten an dem feierlichen Zuge von Sanct Peter nach dem Lateran, welcher zu Pferde gemacht wird und der prächtigste und glanzvollste ist von allen, die zu Rom gehalten werden, Theil nehmen möchten. Das Gefolge des Papstes bei diesem prachtvollen Zuge besteht nämlich aus den gesammten Cardinälen, Prälaten und Hofbeamten, aus allen Gesandten, welche eben in Rom residiren, und aus den vornehmsten fürstlichen Personen Roms.

Sixtus ließ jenen fremdländischen Gesandten Pferde und Alles, was zur Vergrößerung der Pracht dieses Zuges dienen konnte, geben und wählte den Dom Mantio, den Vornehmsten von ihnen, ihm den Steigbügel zu halten. Dieser konnte sein Erstaunen über die Leichtigkeit, mit welcher der Papst sich in den Sattel setzte, nicht unterdrücken und brach unwillkührlich in die Worte aus: „Ich gestehe, daß ich nicht Kraft und Geschicklichkeit genug habe, um es eben so zu thun.“

Sixtus, welcher sein Erstaunen merkte und diese Worte gehört hatte, entgegnete ihm in wohlmeinendem Tone: „Ich bin alt und schwerfällig, mein Herr Gesandter, aber seid deswegen nicht erstaunt, ich trage eine Welt auf meinen Schultern.“

Einige wollen auch gehört haben, daß der Cardinal Farnese, welcher dem Papste beim Besteigen des Pferdes zur Seite gestanden, gesagt habe: „Eure Heiligkeit hatten nicht so viel Geschicklichkeit und Leichtigkeit, da sie noch Cardinal waren.“

„Sie wollen sagen“ — entgegnete ihm hierauf Sixtus — „daß ich viel gewichtiger geworden bin, als in jener Zeit, und da haben Sie Recht; denn ich hatte damals die Welt unter meinen Füßen, jetzt habe ich sie auf meinem Rücken.“

Später bewirthete er die Japaner mit einer fast mehr als königlichen Pracht, und erklärte sich darüber gegen einige Cardinäle, mit denen er sprach: „Ich habe bis jetzt“ — sagte er — „die Gesandten aus Japan in meiner Eigenschaft als Papst behandelt,

aber ich will ihnen nun auch als souverainer Fürst ein glänzendes Fest geben.

Zu diesem Zwecke wählte er sein Haus in der Nähe von Santa Maria Maggiore, wo er ihnen ein superbes Gastmahl gab, und unter welchem er ihnen die Ehre erwies, zwei Mal auf das Wohl ihrer fürstlichen Herrn zu trinken. Er ließ ihnen solche Plätze anweisen, von wo sie alle Ceremonien und Gebräuche, die bei derartigen Festlichkeiten üblich waren, bequem beobachten konnten, z. B. die Ordnung der Gerichte, welche erst vom Papste benedicirt wurden, ehe man die Schüsseln vor ihn hinsetzte; die Ehrfurcht, mit welcher jeder Gast sich erhob, wenn ihm der Credenzbecher zum Trinken gereicht wurde, und eine Menge anderer Umständlichkeiten, welche einen venetianischen Gesandten einst, als er eben auch von der päpstlichen Tafel kam, zu der Aeußerung veranlaßten, daß diese Ehre ebenso schätzbar, als ermüdend und lästig sei.

Sixtus unterhielt sich während der Mahlzeit oft mit den Japanern und fragte sie nach vielen Dingen, die sich auf die Natur und Sitten ihres Landes bezogen, eine Ehre, welche die Päpste selten den Fürsten selbst zu erweisen pflegen, mit denen sie im Gegentheile nur mit vieler Würde während der Tafel zu sprechen sich bemühen.

Außer diesen den Gesandten aus Japan persönlich erwiesenen Ehren wollte der Papst auch noch ihrer ganzen Nation Beweise seiner Güte und seines Wohlwollens geben, indem er ihnen Alles bewilligte, was sie zu ihrem Besten verlangten. Sie hatten von dem verstorbenen Papste 4000 Dukaten Pension zur Unterhaltung ihrer Seminarien bekommen, und da sie Sixtus um die Bestätigung derselben baten, that er nicht nur dieses, sondern vermehrte sie noch um 2000 Dukaten, um diese neuen Institute desto mehr zu befestigen.

Als der heilige Vater in Erfahrung gebracht hatte, daß es ihnen wegen der Schwierigkeit und Langsamkeit des Verkehrs ihres Vaterlandes mit Europa an Geld zu mangeln anfinge, ließ er ihnen 3000 Thaler einhändigen und den Jesuiten Alles wieder zurückzahlen, was sie für dieselben verausgabt hatten, und hielt sie während der drei Monate ihres Aufenthaltes zu Rom ganz kostenfrei. Wahr ist es aber auch, daß sie diese Liberalität des Papstes nicht mißbrauchten, sondern das Geld, welches er ihnen alle Woche auszahlen ließ, nur dazu verwendeten, um seine Diener damit zu beschenken und Wohlthätigkeit auszuüben.

Mehrere Cardinäle und andere große Herren bewirtheten die Japaner von Zeit zu Zeit ebenfalls mit großer Pracht; die Cardinäle Farnese, d'Este, Medicis, Alexandrino und S. Sixto luden sie jeder einmal zur Tafel; und der letztere gab ihnen ein zweites Gastmahl (welches an Glanz das erste übertraf) in einer Villa, und machte ihnen Geschenke von Seidenstoffen und italienischen Kleidern nach dem Beispiele obiger Cardinäle, und insbesondere des Alexandrino, welcher ihnen sehr schön gearbeitete Werke der Goldschmiedekunst geschenkt hatte.

Der Papst gab ihnen seiner Seits als Geschenke für ihre Herren zwei goldene Degen, reich mit Diamanten und andern Edelsteinen besetzt (aus der Fabrik eines Deutschen, des berühmtesten Meisters seiner Zeit) und zwei Hüte von Sammt mit den feinsten Perlenschnüren eingefaßt, Geschenke, welche die souverainen Kirchenfürsten sonst nur den größten Fürsten Europas als eine besondere Auszeichnung zu schicken pflegen.

Um indessen die Geschichte dieser berühmten Gesandtschaft zu Ende zu bringen, müssen wir die Ehre erwähnen, die denselben Sixtus damit noch erwies, daß er sie zu Rittern des Ordens vom „goldenen Sporn" erhob. Die Ceremonie dieses Ritterschlags wurde in der St. Peterskirche am heiligen Abende vor Himmelfahrt Christi (vigilia ascensionis) nach der Vesper in Gegenwart der Cardinäle und des ganzen römischen Hofes feierlich vorgenommen; indem Seine Heiligkeit jedem dieser Gesandten eine goldene Kette mit einer Medaille um den Hals hing, auf deren einer Seite das Bild und auf der andern das Wappen des Papstes waren, und ein Sporn als Zeichen der Ritterschaft. Darauf umarmte sie der Papst mit so viel Güte und Zärtlichkeit, daß das ganze heilige Collegium der Cardinäle, welches schon viele Beweise von seiner Strenge und Schärfe hatte, in nicht geringe Verwunderung versetzt wurde.

Am nächsten Morgen las der heilige Vater privatim nach ihrer Intention die missa pro peregrinantibus, um von Gott eine glückliche Rückkehr in ihre Heimath zu erflehen und zum letzten Beweise seiner Gunst reichte er ihnen allen vier mit eigener Hand die heilige Communion.

Von da führte man sie auf das Kapitol, wo sie von den Senatoren und Conservatoren,, in Begleitung der vornehmsten Römer, ehrenvoll empfangen und eingeladen wurden, in dem Senate Platz zu nehmen. Dieser erklärte sie dann feierlich zu römischen Bürgern und Patriziern, so wie auch alle ihre Des-

cendenten, in welchem Lande diese auch würden geboren werden. Das Diplom hiervon wurde in Pergament ausgefertigt und mit einem großen Siegel von emaillirtem Golde, welches eigens dazu gemacht worden war, denselben überreicht.

Endlich beladen und überhäuft mit Ehren und Geschenken gingen sie zur letzten Audienz beim heiligen Vater, um ihm die Füße zu küssen und sich für immer zu verabschieden. Er gab ihnen den päpstlichen Segen, schenkte ihnen noch viele Reliquien und Medaillen für ihre Landsleute und entließ sie mit denselben wohlwollenden Gesinnungen, mit denen er sie aufgenommen hatte.

Am dritten Juni desselben Jahres reisten sie aus Rom ab, begleitet von einem großen Gefolge zu Wagen und zu Pferde bis vor das Thor. Seine Heiligkeit hatte Befehl gegeben, dieselben überall im ganzen Kirchenstaate, wo sie nur durchkamen, kostenfrei zu bewirthen und ihnen so viele Ehren als möglich zu erweisen. Sie besuchten fast ganz Italien und wurden allenthalben so prachtvoll empfangen, daß es ihnen am Ende fast lästig und zum Ueberdruß zu werden schien. In Genua schifften sie sich ein und reisten in gelegentlicher Gesellschaft eines Geschwaders von zehn Galeeren, welches auf Spanien steuerte und dessen Commandant Jeanot Spinola, Neffe des berühmten Johann Andreas Doria, war, von Italien ab. Wir können übrigens dieses Buch nicht schließen, ohne noch einen merkwürdigen Zug aus dem Charakter Sixtus V. mitzutheilen, der sich bei der Ankunft seiner Schwester Camilla mit zwei Söhnen und einer Tochter in Rom kund gab. Der ältere von jenen, Namens Alexander Peretti, wurde einige Zeit darauf zum Cardinal unter dem Titel Sanct Hieronymus von Slavonien erhoben; allein der Papst wollte, daß er sich eben so wie er selbst Cardinal Montalto nannte. Er war erst achtzehn Jahre alt und hatte auf dem Lande eine sehr schlechte Erziehung genossen; aber er wurde in der Schule seines Oheims sehr bald ein tüchtiger und ausgezeichneter Geschäftsmann und bewies in den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche viel Umsicht und Festigkeit.

Fast unmittelbar nach der geschehenen Wahl Sixtus V. hatten die päpstlichen Hausbeamten die nöthigen Anordnungen getroffen, um seine eben genannte Schwester mit ihrer Familie nach Rom kommen zu lassen, was er unter der Bedingung gestattete, daß sie mit Bescheidenheit und Zurückhaltung behandelt werde; allein noch war sie nicht in die Stadt eingetreten, als ihr auch schon die

Cardinäle Medicis, d'Este und Alexandrino entgegenkamen und sie in einen benachbarten Palast führten, wo sie dieselbe als eine Fürstin kleiden ließen, in der Meinung, dem Papste dadurch den Hof zu machen, da sie wußten, daß er seine Schwester mit großer Zärtlichkeit liebte, so daß er kaum den Augenblick erwarten konnte, sie vor sich zu sehen.

Jene Cardinäle führten sie also in dieser Kleidung in den päpstlichen Palast, ließen sie anmelden und erhielten sogleich den Befehl, sie ihm vorzustellen. Allein als er sie in dem prächtigen Anzuge erblickte, that er, als ob er sie gar nicht kenne und fragte wiederholt: „Wo ist denn meine Schwester?"

Der Cardinal Alexandrino ergriff ihre Hand und führte sie ihm näher mit den Worten: „Hier ist sie, heiliger Vater."

Allein Sixtus entgegnete ganz unwillig: „Ich habe nur eine Schwester; und diese ist eine arme Bürgersfrau aus den Grotten von Montalto, welche ich in den Kleidern einer römischen Fürstin nicht erkenne; wenn sie sich mir aber vorstellen wird in derselben Tracht, wie sie gekleidet ist in ihrem Dorfe, so werde ich sie schon wieder erkennen können." Unter diesen Worten zog er sich zurück, indem er die letzten derselben noch im Gehen und in dem andern Zimmer sprach; und schickte somit diese Cardinäle beschämt und verwirrt wieder fort.

Camilla kehrte am andern Tage in ihren gewöhnlichen Kleidern und mit ihren drei Kindern in den päpstlichen Palast wieder zurück. Sixtus war sie nicht sobald gewahr worden, als er sie auch schon zärtlich umarmte und sagte: „Ja nun bist du wahrhaftig meine Schwester, und ich gestatte es Niemand anders, als nur mir allein, dich zu einer Fürstin zu machen."

Er wies ihr seinen Palast bei Maria Maggiore zur Wohnung an und setzte ihr ein sehr anständiges Einkommen aus. Allein er verbot ihr streng, sich in irgend welche Angelegenheiten zu mischen oder von ihm eine Gunst zu erbitten. Sie befolgte diesen Befehl auch so pünktlich, daß sie binnen sechs Monaten nichts anderes erhielt, als einige Ablässe für eine Bruderschaft, welche in einer Kirche Neapels errichtet worden war und zu deren Protectorin man sie wider ihren Willen gemacht hatte.

Sechstes Buch.

Der Papst.

(1585.)

Erstes Kapitel.

Bewilligung eines allgemeinen Jubiläums. Sixtus beginnt seine Regierung mit äußerster Strenge. Das Spionenwesen. Mehrere Gouverneure werden abgesetzt. Alle Prozesse, welche seit zehn Jahren geschlichtet worden sind, läßt er noch einmal revidiren.

Gleich nach seiner Krönung ordnete Sixtus öffentliche Gebete an und bewilligte für die ganze Christenheit ein allgemeines Jubiläum, um durch die Fürbitte aller Christen die nöthige Kraft und Stärke zur Ertragung der großen Last seiner Regierungsgewalt zu erlangen.

Er sah gleich von vorn herein ein, daß es vor Allem nöthig sei, mit aller Strenge an der Besserung der Sitten zu arbeiten und den vielen Unordnungen und Gesetzwidrigkeiten, welche sich während der Regierung Gregors XIII. eingeschlichen hatten, zu steuern, dessen Sanftmuth und Güte die Ausschweifungen und Schandthaten der Lasterhaften und Bösewichter nur beförderte, statt ihnen ein Beispiel zur Nachahmung zu sein. Sixtus schlug einen ganz entgegengesetzten Weg ein, um Ordnung und Gesetzlichkeit wieder herzustellen, und indem er von der großen Milde der vorigen Regierung mit einem Male zur äußersten Härte überging, die er gleichwohl durch ebensoviel Gerechtigkeit als Klugheit mäßigte, machte er seine Regierung zur strengsten und kräftigsten, die man jemals in der Kirche erlebt hat.

Wohl wissend, daß es für einen Fürsten von der größten Wichtigkeit sei, in die Geheimnisse anderer Höfe eindringen zu können und die wahren Gefühle und Gedanken seiner Völker kennen zu lernen, wählte er, um hierauf die Leitung der Staatsgeschäfte zu regeln, unter den Geschäftsleuten, Advokaten, Priestern und Mönchen die einsichtsvollsten und rechtschaffensten aus, um sich ihrer als Kundschafter zu bedienen, denen er regelmäßig alle sechs Monate ein anständiges Honorar auszahlen ließ. Außerdem beschenkte er diejenigen noch ganz besonders, welche sich

in ihrem Amte auszeichneten und ihm von den größten Geheimnissen Nachricht brachten.

Fünfzig dieser Späher vertheilte er in den Kirchenstaat, um von dem Benehmen der Gouverneure und Justizbeamten, so wie auch von der Meinung des Volkes über diese und über seine eigene Person selbst immer wohl unterrichtet zu sein. In jede einigermaßen ansehnliche Stadt sandte er zwei derselben, von denen aber keiner von dem andern etwas wußte und die einander auch nicht kannten; und um ihm ihre Bemerkungen mit desto mehr Sicherheit zukommen zu lassen, hatte jeder seine bestimmte Chifferschrift und Adresse.

Eine ähnliche Anzahl dieser Kundschafter schickte er in und außerhalb Italien überall hin, wo ein Nuntius oder Internuntius oder ein anderer Geschäftsträger des römischen Hofes residirte, mit dem gemessenen Befehle, alle Schritte derselben zu beobachten und unverweilt Anzeige zu machen. In Rom selbst gab es ebenfalls an die fünfzig besoldete Späher, von denen einem jeden sein bestimmter Wirkungskreis zugetheilt war. Der Eine zum Beispiel hatte bloß den Auftrag, zwei oder drei Cardinäle, welche Sixtus ihm namhaft machte, zu beobachten; der Andere den Befehl, die Bewegungen einiger römischen Fürsten und Barone im Auge zu haben; ein Dritter mußte von allen Fremden, die nach Rom kamen, Rechenschaft ablegen, und ein Vierter hatte die Hofbeamten zu überwachen. Da gab es auch einige, welche alles, was man sich im Volke erzählte, oder die Neuigkeiten, welche auf öffentlichen Plätzen oder in den Künstlerwerkstätten besprochen wurden, berichten mußten. Ja die Wißbegierde des Papstes ging so weit, daß er sich sogar von der Lebensweise der Pagen, Lakeien und Bedienten, so wie auch von der Aufführung der Soldaten seiner Garde und im Allgemeinen von der ganzen Armee des Kirchenstaates Mittheilungen machen ließ.

Da er aus eigener Erfahrung wußte, daß die Mönche sich gern in vertraulichen Kreisen über alle Neuigkeiten unterhielten, die sie erfuhren, und daß sie nicht immer die letzten waren, welche alles gewahr wurden, was in der Welt und am Hofe vorging; so gab es kein Kloster, worin er nicht einen oder zwei Ordensmänner bestellt hatte, die ihm getreulich Alles mittheilten, was darin vorgenommen und besprochen wurde. Durch die Errichtung eines so geheimen und spähsüchtigen Instituts hatte es Sixtus möglich gemacht, vom Allem, was in der Stadt, im Kirchenstaate und in der ganzen Welt geschah, genau unterrichtet zu wer-

den. Man kann behaupten, daß noch kein Fürst in Europa mit allen, selbst den geheimsten Angelegenheiten der andern Höfe so wohl bekannt gewesen ist, als Sixtus V., daß er dagegen die seinigen mit der größten Geschicklichkeit und Heimlichkeit vor Aller Augen zu verschließen wußte.

Zu diesem Zwecke befahl er allen Nuntien, kein Geld zu sparen, um in die geheimsten Angelegenheiten der Cabinette, bei denen sie accreditirt waren, einzudringen. So vertheilte z. B. der Nuntius von Spanien sehr beträchtliche Summen unter seine Spione, weil Sixtus in Bezug auf mehrere Pertinenzien dieser Krone große Pläne hatte. Seine Instructionen an die Nuntien waren so gemessen und dringend, daß sie sich, um ihrem Gebieter nach Wunsche zu dienen, Tag und Nacht abmühten, Leute aufzufinden, die fähig und willig waren, die Geheimnisse ihrer Herren zu verrathen; und waren sehr oft genöthigt, selbst den Spion zu machen.

Sixtus entsetzte auch bald nach dem Antritte seiner Regierung mehrere Gouverneure und Richter sowohl in Rom selbst als im Staate ihres Amtes, und stellte nur solche wieder an, deren Character mehr zur Strenge als zur Milde geneigt war. An die Stelle der anderen setzte er Personen nach seinem Geschmacke, d. h. solche, die er für fähig hielt, ohne irgend welche Rücksicht strenge Gerechtigkeit zu üben. Wenn er durch die Stadt ging, so sah er Jedem forschend ins Gesicht, und fand er Einen, dessen Physiognomie ernst und strenge war, so ließ er ihn zu sich kommen, fragte nach seinem Stande, seinen Verhältnissen, und wenn er ihn zum Staatsdienste für tauglich erkannte, übertrug er ihm sogleich ein Richteramt, und empfahl ihm dann beim Weggehen mit aller Wärme, seines Amtes wohl zu warten, indem das beste Mittel, seine Zufriedenheit zu erwerben, darin bestehe, daß sie sich jenes zweischneidigen Schwertes bedienten, mit welchem Jesus Christus vom heiligen Johannes verglichen werde; und er selbst habe die höchste kirchliche Würde und Macht nur in dem buchstäblichen Sinne der Worte des Evangelii übernommen, nämlich: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert[1].“

---

1) Uebrigens ist diese ungewöhnliche Strenge, welche mitunter wirklich in Härte ausartete, und jenes Spionenwesen sehr geeignet, den Character dieses berühmten Papstes in ein übles Licht zu stellen, wenn man die Umstände und öffentlichen Zustände vergißt, unter denen er die Regierung antrat, und dabei nicht erwägt, daß er doch alles Dieses nur that, um den Guten und Ruhigen seiner Unterthanen Recht und Gerechtigkeit zu

Sixtus gab allen Gouverneuren der Städte und Schlösser seines ganzen Reiches den Befehl, alle Criminalprozesse, welche seit zehn Jahren geführt und abgeurtheilt waren, selbst wenn die Urtheile schon vollstreckt waren, sorgsam zu revidiren, und ihm eine genaue Darstellung davon zu überschicken, um etwaige zu milde Strafen zu schärfen. Und in der That traf diese Strafschärfung Einige sogar noch an ihren Gütern, weil sie selbst schon durch den Tod vor der Strenge des Regenten geschützt waren; Andere, welche schon seit vier oder fünf Jahren aus dem Gefängnisse entlassen waren, wurden sogar in dasselbe zurückgeführt, weil sie entweder auf Betrieb ihrer Freunde, oder wegen des Ansehens ihrer Patrone, oder auch durch Bestechung mit zu gelinder Strafe davon gekommen waren.

Sixtus ernannte sogar Commissarien, welche die Amtsführung aller Justizbeamten seit zehn Jahren zu untersuchen hatten, und befahl Jedermann bei Strafe der Excommunication, ihm die Richter anzuzeigen, von deren Vernachlässigung ihrer Amtspflichten er Kenntniß habe. Auch versprach er allen denen Belohnungen, welche einen Richter der Gelderpressung oder der Verweigerung des Rechtsschutzes überführen könnten. Diese Untersuchungscommissare betrieben ihr Geschäft mit solcher Strenge, daß mehrere von den Angeschuldigten sich versteckten, oder eiligst aus dem Staate entflohen. Ein Advocat aus Orvieto, welcher eine ihm bekannte und aus Gewinnsucht verübte Ungerechtigkeit des Gouverneurs dieser Stadt nicht hatte verrathen wollen, weil derselbe sein Freund war, wurde, da er schon seit fünf Jahren nicht mehr im Dienste war, nicht bloß excommunicirt, sondern sogar gefesselt in's Gefängniß nach Rom abgeführt, aus welchem er erst nach vielen Schwierigkeiten und Kosten befreit werden konnte.

Alle Justizbeamten und besonders diejenigen, welche kein gutes Gewissen hatten, waren in der größten Bestürzung. Fast täglich sah man Einige davon in Arrest bringen, welche, weit entfernt den Grund ihrer Gefangennehmung zu wissen, sich oft kaum erinnern konnten, daß sie einmal Richter gewesen waren; allein man ließ sie nicht lange in dieser Ungewißheit, und sie wurden nicht eher wieder entlassen, bis sie denjenigen, welchen

---

verschaffen, den Willkürlichkeiten und Bedrückungen der Beamten und Büreaukraten dagegen ein Ziel zu setzen, daß er also eigentlich aus wahrer Liebe zum Volke jenes sonst hassenswürdige Institut einführte. A. d. H.

sie durch ungerechte Urtheile Schaden verursacht hatten, derselben wieder ersetzten.

Diese Strenge machte die Beamten dermaßen pflichtgetreu, daß sie nur sehr selten ihre Wohnungen verließen und mit Niemanden Umgang pflegten, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, Jemandem aus Freundschaft oder Gefälligkeit eine Gunst erzeigen zu müssen, was unfehlbar wenigstens ihre Entlassung aus dem Dienste zur Folge gehabt haben würde.

Sixtus verbot auch allen römischen Baronen und Personen von Stande bei Strafe seiner Ungnade, die Criminalrichter zu Gunsten irgend Jemand, wer es auch sei, angehen oder verleiten zu wollen. Noch mehr aber verbot er, selbst bei Todesstrafe, gegen Zeugen, Polizeidiener und andere Unterbeamte der Justiz sich Drohungen zu erlauben. Mit derselben Strafe bedrohte er die Richter, welche irgend einer Empfehlung das Ohr liehen; da er jedoch später diese Strafe zu hart und ungerecht fand, begnügte er sich damit, dergleichen Schuldige zum Verlust ihres Amtes zu verurtheilen und sie für immer eines Staatsdienstes für unfähig zu erklären.

Diese Strafe wurde auch kurze Zeit nach dem Erlasse des Befehls an vier oder fünf Beamten der Justiz vollzogen, welche den Einflüsterungen einiger Edelleute Gehör gegeben hatten. Aber auch diese letzteren gingen nicht straflos aus.

Ein Adliger aus dem Hause Visconti, einem der erlauchtesten Häuser Italiens, von dessen Bedienten Einer im Gefängniß saß, wurde bei einer Unterredung mti einigen Criminalrichtern ertappt, und obschon die Spione des Papstes nichts weiter wahrgenommen hatten, so ließ Sixtus doch gleich den Gouverneur von Rom zu sich kommen, und befahl ihm, des andern Tages den Prozeß jenes Gefangenen nach allen Formen Rechtens verhandeln zu lassen. Dieser Unglückliche wurde zu fünf Jahren Galeeren verurtheilt, obschon sein Verbrechen unter Gregor XIII. nur mit einigen Monaten Gefängniß wäre bestraft worden. Den Richter aber, mit welchem dessen Herr gesprochen hatte, entsetzte Sixtus seines Amtes, und er hielt sich selbst noch für glücklich genug, mit dieser Strafe nebst einem Verweise davon zu kommen, indem der Papst sich damit begnügte, ihm beim Abschiede zu sagen: „Obschon Sie sich meinen Zorn verdient hätten, so will ich doch für dieses erste Mal noch Gnade erweisen."

Zweites Kapitel.

Strenge Handhabung der Polizei. Breve an die Legaten und Gouverneure. Verbot der Astrologie.

Sixtus veranlaßte die Syndici und Aeltesten der Städte, Schlössre und Herrschaften seines Staates, sowohl die, welche noch im activen Dienste waren, als auch die, welche ihn schon seit zehn Jahren verlassen hatten, ihm ein Verzeichniß von allen Müßiggängern, Vagabunden und liederlichen Menschen einzuschicken und bei eigener Gefängnißstrafe keinen zu verschonen. So mußte ein Syndicus von Albano, welcher seinen Neffen, einen unverbesserlichen Wüstling, nicht auf seine Liste gesetzt hatte, deswegen an einem öffentlichen Platze die Strafe des Auspeitschens erleiden, obschon selbst der spanische Gesandte sich in's Mittel geschlagen hatte, um Gnade für ihn zu erwirken.

Alles dieses Gesindel war wegen einer so genauen Nachforschung so in Schrecken gesetzt, daß der größte Theil derselben die Flucht ergriff, Andere ein Handwerk anfingen, und noch Andere sogar sich als dienende Brüder in Klöstern aufnehmen ließen. Die Angst war so groß, daß selbst Jene, welche vielleicht nur das eine oder das andere Mal aus Schwäche und Leichtsinn auf einen lasterhaften Weg gerathen waren, sich immer von Häschern verfolgt zu sehen meinten.

Den Syndicis befahl Sixtus ganz ausdrücklich, ihm directe ihre Mittheilungen einzusenden, was sie auch pünktlich befolgten, aus Furcht, die Ungnade eines Mannes sich zuzuziehen, von welchem keine Gnade zu hoffen war, und welcher seinen vorzüglichsten Ruhm da hineinsetzte, für streng und unerbittlich zu gelten, so daß er einstens nach dem Lesen eines Briefes, mit welchem ihm ein neues Buch dedicirt war, und worin der Verfasser besonders seiner Milde und Güte großes Lob gespendet hatte, unwillig ausrief: „Dieses Lob hätte wohl auf mich gepaßt, als ich noch Cardinal war, aber jetzt, nachdem ich Papst geworden bin, muß ich es zurückweisen.“

Wirklich machte man auch die Bemerkung, daß er während seiner ganzen Regierung viel lieber von Handlungen einer strengen Justiz, als von Werken der Nachsicht und Milde reden hörte, indem er immer der allzugroßen Gelindigkeit seines Vorgängers und deren traurigen Folgen gedachte.

Seine Freude war groß, wenn er zuweilen von den Syndicis Verzeichnisse und Berichte empfing, welche mit den Namen von

Tagedieben und Vagabunden angefüllt waren. „O mein Gott!“ — rief er dann aus — „die schönen Galeeren, welche ich bauen will! Schon so viel Ruderknechte, ehe ich Galeeren habe!“ — Man sagt sogar, er habe später die Galeeren nur deswegen bauen lassen, um alle die Faullenzer und Müssiggänger seines Staates zu beschäftigen.

Er ermahnte die Legaten und Gouverneure durch ein besonderes Breve, die Amtsgeschäfte ja nicht in die Länge zu ziehen, vor Allem die der peinlichen Gerichtsbarkeit schnell abzumachen, indem er ihnen erklärte, daß es ihm viel lieber sei, die Galgen und Galeeren voll zu sehen, als die Gefängnisse und Zuchthäuser. Den Unterrichtern befahl er bei Strafe seines Zornes, einen Angeklagten nicht länger als zwei Monate gefangen zu halten, und ihn binnen dieser Zeit entweder zu verurtheilen oder frei zu sprechen. Sollte ein Prozeß zu seiner Informirung einen längern Verzug erfordern, so solle man ihm selbst die Acten einschicken, um selbst über die Ursachen der Verzögerung zu urtheilen.

Eine nicht minder wichtige Reform des Justizwesens schwebte ebenfalls dem großen Geiste des Papstes vor, die aber leider wegen seines allzugroßen Eifers für die Verbesserung der Criminalrechtspflege nicht zu Stande kam. Es war die Reform des Civilprozesses. Um nämlich dem bleiernen Gange dieser meist Menschenalter überlebenden Prozesse etwas leichtere Füße zu machen, hatte er den Plan, eine gewisse Zahl von Richtern aus den verständigsten und bravsten Männern des Volkes zu wählen, welche nach Gewissen und gesunder Vernunft entscheiden sollten, wodurch den endlosen Formalitäten endlich ein Ende gemacht worden sein würde. Aber die astrologia judiciaria, jene Sterndeutekunst, welche sogar auf richterliche Entscheidungen einen großen Einfluß hatte und damals in Rom stark getrieben wurde, verbot Sixtus ganz und gar, und es wurden selbst Einige aus sehr guten Familien trotz der Protection mehrerer Cardinäle zu den Galeeren verurtheilt, weil sie sich gegen dieses Verbot mit jener imaginären Kunst beschäftigt hatten.

Ganz seinem Character gemäß erließ er das Edict, daß Niemand bei Strafe seiner Ungnade mehr rufen solle: Eviva Sixto — „Es lebe Sixtus“ — wenn er durch die Stadt gehe; obschon dieses seit allen Zeiten in Rom Gebrauch gewesen war, und das Volk auch ein großes Vergnügen an dergleichen Acclamationen hatte. Sixtus hatte mehr als einen Grund, diese geräuschvollen Zurufe zu meiden, unter denen der hauptsächlichste der

war, incognito gehen zu können, und bei den Gerichtshöfen, in den Klöstern und auf den öffentlichen Plätzen selbst zu sehen, was vorging. An diesem Verbote hielt er so strenge, daß er zwei arme Schelme, welche davon noch gar nichts wußten und auf der Straße bei seinem Vorübergehen riefen: Es lebe der Papst Sixtus! einige Tage ins Gefängniß bringen ließ, um Andern ein Beispiel zu geben.

Wenn sich Sixtus auf der Straße zeigte, so kamen die Leute nicht wie sonst aus ihren Häusern, um auf seinem Wege Spalier zu bilden, sondern gingen eiligst hinein, wenn sie ihn von ferne kommen sahen, und höchstens ein paar alte Greise oder gebrechliche Krüppel, welche nicht so eiligst hatten davon kommen können, waren noch auf seinem Wege und grüßten ihn im tiefsten Stillschweigen. Ja diese Furcht war unter dem Volke so groß, daß die Mütter und Ammen kein wirksameres Mittel hatten, Kinder zum Schweigen zu bringen, als wenn sie sagten: „Still, still! der Papst Sixtus geht vorbei." Während seines ganzen Lebens, ja noch lange nach seinem Tode hörten die Kinder diesen Namen nur mit Schrecken.

Während Sixtus noch in dem Kloster von den heiligen Aposteln war, hatte er die Bemerkung gemacht, daß in den Beichten in Bezug auf die Sünde des Ehebruches ein großer Mißbrauch herrschte, welche Sünde nämlich die meisten Pönitenten mit der einfachen Sünde der Unzucht gleich achteten. Um diesem Uebel abzuhelfen und die eben dadurch tief gesunkene Sittlichkeit wieder zu heben, war es gleich nach seiner Thronbesteigung eine seiner ersten Handlungen, dieses Verbrechen bei Todesstrafe zu verbieten; und er untersagte es den Richtern, einem solchen Verbrecher die geringste Frist zu geben. Er ließ sie mit Sorgfalt aufsuchen und versprach demjenigen eine Belohnung, welcher einen solchen dem Gerichte überlieferte.

Der erste, welchen die blutige Strenge dieses Gesetzes traf, war ein Verwandter des Marquis von Altempi, zu dessen Gunsten der Cardinal Altempi selbst sein ganzes Ansehen beim Papste aufbot, um ihn zu retten; allein dieser war unbeugsam. Der unglückliche Edelmann wurde auf einem öffentlichen Platze unter der Trauer und den Thränen des Volkes enthauptet. Auch ließ er an einem Tage mehrere Lustdirnen hinrichten, weil sie eines verbrecherischen Umganges mit Ehemännern überführt waren. Diese Vorgänge brachten einen solchen Schrecken unter die Bevölkerung, daß es in der Stadt so still und geräuschlos war, wie in einem Kloster von der strengsten Observanz.

Unter dem Pontificate Gregors war der Adel Roms und des ganzen Kirchenstaates so übermüthig geworden, daß er sich alle Arten von Freiheiten erlaubte. Mehrere davon, welche bei den Kaufleuten auf Credit Waaren empfangen hatten, verweigerten denselben jede Bezahlung dafür, und wenn sie kamen, jene zu mahnen, so wurden sie mit schweren Drohungen, ja selbst mit groben Mißhandlungen heimgeschickt. Aus Furcht vor noch schlimmeren Mißhandlungen und vor Lebensgefahr ließen die betrogenen Kaufleute lieber ihr Geld im Stiche, und wagten es auch nicht, es durch die Gerichte einzufordern.

Sixtus hatte schon als Cardinal oft Gelegenheit gehabt, dieses tyrannische, gesetzlose Treiben kennen zu lernen, und machte es sich jetzt zu einer seiner ersten Aufgaben, diesem schändlichen Mißbrauche zu steuern. Er ließ daher bald einen gewissen Edelmann aufsuchen, von dem er wußte, daß er schon seit langer Zeit einem Kaufmanne, bei welchem auch Sixtus Waaren entnommen hatte, eine bedeutende Summe schuldete, und der statt Geld die Antwort gegeben hatte: „Edelleute bezahlen ihre Schulden nicht eher, als bis es ihnen gefällig ist.“ Diesen nöthigte er nicht bloß, seine Schuld bei dem Kaufmanne, den er zugleich mit Jenem hatte vor sich kommen lassen, anzuerkennen, sondern er ließ ihn auch noch, nachdem er dem Kaufmanne Genüge zu leisten versprochen hatte, in Verhaft bringen mit dem bestimmten Befehle, ihm erst den Prozeß zu machen, daß er zu lange und ungerecht mit fremdem Gute gewuchert habe.

Zu gleicher Zeit gebot er auch allen Kaufleuten in der Stadt, ihm ein genaues Verzeichniß ihrer sämmtlichen Schuldner zu übergeben. Diese quittirte er, und machte sich so zu deren Gläubiger, wodurch Manche so in Schrecken geriethen, daß sie des Nachts zu ihren Creditoren gingen, ihnen Bezahlung brachten und sie Hände ringend baten, sie in ihren Büchern so zu streichen, als ob sie schon längst bezahlt hätten, damit sie nur nicht vor dem Papste erscheinen müßten. Diese Angst war auch gar nicht grundlos. Denn als ein geheimer Agent des Papstes diesem die Anzeige gemacht hatte, daß ein gewisser Kaufmann seine Forderungen an einem Adligen verschwiegen hatte, ließ Sixtus sogleich dessen Handelsbücher holen und den Kaufmann vorfordern, und da sich diese Posten noch darin vorfanden, so half keine Ausrede mehr, daß er diese Schuld in seinem Buche zu streichen vergessen habe. Der arme Kaufmann wurde als ein Widerspenstiger den

Händen der Justiz übergeben und mußte froh sein, mit einer gnädigen Strafe davon zu kommen.

Alle vierzehn Tage schickte Sixtus zum Gouverneur von Rom und ließ ihm sagen, er sei erstaunt über die nachläßige Handhabung der Polizei in der Stadt, und wenn Er Gouverneur wäre, so sollte es ganz anders gehen. Diese Vorwürfe setzten denselben so in Bewegung, daß er Tag und Nacht sich mit Aufsuchen und Bestrafen der Polizeivergehen abmühte, und sehr oft ganz unbedeutende Versehen mit harten Strafen belegte.

Bisher hatten alle Päpste die Gewohnheit beobachtet, am Tage ihrer Krönung die Kerker zu öffnen und allen Gefangenen die Freiheit wieder zu geben; allein Sixtus that es nicht; und gab den Cardinälen, welche ihn baten, in diesem alten Gebrauche keine Aenderung eintreten zu lassen, zur Antwort, daß es in der Stadt schon mehr als zu viele Taugenichtse gäbe; man solle doch ja nicht noch diejenigen, welche fest säßen, in den Stand setzen, ihre Zahl zu vermehren; und er habe die Regierung der Kirche nur in der Absicht unternommen, um die Schlechten zu züchtigen und zu verhindern, daß sie die Guten nicht noch mehr durch Umgang und Beispiel verdürben.

Gleich in den ersten Tagen seines Pontificats, als noch Alles voll Jubel und Freude war über seine Erhebung, ließ Sixtus ganz früh Morgens vier Unglückliche aufgreifen und hinrichten, welche seit zwei Tagen mit verbotenen Waffen betroffen worden waren, und vergebens baten mehrere Personen von Rang, vergebens sogar die Gesandten von Japan um Gnade für sie. Kurz darauf ließ er auch einen Adligen aus dem Herzogthume Spoleto enthaupten, bloß weil er den Degen gezogen und damit einem andern Adligen gedroht hatte, mit dem er in Streit gerathen war. Ohne nur die Fürbitten von acht Cardinälen, welche sich für das Leben des Unglücklichen verwendeten, anzuhören, befahl er pünktliche Vollziehung des Urtheils, wenn man nicht selbst den Kopf verlieren wolle.

Er hatte aber auch wirklich bei Todesstrafe verboten, den Degen zu ziehen und verbotene Waffen auf den Straßen zu tragen, und dabei bestimmt erklärt, er werde gegen Niemand Nachsicht üben. Dieses hielt aber auch die Rabbulisten und Ruhestörer von Profession so im Zaume, daß sie es kaum wagten, sich mit der bloßen Faust zu messen und sich damit trösteten: „Die Herrschaft des Sixtus wird ja nicht ewig dauern." Der größte Theil der Adeligen trug keine Degen mehr auf der Straße und

diejenigen, welche sich nicht entschließen konnten, ihn wegzulassen, vermieden aber sorgfältig alle Gelegenheit, sich desselben bedienen zu müssen.

Da gab's denn auch bald eine Pasquille, worauf man einen Reiter in vollem Gallopp zum Thore hinaus jagen sah, der auf die Frage: „Wohin so schnell?“ — antwortete: „Ich will machen, daß ich aus Rom komme; denn ich sehe wohl, der Papst ist so schlechter Laune, daß er den heiligen Petrus noch aufhängen läßt, weil er dem Malchus das Ohr abgehauen hat.“

Drittes Kapitel.

Die Bischöfe müssen Residenz halten. Ausrottung der Räuberbanden. Beispiele strenger Justiz. Hinrichtung des Grafen Pepoli in Bologna. Sixtus läßt die Mörder seines Neffen gerichtlich verfolgen.

Sixtus erließ gleich im ersten Consistorium einen Befehl, daß alle Erzbischöfe und Bischöfe sich in ihre Diöcesen zu begeben und dieselben in einem halben Jahre nicht wieder zu verlassen hätten. Dadurch suchte er sich einiger Cardinäle zu entledigen, deren Nähe ihm unbequem war.

Zu der Zeit war der Kirchenstaat von Räubern und Banditen, die wegen ihrer bisherigen Straflosigkeit immer kühner, mächtiger und zügelloser geworden waren, dermaßen angefüllt, daß Niemand auf dem Lande oder in den kleinen Städten, ja sogar in den größern und in Rom selbst seines Eigenthums und seines Lebens mehr sicher sein konnte. Es ist unmöglich, die Zahl der Diebstähle und Morde anzugeben, welche eine längere Zeit hindurch begangen wurden, so daß die Fremden es nicht mehr wagten, nach Italien zu reisen, wo eine solche Straßenräuberei herrschte.

Gregor XIII. hatte es allerdings auch versucht, Ordnung wieder herzustellen, und wiederholt Truppen gegen dieses übermüthige Gesindel aufgeboten, um es auszurotten, allein die göttliche Vorsehung hat den Ruhm dieses Verdienstes der Klugheit und Entschlossenheit Sixtus des Fünften aufbehalten, welcher in wenigen Monaten damit fertig war, und den Kirchenstaat so gänzlich davon säuberte, und auf dem platten Lande und in den Städten eine solche Sicherheit wieder herstellte, daß man zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht, gehen konnte, wo man wollte, ohne einem unangenehmen Abentheuer zu begegnen.

Er begann dieses Unternehmen damit, daß er alle benachbarten Regierungen einlud, jenen Verbrechern in ihren Staaten kein Asyl zu gewähren. Dann setzte er auf die Häupter der Banden ansehnliche Preise, ließ gegen diejenigen, deren man hatte habhaft werden können, ein sehr pünktliches und rasches Justizverfahren eintreten, verordnete sehr harte Strafen gegen ihre Freunde und Verwandten, welche sie bei sich versteckt oder ihr Entkommen begünstigt hatten, und gab hierdurch allen seinen Unterthanen die ersehnte Ruhe und Sicherheit wieder; und da jeder fürchtete, seine Privatfeindschaft könne ihn in den Verdacht eines Störers der öffentlichen Ruhe bringen, so sah man fast nichts als freiwillige Versöhnungen, bei denen sich alle betheiligten Parteien beeiferten, dem Gegner ein Opfer zu bringen.

Als Sixtus eines Tages bemerkte, daß der Polizeipräfect vom Lande in den Straßen Rom's spazieren ging, statt seiner Amtspflicht gemäß die Banditen aufzusuchen, stellte er ihn auf der Stelle zur Rede. Der arme Mann, welcher bei dem Erblicken des Papstes sich aus dem Staube zu machen gesucht hatte, war in der höchsten Bestürzung, als er vor demselben auf den Knieen liegend mit donnernder Stimme und drohender Miene gefragt wurde: „Wer bist du?" — Der Präfect, wohl merkend, daß ihn der Papst erkannt habe, gab zitternd zur Antwort, er sei der Polizeihauptmann vom Lande.

„Wie! Unglücklicher!" — fuhr ihn Sixtus in demselben Tone an — „du hast noch die Unverschämtheit, dem Papste etwas vorzulügen? Wie kannst du der Polizeihauptmann vom Lande sein, und gehst so in der Stadt spazieren?"

Er ließ ihn ins Gefängniß setzen, und Jedermann war besorgt für das Leben desselben. Allein gleich nach dem Abendessen ließ er ihn wieder vorkommen, und erließ ihm alle Strafe unter der Bedingung, ihm binnen sechs Tagen die Köpfe von sechs Räubern einzuliefern. Der Präfect, welcher nicht erwartet hatte, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen, warf sich vor Freude zitternd nieder, küßte die Füße des heiligen Vaters, verließ Rom noch in demselben Augenblicke, nahm seine Leute zusammen und löste seine Aufgabe so gut, daß er noch vor Ablauf des Termins vier Banditen lebendig und von drei Gesellen derselben die Häupter überbrachte, was den Papst sehr günstig stimmte, so daß er ihn mit einer goldenen Kette und fünfzig Goldstücken beschenkte.

Um den Schrecken unter jener verabscheuungswürdigen Menschenklasse noch zu vergrößern, ließ er alle den Straßenräubern

abgeschlagenen Köpfen über den Thoren der Stadt und auf beiden Seiten der Tiberbrücke, welche zur Engelsburg führt, aufstecken, deren Menge aber bald den Vorübergehenden durch ihren Modergeruch höchst lästig wurde, weshalb einige Cardinäle die Stadtvorsteher veranlaßten, Seine Heiligkeit um Entfernung jenes widerwärtigen Anblickes zu bitten.

„Wirklich, meine Herren," — erwiederte ihnen Sixtus darauf — „Sie haben sehr feine Nerven, daß Sie den übeln Geruch dieser Köpfe nicht vertragen können, welche nun Niemandem mehr Schaden zufügen; ich für meine Person meine, daß diejenigen, welche das Publikum beunruhigen und belästigen, einen weit unausstehlicheren Geruch haben."

Alle übrigen Fürsten Italiens, welche den Uebertritt aller Vagabunden und Straßenräuber, von denen Sixtus seine Staaten reinigte, in ihre Staaten nicht hindern konnten, beschwerten sich höchlichst bei dem römischen Hofe, daß der Kirchenstaat auf Kosten der Freiheit und Ruhe ihrer Unterthanen sich dieser gefährlichen Subjecte entledige. Den Gesandten, welche diese Klage vorbrachten, gab Sixtus kurz und kräftig zur Antwort:

„Wollen mir Eure Herren ihre Staaten überlassen, so will ich sie in kurzer Zeit eben so säubern, wie den Kirchenstaat; und wenn sie es eben so machten, wie ich, so würde ganz Italien eine vollständige Ruhe und Sicherheit erlangen. Souveraine können Wunder thun, wenn sie wollen."

Ein Opfer dieser fürchterlichen Strenge wurde auch ein junger Florentiner, der noch nicht das siebenzehnte Jahr zurückgelegt hatte. Dieser unglückliche Jüngling hatte sich den Polizeibeamten widersetzt, welche ein Pferd im Hause seines Herrn, der in einem Viertel jenseits der Tiber wohnte, in Beschlag nehmen wollten; und zwar nur deshalb hatte er sich diesen widersetzt, weil dieses Pferd nicht das Eigenthum seines Herrn war. Man hat daher auch immer geglaubt, der Papst sei über diese Angelegenheit nicht genau unterrichtet gewesen, obschon Andere der festen Meinung waren, Sixtus habe dadurch ein Beispiel geben wollen, um die sehr gemißbrauchte Freiheit des Volkes ganz wegzuschneiden. Wie dem auch sei, kurz, der arme Jüngling wurde zum Tode verurtheilt und hingerichtet, betrauert von Jedermann. Der Gesandte des Großherzogs von Florenz und der Cardinal Medicis machten vergebliche Anstrengungen beim Papste, um ihm das Leben zu retten; auch der Gouverneur von Rom bot seiner Seits Alles auf und stellte Sixtus vor, daß selbst die Gesetze es nicht

gestatteten, einen so jugendlichen Verbrecher zum Tode zu verurtheilen. Alles dieses konnte die Strenge seiner Gerechtigkeit nicht beugen.

Als man den unglücklichen jungen Mann zum Tode führte, sah man ihn mit einem blutigen Schweiß bedeckt. Man hat die Ursache dieser auffallenden Erscheinung untersuchen wollen, und den Schweiß für bloße Thränen erklärt, welche von der großen Inflammirung, die Schmerz und Verzweiflung auf die Thränendrüsen ausgeübt, ihre Farbe entlehnt hätten, in der Ueberzeugung, daß ohne ein Wunder das Blut nicht aus seinen Gefäßen herausgeschwitzt werden könne.

Das Entsetzen, welches diese furchtbare Strenge der Justiz verbreitete, wurde vermehrt durch ein anderes Beispiel derselben Art, welches nicht minder wie das vorige das Mitgefühl in Anspruch nahm. Ein Handwerker hatte einen seiner Neffen in's Gefängniß bringen lassen, weil er die Ehrfurcht gegen seine Mutter verletzt hatte, und wollte ihn nur einige Stunden zur Strafe darin lassen. Allein der Papst, alsbald hiervon benachrichtigt, verbot dem Gefangeninspector, denselben wieder zu entlassen. Wie war sein Oheim erstaunt, als er hinkam, um den armen Jüngling wieder frei zu lassen, und nun das päpstliche Verbot hörte! Er eilte straks zum Papste, dem er die Ursache des Gefängnisses seines Neffen erzählen mußte. Nachdem er ihn ruhig angehört hatte, sagte er: „Du hast deinen Neffen zur Gefängnißstrafe verurtheilt, weil er seine Mutter mißhandelt hatte; aber ich bin Regent und darf keine Unbilden dulden; ich will diese Sache untersuchen lassen.“ Er wurde auch wirklich zum Galgen verurtheilt, allein begnadigt und auf die Galeeren geschickt.

So erschreckliche Strafen hatten aber auch eine solche Veränderung in dem Betragen des römischen Volkes hervorgebracht, daß diejenigen, welche dasselbe unter dem Pontificate Gregors XIII. in allen Arten von Ausschweifungen und Lastern versunken gesehen hatten, es fast nicht glauben konnten, daß man es jemals wieder zu einem mäßigen und friedlichen Leben hätte zurückführen können. Es gab fast keine Familie mehr, welche nicht eben so geregelt lebte, als die religiösen Genossenschaften, zu deren Superioren Sixtus jeden Monat schicken ließ, um ihnen die pünktliche Beobachtung der Disciplin anzuempfehlen.

Ehe wir dieses Kapitel schließen, sei es erlaubt, noch ein Beispiel von der unparteiischen Strenge, mit welcher Sixtus gegen Hoch und Niedrig verfuhr, mitzutheilen. Das Mißgeschick des

Grafen Johann Baptist Pepoli, aus einem der reichsten und größten Häuser Bologna's, setzte diese ganze Stadt in eine außerordentliche Trauer. Man hatte diesen Herrn mit Recht angeklagt, daß er ein Einverständniß mit einigen Banditenführern unterhalte.

Von Rom langte der Befehl zu seiner Verhaftung und Untersuchung an. Der Gerichtshof von Bologna, welcher keine hinreichenden Beweise zu haben glaubte, um eine Person von diesem Stande zu verurtheilen, war eben im Begriffe, ihn von der Anklage frei zu sprechen — in der Meinung, daß Niemand die Wahrheit dieser Sache wisse — als ein Abgeordneter vom Papste erschien, um den Richtern mitzutheilen, daß es der Wille Seiner Heiligkeit sei, den Deliquenten zum warnenden Beispiele, wie er es verdient habe, zum Tode zu verurtheilen. Der Gerichtshof konnte nun freilich, um nicht noch sich selbst die Ungnade von Sixtus zuzuziehen, nicht umhin, dem Gesetze seinen Gang zu lassen, und sprach über den Grafen das Todesurtheil aus, schob aber die Ausführung noch auf, um demselben noch Zeit zu lassen, die Gnade des Papstes anzuflehen, obgleich man wohl schon von vorn herein überzeugt war, daß er sie nicht erlangen würde. Seine mächtigen Verwandten boten Alles auf, und man vergaß nichts, was nur das Herz eines jeden andern Menschen rühren mußte, nur das eines Sixtus nicht. Er blieb unerbittlich und sandte den bestimmten Befehl, die Execution pünktlich und schnell zu vollstrecken. Und so wurde denn dieser beklagenswerthe vornehme Herr, der sich in Bologna immer durch großen Glanz und Pracht ausgezeichnet hatte, auf einem öffentlichen Platze enthauptet.

Es ist aber auch nicht zu läugnen und daher auch nicht zu übersehen, daß der Vorschub, welchen der größte Theil des Bolognesischen Adels durch seinen Schutz den Banditen leistete, ein großes Beispiel forderte, um denselben zu vermögen, alle Verbindungen mit diesen Verbrechern abzubrechen. Diese Betrachtung war es auch, welche den Papst in seiner Unbeugsamkeit befestigte und auf Vollstreckung des Urtheils zu dringen nöthigte.

Auch ließ Sixtus die Untersuchung gegen die Mörder seines Neffen wieder aufnehmen und trug die Leitung desselben dem Cardinal Sixtus auf, weil der Mord während der Regierung seines Oheims begangen war. Als ihm dieser Cardinal vorstellte, „daß man auch damals gleich das strengste Verfahren gegen dieselben würde haben eintreten lassen, wenn er nicht ein so großes

Widerstreben, dieselbe zu verlangen, bewiesen hätte" — antwortete Sixtus:

„Es ist wahr, weil ich glaubte, die Verwandtschaft vergessen zu müssen, um dem Gebote Gottes zu gehorchen, welches zu verzeihen befiehlt. Allein jetzt gebietet mir die Pflicht des Regenten, wegen dieses Mordes die Gerechtigkeit walten zu lassen. Wenn Ihr seliger Herr Oheim denselben hätte bestrafen lassen, so würde er mir die Mühe und den Kummer erspart haben, jetzt noch die Urheber desselben zu verfolgen, und ich würde nicht zum zweiten Male den Tod eines Neffen zu betrauern haben, den ich mit vieler Zärtlichkeit liebte."

Viertes Kapitel.

Streitigkeiten des Papstes mit Spanien und Frankreich.

Von diesen innern Reformen, welche Sixtus in seinem Staate mit der fürchterlichsten Energie vornahm, wollen wir auf eine kurze Zeit unsern Blick auf seine äußere Politik werfen, die er unterdessen befolgte. Bei seinem Charakter konnte es nicht lange ausbleiben, daß er bald mit den einflußreichsten Höfen Europa's in Verwickelungen kam; so insbesondere mit Heinrich III. von Frankreich, mit Philipp II. von Spanien und mit Heinrich, König von Navarra. Der Zwist mit Spanien beruhte auf einer sehr geringfügigen Ursache, hinter der aber große Pläne des Papstes versteckt waren.

Der spanische Gesandte überreichte nämlich alljährlich am 29. Juni, am Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus, im Namen seines Königs dem Papste feierlich einen Zelter nebst einem Beutel von 7000 Thalern als Vasall der Kirche, von der er das Königreich Neapel zu Lehn empfangen. Diesen Tribut hatte Kaiser Karl V., als er jenes Königreich in Besitz genommen, bestätigt und allen seinen Nachfolgern die Pflicht auferlegt, obige Abgabe an den heiligen Stuhl zu entrichten.

Dem Herkommen gemäß rüstete sich nun auch der Gesandte Spaniens in diesem Jahre am Tage der heiligen Petrus und Paulus, um sich gegen Sixtus dieser Pflicht mit vielem Pomp zu entledigen. Die Feierlichkeit fand vor dem Hauptportale von Sanct Peter statt, wo der Papst auf einer prachtvoll

ausgerüsteten Estrade Platz nahm, umgeben von den Cardinälen und dem ganzen diplomatischen Corps.

Der Repräsentant des Königs von Spanien überreichte nun seinen Tribut mit einer unterwürfigen Anrede, daß ihm sein Herr den Befehl ertheilt habe, Seiner Heiligkeit dieses als ein Zeichen seiner Lehnsverpflichtung für das Königreich Neapel darzubringen.

Sixtus empfing diesen Gesandten mit vieler Würde und mit einer Art, welche zu erkennen gab, daß weder das Geschenk, noch die Huldigung ihm eben besonders angenehm waren; und er gab dieses auch endlich ganz deutlich zu verstehen, als er, sich auf dem Throne erhebend, mit einem Tone beißender Satyre sagte:

„Wahrhaftig, diese heutige Höflichkeitsbezeugung ist nicht übel; und es gehört eine große Beredsamkeit dazu, Jemanden zu überreden, ein Königreich für ein Pferd zu vertauschen; indessen" — fügte er in einem ernsteren Tone hinzu — „habe ich nicht im Sinne, daß dieses noch lange so gehen soll."

Diese letzten Worte besonders machten den spanischen Gesandten außerordentlich betroffen und ließen schon etwas von dem Plane des Sixtus, das Königreich Neapel mit dem Kirchenstaate zu vereinigen, vermuthen. Dieser Plan beschäftigte ihn auch in der That während seiner ganzen Regierungszeit, und er ergriff alle nöthigen Vorkehrungen, um damit zum Zwecke zu kommen; allein die Spanier nahmen ihrer Seits ihre Zeit ebenfalls wahr, so daß sie alle seine Maßnahmen vereitelten, wie wir später noch sehen werden.

Jener Gesandte säumte also nicht, seinem Hofe schleunigst von obiger Aeußerung des Papstes Bericht zu erstatten.

Der König von Spanien ließ zwar den Verdruß nicht merken, den ihm jene Nachricht verursachte, sandte aber doch insgeheim an Don Pedro von Girone, Herzog von Ossuna, welcher Vicekönig von Neapel war, den Befehl, die Grenzen des Staates gut zu bewachen und die Absichten des Papstes zu entdecken zu suchen.

Zu eben dieser Zeit, als dem Herzog von Ossuna dieser Befehl zukam, brach in Neapel eine Revolution aus. Das Volk hatte unter dem Vorwande des Mangels an Brod zu den Waffen gegriffen. Der wüthende Pöbel war so zügellos, daß er einen gewissen Johann Vinzenz Staraco gräßlich ermordete, ihm das Herz und die Eingeweide aus dem Leibe riß, und seinen Körper in mehreren Stücken an verschiedenen Orten der Stadt-

mauer aufsteckte. Dieser unglückliche Mann war sehr reich und in der Stadt auch sehr geachtet; allein die allzu große Vertraulichkeit, in welcher der Vicekönig mit ihm umzugehen erlaubte, hatte ihn so verhaßt bei dem gemeinen Volke gemacht, daß dieser Letztere, obschon im Allgemeinen nicht unbeliebt, sich doch selbst nicht mehr für sicher hielt, als er das schreckliche Loos jenes unglücklichen Günstlings erfuhr. Und da dieser Aufstand gerade mit der Ankunft der Ordre des Königs, die Grenzen zu beobachten, zusammentraf, so glaubte er in diesem Aufruhre schon das Vorspiel und den Beginn der Ausführung der Absichten des Papstes auf dieses Königreich zu sehen.

Zwei Dinge waren es, welche den Vicekönig über die ihm empfohlene Sorge für die Sicherheit der Grenzen des Staates sehr beunruhigten: erstens war es die große Anzahl von Banditen, welche unaufhörlich aus den Staaten des Papstes heraus kamen und sich in den Ländern des Königreiches verbreiteten; indem er dadurch den Verdacht schöpfte, daß hierunter irgend eine Geheimniß versteckt liege: der zweite Grund der Besorgniß war das päpstliche Verbot der Getreideausfuhr nach Neapel, obschon dasselbe einen sehr großen Mangel daran hatte. Der Nothstand im Lande hatte den Herzog von Ossuna mehrmals schon genöthigt, den Papst um Aufhebung jenes Verbotes zu bitten; allein dieser achtete gar nicht darauf und sagte gewöhnlich, wenn er von dem Aufstande in Neapel sprechen hörte: „Diese Aufrührer verdienen meine Fürsorge nicht.“

Der Zwist mit dem Könige von Frankreich machte weit mehr Aufsehen. Sixtus ließ nämlich eines Morgens in aller Frühe dem französischen Gesandten St. Gohard, welcher seit der Zeit Gregors sich in der Verwaltung seines Amtes viel Achtung erworben hatte, bedeuten, binnen zwei Tagen nicht bloß Rom, sondern auch den Kirchenstaat zu verlassen. Der Grund zu dieser außerordentlichen Maßregel war folgender: Sixtus hatte den Bischof von Bergamo, Hieronymus Ragadzoni, welcher päpstlicher Nuntius in Frankreich war, zurückgerufen, um an seine Statt den Fabio Mirto, einen Neapolitaner, Erzbischof von Nazareth, einen Mann voll tiefer Weisheit und großer Geschäftskenntniß, der schon mehrere ansehnliche Aemter der Art verwaltet hatte, dahin zu schicken, und dieses um so mehr, weil er eben in Frankreich schon zwei Mal als Nuntius gewesen und der römische Hof mit seiner Amtsführung immer sehr zufrieden gewesen war. Er konnte also in Betracht des gegenwärtigen

Zustandes der Dinge in Frankreich diese wichtige Stelle keinen besseren Händen anvertrauen, als denen eines so intelligenten Ministers.

Kaum hatte aber der König von Frankreich die Abreise des neuen Nuntius von Rom erfahren, von dem er wußte, daß er eben seinen Interessen nicht günstig war, so schickte er ihm einen Courier mit dem Befehle entgegen, nicht weiter zu reisen, sondern an dem Orte zu bleiben, wo ihn der Courier treffen werde, bis erst Depeschen vom heiligen Vater aus Rom eingegangen sein würden, an welchen der König schon die Bitte geschrieben hatte, den bisherigen Nuntius, Bischof von Bergamo, in diesem Amte bei ihm zu belassen.

Der Erzbischof von Nazareth befand sich gerade in Lyon, welches ihm einen sehr prächtigen Empfang bereitet hatte, als ihn der entgegengesandte Courier des Königs mit jenem sehr unerwarteten Befehle traf. Da er von Natur heftig war, so übermannte ihn der Zorn und er protestirte mit aller Macht gegen dieses Verbot.

„Der Papst ist nicht der Mann" — sagte er zu dem, der ihm jene Depesche überreichte — „welcher einen solchen Schimpf so geduldig hinnimmt, bei dem Er selbst noch mehr interessirt ist, als meine Wenigkeit. Morgen noch werde ich meiner Instruction gemäß zurückkehren, in der mir anbefohlen ist, bei der geringsten Schwierigkeit, welche man mir machen werde, sogleich den Weg nach Rom zurück zu nehmen; und sobald dieses der Papst erfährt, so wird er auf der Stelle den Bischof von Bergamo abberufen und in Zukunft keinen Nuntius mehr nach Frankreich schicken."

Als Sixtus von diesem Ereignisse durch einen Courier, den der Erzbischof alsobald an ihn abgefertigt hatte, Nachricht erhielt, war er sehr aufgebracht gegen den König von Frankreich. Unverhohlen sprach er es aus, daß er ihm diesen Schimpf nicht vergessen werde, und ohne ein Consistorium zu halten, gab er dem französischen Gesandten St. Gohard den Befehl abzureisen, wie wir oben gesehen haben.

Da auch der König von Frankreich anderer Seits erfuhr, was in Rom vorgegangen, war er außer sich vor Verdruß und ließ es seinen ganzen Hof merken. Er machte allen fremden Gesandten Mittheilungen davon und protestirte bei ihnen förmlich gegen das Verfahren des Papstes, welches ohne Beispiel in der Geschichte sei, und berichtete nach Rom, daß man selbst in dem

Falle eines erklärten Krieges noch an keinem Hofe der Welt seinem bevollmächtigten Minister einen gleichen Schimpf angethan habe, und daß er (der König), bevor er an den neuen Nuntius das Verbot der Weiterreise geschickt, erst sehr höflich an den Papst geschrieben und ihn gebeten habe, an seinen Hof einen Mann zu senden, der sein Vertrauen besitze.

Sixtus antwortete hierauf, daß er gleich nach dem Empfange der Depeschen des Königs dessen Gesandten zuvor von seinem Vorhaben benachrichtigt habe, welcher ihm auch die Versicherung gegeben, daß sein Herr mit der Nuntiatur des Erzbischofs von Nazareth einverstanden sei. Vor der Abreise des Letztern habe er dem Gesandten in Gegenwart des Cardinals von Este noch einmal erklärt, daß, da derselbe mit seiner Zustimmung nach Frankreich ginge, er erwartete, daß man seiner Reise kein Hinderniß entgegenstelle, und daß er bei der ersten Nachricht hiervon ihn aus Rom und aus seinen Staaten verweisen werde.

Hierauf entgegnete der König, sein Gesandter habe ihm hiervon gar nichts zu wissen gethan.

So schienen denn Beide Grund zu haben, zu klagen, und es war schwer zu entscheiden, wer von ihnen Unrecht hatte.

Man warf nun die Schuld auf den Gesandten, welcher indessen sich bei seinem Herrn sehr wohl zu rechtfertigen wußte. Er habe, um die Wohlthat des Friedens zu erhalten, gemeint, dem Könige, seinem Herrn, diesen Verdruß ersparen zu müssen, und ihn an einem ernsteren Conflicte mit dem Papste zu verhindern, welcher mit einer solchen Härte und Heftigkeit mit ihm über diese Angelegenheit geredet habe, daß er befürchtet hätte, man werde in Frankreich, wenn man Alles erführe, was der Unmuth den Papst habe reden lassen, gänzlich mit Rom brechen.

In einer Antwort an den König theilte Sixtus Alles mit, was er zu seinem Gesandten gesprochen hatte, und zählte alle Gründe auf, welche ihn bewogen, den Bischof von Bergamo zurückzuberufen und den Erzbischof von Nazareth an seiner Statt zu senden; und er bat ihn, seinen Gesandten zurückzuziehen, indem er erklärte, mit diesem nicht mehr unterhandeln zu wollen. Dieses Schreiben ließ der Papst durch Horaz Ruccellai, einen geschickten Edelmann von offenem und aufrichtigem Charakter, und der die Ehre hatte, mit dem Könige auf dem Fuße großer Vertraulichkeit zu leben, dem letztern zustellen, welcher dasselbe sehr freundlich aufnahm, es in allen Hauptpunkten zur Zufriedenheit beantwortete und denselben Ruccellai beauftragte,

dieses Rückschreiben persönlich dem heiligen Vater zu überreichen.

Diese Geschichte hatte das Gemüth des Königs sehr bewegt; allein es war nichts im Vergleich zu der Aufregung des Papstes, der mit nicht geringen Drohungen Jenem gegenüber trat und gegen dessen Absicht protestirte, Rache zu nehmen für den Schimpf, den er erhalten zu haben behauptete. Indessen bemühten sich die Prinzen und die Minister des französischen Hofes, den König zu größerer Nachgiebigkeit zu bewegen, um den Papst zu besänftigen, und der Cardinal von Este nebst einigen seiner Collegen, welche sich bei diesem Conflicte sehr geschickt zu benehmen gewußt hatten, brachten diese Angelegenheit wieder in Ordnung, und zwar in der Weise, daß der Erzbischof von Nazareth als Nuntius beim Könige empfangen wurde, und der französische Gesandte wieder nach Rom zurückkehrte und seinen Posten beim heiligen Stuhle einnahm.

Fünftes Kapitel.

Sixtus und Heinrich von Navarra.

So ernst und folgenschwer dieses Zusammentreffen des Papstes mit dem Könige von Frankreich hätte werden können, so war es doch nichts im Vergleiche mit dem Kampfe, welchen Sixtus mit dem Könige von Navarra führte, in welchem Jener sich zur Anwendung seiner höchsten Strafmittel hinreißen ließ und auf diesen König die Blitze des Bannfluches schleuderte.

In Frankreich hatte sich nämlich unter dem Pontificate Gregors XIII. eine Ligue gegen jenen Fürsten gebildet, weil er sich zu der protestantischen Religion bekannte; in diesen Bund waren nicht bloß Prinzen und andere Personen von hohem Stande, sondern auch viele Bürger und angesehene Männer von Paris eingetreten. Alle Anstrengungen jedoch, selbst die der Spanier, von Gregor die Bestätigung dieses Bundes zu erwirken, blieben fruchtlos.

Sobald sich aber Sixtus, welcher mit Eifer jede Gelegenheit ergriff, die Religion zu schützen und in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten, auf den Thron der Kirche erhoben sah, so bestätigte er auch ohne Weiteres förmlich und feierlich diese Ligue und schleuderte im vollen Consistorium, eine schwarze Kerze in

den Händen haltend, die Blitzstrahlen des Bannfluches gegen Heinrich von Navarra und den Prinzen von Condé, welche er für Ketzer und für Häupter, Begünstiger und Beschützer der Ketzerei erklärte, die nach den Gesetzen und Canones der Kirche, gleich jenen, die kirchlichen Strafen (Censuren) verwirkt hätten. Er erklärte ferner sie und alle ihre Nachkommen aller ihrer Güter, Staaten und Herrschaften verlustig und unfähig der Nachfolge in irgend einer Regierung, insbesondere der Frankreichs, und entband ihre Unterthanen des Eides der Treue und des Gehorsames.

Der König von Navarra mußte alle seine Kraft und seinen Muth zusammen nehmen, um einen so gewaltigen Schlag auszuhalten, welcher ihn aber der Schläfrigkeit entriß, in der ihn sein Hang zur Ruhe und zum Vergnügen lange Zeit gefesselt gehalten hatten. Jetzt raffte er alle seine Kraft und Stärke zusammen und gab Beweise von einer Regsamkeit, der man ihn sonst für ganz unfähig hielt. Ja, er äußerte sogar gegen die Vertrautesten seiner Umgebung, daß er Denjenigen, welche ihn aus dieser Lethargie geweckt hätten, zu großem Danke verpflichtet sei, indem er sonst ohne ihre Verfolgung in jener Stille und gemächlichen Trägheit in irgend einem Winkel der Gascogne verschollen sein würde, ohne von seinen Regierungsgeschäften Kenntniß zu nehmen; und er würde sich dann auch außer Stande gesehen haben, die Krone Frankreichs sich auf das Haupt zu setzen, im Falle Heinrich III. ohne männliche Leibeserben gestorben wäre.

Zwei Schritte, die großes Aufsehen erregten, waren es, durch welche dieser Prinz sich gegen die Angriffe von Rom zu schützen anfing; nämlich erstens die Weisung an den Herrn du Plessis Mornay (einen sehr einsichtsvollen Staatsmann, dem man weiter nichts zum Vorwurfe machen konnte, als seine Anhänglichkeit an die neuen Meinungen im Gebiete der Religion), auf das Manifest der Ligue mit einer Vertheidigung zu antworten und eine Erklärung zu erlassen, um sich wegen der Beschuldigungen und Verleumdungen der Hugenotten zu rechtfertigen. Er bat in dieser Declaration den König, als seinen souverainen Oberherrn, mit allen Beweisen der Ehrfurcht, welche er Seiner Majestät schuldig wäre, sehr demüthig, ihm zu erlauben, daß er alle diejenigen, welche ihn mit so schwarzen Farben gemalt hätten, Lügen strafen dürfe. Er erbot sich, um das Blut der Bürger zu schonen und das Volk nicht in das Verderben eines Bürgerkrieges zu stürzen, welcher immer doch nur Mord, Brand und

Tempelschändung in seiner Begleitung habe, diesen Streit durch einen Zweikampf mit dem Herzoge von Guise, dem Haupte der Ligue, Mann gegen Mann oder zehn gegen zehn, oder, so viel der König wolle, gegen eine gleiche Zahl von den Seinigen auszufechten. Seine Majestät möge nur den Wahlplatz bestimmen, im Falle der Herzog, dem er es ganz frei stelle, denselben innerhalb oder außerhalb des Königreiches zu wählen, lieber in dessen Staaten als in einem auswärtigen die Herausforderung annehmen dürfte.

Diese Erklärung hatte eine große Wirkung. Alle sachkundigen und verständigen Männer Frankreichs behaupteten, daß man, ohne ungerecht zu sein, gegen diesen Fürsten, der sich so ganz zur Rechenschaft stelle, weder Zwang noch Gewalt anwenden dürfe. Der größte Theil des französischen Adels, welcher bekanntlich im Punkte der Ehre sehr delikat ist, billigte diesen Schritt des Königs von Navarra als einen edelmüthigen, und sprach ganz offen, daß der Herzog von Guise mit Freuden den vortheilhaften Vorschlag annehmen müsse, gegen Jenen seinen Degen zu ziehen.

Es war aber weder ein Fehler des Herzens, noch ein Mangel an Muth, daß der Herzog diese Herausforderung nicht annahm. Denn abgesehen davon, daß er die Dreistigkeit, sich mit einem Prinzen von Geblüt, welcher im Allgemeinen doch die Achtung des ganzen Königreiches besaß, zu schlagen, gewissermaßen als ein Verbrechen ansah, wollte er auch nicht einen, das öffentliche Wohl und die Religion betreffenden Streitpunkt zu einer Privatsache herabwürdigen. Und selbst, wenn er auch hätte diese Art der Entscheidung angenommen, so war er doch der Zustimmung der Verbündeten noch nicht gewiß, da diese ein gewichtiges Wort hierbei mitzureden hatten.

Deshalb begnügte er sich auch damit, ihm ganz bescheiden und achtungsvoll zu erwidern, „daß er die Person des Königs von Navarra zu hoch schätze und ehre, und für ihn als einen Prinzen von Geblüt zu viel Ehrfurcht besitze, als daß er einen persönlichen Streit mit ihm beginnen sollte. Sein Interesse nehme nur der beklagenswerthe Zustand in Anspruch, in welchem jetzt die Religion durch die unselige Spaltung gerathen sei, da die Ruhe und der Friede des Königreiches nur von der Einheit derselben abhänge.“

Den zweiten kräftigen Schritt that Heinrich von Navarra dadurch, daß er alsogleich nach erhaltener Nachricht von seiner

Excommunication durch Sixtus darüber Beschwerde beim Könige von Frankreich führte und ihm bewies, daß dieses Unterfangen des Papstes den König fast mehr betreffe als ihn selbst, und daß, wenn der Papst sich einmal in den Besitz des Rechtes gesetzt habe, über die Erbschaft der Kronen zu entscheiden und einen Prinzen von Geblüt der Nachfolge für verlustig zu erklären, er auch in der Folge diese ungerechte Gewaltthat über seine eigene Staaten ausdehnen nnd ihn selbst entthronen könne, wie es der Papst Zacharias mit Childerich III. gemacht habe.

Diese Gründe machten einen solchen Eindruck auf das Gemüth des allerchristlichsten Königs, daß er die Publikation der Bannbulle verbot, obschon der Nuntius und die Häupter der Ligue ihn drängten und sogar mit Drohungen von Seite des Papstes ihn bestürmten.

Der König von Navarra, welcher noch nicht Rache genug geübt zu haben glaubte, fand eifrige Freunde in Menge unter der großen Zahl, welche er in Rom selbst hatte, die es wagten, an allen Straßenecken, an allen Palais der Cardinäle und sogar an dem Vatikan selbst während der Nacht seine und des Prinzen von Condé Protestationen anzuschlagen, nebst ihrer Appellation von dem Urtheile des Papstes an den Gerichtshof der Pairs von Frankreich, worin sie alle Diejenigen der Lüge bezüchtigen, welche sie als Ketzer anklagen, und sich unterwerfen, in einer Versammlung von Bischöfen und Prälaten ihr Glaubensbekenntniß abzulegen, und worin sie endlich geloben, Rache zu nehmen für den Schimpf, welchen Sixtus dem Könige, den Prinzen von Geblüt und dem Hofe der Pairs von Frankreich angethan habe.

Diese Appellation mußte den Stolz Sixtus V. auf's Höchste empören, und er ließ in der That auch alsobald das Consistorium zusammenkommen, um zu berathen, auf welche Weise er diese Schmach zurückwiese. Er konnte nicht begreifen, wie er, in Betracht der großen Anzahl seiner Spione, nicht schon vorher benachrichtigt davon war, ehe dieses nur ausgeführt werden konnte. Nachdem sich aber sein Zorn etwas gelegt hatte, konnte er nicht umhin, die Größe des Muthes des Königs von Navarra zu bewundern, der es gewußt hatte, aus einer so weiten Entfernung Rache zu üben und so eclatante Beweise seiner Empfindsamkeit zu geben. — Seit dieser Zeit bekam er eine solche Achtung vor diesem Fürsten, daß er oft äußerte: Unter allen Regenten von Europa wären es nur dieser und die Königin von England, denen er die Ausführung der großen Pläne anvertrauen möchte,

welche in seinem Kopfe herumgingen — und wie sehr ihn auch die Ligue mit Bitten bestürmte, zu den Kriegskosten etwas beizusteuern, so bewilligte er doch keinen Pfennig dazu.

Von der Königin Elisabeth und von Heinrich von Navarra hatte er eine so große Meinung, daß er, als einmal in seiner Gegenwart von einem damaligen Regenten, der aber gar nichts Außerordentliches an sich hatte, die Rede war, mit unverkennbarer Selbstgefälligkeit äußerte, daß, um die Angelegenheiten der ganzen Welt auf einen guten Fuß zu setzen, Europa nur von drei Regenten mit diesen Charaktern regiert werden müsse.

Die Königin von England dachte ihrer Seits nicht schlechter von Sixtus, und wenn von ihm als Regenten die Rede war, so sprach sie nur mit Lob und Bewunderung von ihm.

Sechstes Kapitel.

Verfolgung der Mörder des Storaco in Neapel. Der Herzog von Ossuna übt sehr strenge Justiz. Tod des Cardinals Sirlet. Benehmen des Papstes gegen die Mitglieder seiner Familie.

Sixtus hörte indessen nicht auf, seinen Unwillen über die Lethargie des Herzogs von Ossuna (wie er dessen allzu läßige Behandlung der Theilnehmer an dem letzten Aufstande nannte) laut zu äußern. Allein er hatte doch wohl nicht ganz Recht, das Benehmen eines eben so großen als klugen Staatsmannes, wie der Vicekönig war, zu verdammen, obschon er nicht mit Unrecht behauptete, daß die Straflosigkeit dieses Aufstandes das Ansehen aller Regenten im höchsten Grade gefährden werde, und sprach sich über diese Angelegenheit in einer Audienz, welche er dem spanischen Gesandten gab, auch ganz unverhohlen aus.

„Ich habe bisher" — sagte er — „den Herzog von Ossuna immer als einen der fähigsten Diener des Königs von Spanien geachtet; allein nach dem grausamen Tode des Johann Vincent Storaco, deren Urheber zu strafen er nicht einmal Kraft genug zu besitzen scheint, hat sich meine Achtung etwas gemindert."

„„Aufgeschoben ist noch nicht aufgehoben, heiligster Vater"" — erwiederte der Gesandte ehrerbietig, indem er sich Mühe gab,

den Vicekönig zu rechtfertigen — „„und außerdem sind auch gute Maßregeln in Neapel getroffen worden durch die Vertheilung mehrerer Abtheilungen der Gardetruppen in die einzelnen Stadtviertel, um die Bevölkerung in Pflicht zu halten.““

„Nein, mein Herr Gesandter“ — entgegnete Sixtus, welcher darauf bestand, daß dergleichen Verbrechen ohne Gnade und ohne Verzug bestraft werden müßten — „das Brod und das Eisen sind die einzigen Werkzeuge, mit denen man die Völker zur Raison bringen kann“ — und wiederholte mehrere Mal die beiden Worte: „Ja, ja, das Brod und das Eisen.“

Der Herzog von Ossuna, dem es nicht verschwiegen blieb, daß der Papst ihm eine allzu große Milde zum Vorwurf machte, fing an, sich diesen Vorwurf selbst zu machen, und dachte ernstlich daran, an den Schuldigsten ein warnendes Exempel zu statuiren. Er ließ deren Einige Anfangs unter dem Vorwande, sie wegen anderer Vergehen in Untersuchung zu bringen, verhaften, warf aber bald die Maske ab und verfolgte sie offen. Mehrere der ersten Bürger der Stadt, die sich der Gunst des Vicekönigs auf Kosten ihrer Mitbürger zu versichern strebten, brachten, als von Seiten der ganzen Stadt ausgehend, Petitionen ein, allen jenen Verbrechern den Prozeß zu machen, und stellten vor, daß dem Publikum Alles daran gelegen sei, vor den Augen der Welt gerechtfertigt und durch die Bestrafung der bloßen Schuldigen für schuldlos erklärt zu werden.

Um eine gute Justiz zu üben, setzte der Vicekönig eine besondere Commission nieder, und ernannte zu Beamten derselben Fernante als Richter und Fornaro, welcher bei ihm in sehr großem Ansehen stand, als Staatsanwalt. Die Gefängnisse waren nun immer angefüllt von diesem übermüthigen Gesindel. Sieben und dreißig von ihnen ließ er aufhängen und darauf ihre Körper über den Stadtthoren zur Warnung aufstellen; Zweihundert wurden auf die Galeeren geschickt und mehr als Tausend aus dem Königreiche verbannt, ohne die bei weitem größte Anzahl Derer zu rechnen, welche ihr Heil in einer schnellen Flucht suchten.

Als jene Unglücklichen zur Hinrichtung gebracht wurden, warfen sie dem Volke laut seine Undankbarkeit und seine Schlaffheit vor, mit welcher es ruhig die Vertheidiger seiner Freiheit zum Tode führen sähe. Der Herzog von Ossuna wollte dem Papste zeigen, daß er ebensowohl, wie er selbst, die Widerspenstigen zu zügeln und seine Zeit zu nehmen wisse, um desto besser zum Zwecke zu kommen, und ließ das Haus eines Apothekers

Namens Johann Leonard Pisano, welches an einem freien Platze nahe bei dem neuen Thore lag, von Grund aus zerstören, weil er beschuldigt wurde, das Volk gegen Storaco aufgereizt zu haben. Die Furcht vor einer exemplarischen Strafe hatte ihn aber gleich von vornherein zur Flucht getrieben. Auf den Boden dieses zerstörten Hauses, dessen sämmtliche Materialien auf dem freien Platze verbrannt wurden, säete man Salz, und es wurde eine Säule darauf errichtet mit einer daran befestigten Marmortafel, auf welcher der Grund dieser Zerstörung eingegraben war, um so das Andenken an Leonard der ewigen Schande Preis zu geben; es fehlte freilich auch wieder nicht an Leuten, welche meinten, diese Säule gereiche ihm eher zum Ruhme als zur Schmach. Ringsherum ließ der Herzog noch ein Gitter errichten, auf dessen Spitzen er mehr als zwanzig Häupter und die Hände der Hingerichteten aufzustecken befahl. Dieser grausenhafte Anblick setzte das Volk in gewaltigen Schrecken, und obschon es während der ganzen Dauer der Execution eine sehr drohende Haltung gezeigt hatte, so wagte es doch nicht, einen Aufstand zu erregen; denn der Herzog hatte seine Maßregeln so gut getroffen, daß seine Leute ihm alle Tage die genauesten Mittheilungen von Allem machten, was in der Stadt vorging; und man sagte allgemein, Sixtus und er besoldeten mehr Spione, als die andern Fürsten Italiens regulaire Truppen, und der Papst sei sogar eifersüchtig auf den Vicekönig, weil dessen Spione die seinigen noch überträfen.

Die Nachrichten von dieser strengen Gerechtigkeitspflege in Neapel ließen Sixtus nun eine andere Sprache führen, wenn von dem Herzog von Ossuna die Rede war: das Lob, welches er ihm darüber ertheilte, bezeichnete hinlänglich das Wohlgefallen desselben an der Handhabung einer guten Justiz in allen Ländern. Politiker suchen den Schlüssel zu dem Benehmen großer Männer bei auffallenden Begebenheiten immer in vermutheten geheimen Absichten derselben, und deshalb dürfen wir uns nicht wundern, daß es damals unter den Spaniern Manche gab, welche behaupteten, Sixtus habe den spanischen Gesandten durch seine aufreizenden Reden angetrieben, den Tod des Storaco zu rächen, um den neapolitanischen Staat in Verwirrung zu bringen, sich die Verzweiflung der Neapolitaner, wozu sie die grausame Bestrafung der Aufrührer etwa treiben könnte, zu Nutze zu machen und so seine großen Pläne zur Ausführung zu bringen, welche er auf dieses Königreich hegte. Indessen ist denn

doch dieses wohl etwas zu weit hergeholt; vielmehr lag der Wunsch, daß man in allen Staaten gegen Aufwiegler und unruhige Köpfe mit aller Strenge verfahre, ganz in seinem energischen Charakter.

Am 20. October desselben Jahres starb in Rom der Cardinal Sirlet, ein Kalabrese von Geburt, und hinterließ seinen Erben einen Schatz seltener Bücher in einem Werthe von mehr als 20,000 Thalern. Der Papst bezeugte im Consistorium seine große Trauer und äußerte, daß er Niemanden kenne, der würdig dessen Stelle wieder ausfülle. Dem Vorschlage, die kostbare Bibliothek des Verstorbenen für seinen Neffen, den Cardinal Montalto, anzukaufen, widersetzte er sich ganz bestimmt. „So lange ich lebe" — sagte er — „werden meine Unterweisungen bei meinem Neffen hinlänglich die Stelle der Bücher vertreten, und nach meinem Tode wird er etwas Anderes zu thun haben, als in Büchern eine Unterhaltung zu suchen."

Er vertraute diesem Neffen die wichtigsten Geschäfte an, um ihn brauchbar und tüchtig zu machen und seine Urtheilskraft, welche schon von Natur für sein Alter sehr herangereift war, mehr auszubilden. Er hatte ihm die Abnahme der Berichte und Mittheilungen seiner Spione übertragen, und ließ sich dann von ihm Alles genau referiren. Ausdrücklich aber verbot er sowohl ihm, als dessen Mutter und allen andern Neffen, ihn um irgend eine Gunst oder Gnade anzugehen, was aber nicht aus einem Mangel an Liebe zu seiner Familie hervorging, sondern aus dem Streben, von freien Stücken der Schöpfer ihres Glückes zu sein. „Laßt mich nur machen," — pflegte er zu sagen — „und haltet euch ruhig. Was ihr durch eure Sorge euch verschaffen werdet, wird am Ende vielleicht auf ungerechte Weise erworben sein; was ich euch aber geben werde, das besitzt ihr mit Recht und es wird euch auch Segen bringen."

Trotz den höchst wichtigen großen Angelegenheiten, welche ihn unablässig in Anspruch nahmen, und trotz seines strengen Charakters fand er viel Vergnügen in der Lectüre seines Tagebuches, welches er von dem Tage seiner Aufnahme in den Orden als Mönch sein ganzes Leben hindurch tagtäglich gewissenhaft über sich selbst geführt hatte. Bei dem Durchblättern desselben stießen ihm auch zwei kleine Abentheuer auf, welche ihm früher als Ordensmann begegnet waren, und deren er sich ohne Beihülfe seines Tagebuches sonst schwerlich wieder erinnert haben würde. Er suchte sich jetzt Aufklärung darüber zu verschaffen; und da diese beiden Anecdoten

unsern Lesern nicht uninteressant sein werden, so wollen wir denselben ein eigenes Kapitel widmen.

Siebentes Kapitel.

Die Geschichte mit dem Schuhmacher. Was sich mit einem Prior der Augustiner zutrug.

Als Sixtus noch Baccalaureus in dem Kloster zu Macerata war, ging er eines Tages zu einem Schuhmacher, um sich ein Paar Sohlen zu kaufen. Nachdem er lange mit ihm um den Preis gehandelt hatte, überließ sie ihm der Schuhmacher für sieben Julier (ungefähr sieben Groschen), allein Bruder Felix konnte ihm nur sechs geben, und bat ihn, sich mit diesem Gebote für seine Sohlen zu begnügen, indem er hinzufügte: „Vielleicht werde ich einmal im Stande sein, euch den siebenten Julier noch zu geben."

„„Aber wann wollet Ihr mich denn bezahlen?"" — fragte der Schuster — „„wann Ihr Papst sein werdet?""

„„Wenn Ihr mir bis dahin Credit geben wollt," — entgegnete heiter Bruder Felix — „so verspreche ich euch denselben mit Zinsen zu bezahlen."

„„Ei ja!"" — antwortete herzlich lachend der Andere — „„da ich sehe, daß Ihr so guten Muthes seid, Euch zum Papste zu machen, so schlage ich ein und will nicht eher als bis dahin meine Bezahlung haben,"" — und reichte ihm die Sohlen. Felix nahm sie in Empfang, indem er zugleich den Schuhmacher um seinen Namen bat und versprach, sich am Zeit und Ort dieses eben gemachten Handels zu erinnern. Sobald er nun wieder auf seiner Zelle saß, schrieb er sogleich diese kurzweilige Begebenheit in sein Tagebuch.

Nicht lange nach seiner Thronbesteigung begegnete Sixtus beim Durchblättern desselben auch dieser Anecdote. Er gab sogleich Ordre, nachzuforschen, was aus jenem Schuhmacher geworden wäre, und befahl dem Gouverneur von Macerata, denselben, im Falle er noch am Leben wäre, durch einen seiner Leute nach Rom zu schicken, ohne ihn aber den Grund davon wissen zu lassen. Der arme Mann war wie aus den Wolken gefallen über einen solchen Befehl, und da er nach vierzig Jahren sich weder dieser Sohlen, noch des Juliers erinnerte, den ihm noch Jemand

schuldig war, so konnte er gar nicht begreifen, was der Papst ihm zu sagen habe, und mit jedem Schritte näher nach Rom wuchs seine Verwunderung, seine Neugierde, aber auch seine Angst und Beklemmung.

Alsobald nach seiner Ankunft wurde er auch dem heiligen Vater vorgeführt, welcher ihn fragte, ob er ihn niemals in Macerata gesehen habe? Der arme Mann antwortete zitternd: „Nein!“

„Ei doch! erinnerst du dich denn nicht mehr, daß du mir einmal ein Paar Sohlen verkauft hast?“

Der Schuhmacher zuckte die Schultern, und gab damit zu verstehen, daß er sich dessen gar nicht erinnern könne.

„Nun gut;“ — fuhr der Papst ganz freundlich fort — „ich weiß, daß ich dein Schuldner bin, und habe dich deswegen zu mir kommen lassen, um mich meiner Schuld gegen dich zu erledigen.“

Die Verwirrung des armen Schuhmachers stieg immer mehr und nahm ihm ganz die Sprache. Sixtus mußte seinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. „Du hast mir einstens“ — erklärte er ihm — „als ich noch ein armer Klosterbruder war, ein Paar Sohlen verkauft und darauf einen Julier creditirt mit der Bedingung, denselben mit Zinsen an dich zurückzuzahlen, wenn ich Papst sein würde. Da ich nun dieses geworden bin, so ist es recht und billig, daß ich mein Wort löse.“ Er ließ sogleich seinen Hausmaier kommen und sagte zu ihm: „Sehen Sie doch einmal nach, wie hoch sich die vierzigjährigen Interessen von einem Julier zu fünf Prozent belaufen werden, und dann fügen Sie zu dieser Summe das Kapital und übergeben Sie es in die Hände dieses Mannes da“ — welchen er dabei verabschiedete — und befahl seinem Hausmaier, aufzupassen, ob jener damit zufrieden sein werde.

Der arme Schuhmacher verließ das Cabinet des Papstes in der Meinung, daß er eine recht große Menge Geldes bekommen werde; aber wie war er verblüfft, als ihm der Majordomus nur gerade drei Julier auszahlte. Beim Ausgange aus dem päpstlichen Palaste traf er auf mehrere Landsleute, welche ihn mit Ungeduld erwarteten, um zu erfahren, was der Papst von ihm gewollt habe. „Ach,“ — sprach er jammernd zu ihnen — „Seine Heiligkeit hat mich nur deswegen so weit her nach Rom holen und eine Reise machen lassen, die mir ohne die Ausgaben für die Rückkehr schon zwanzig Thaler gekostet hat, — um mir drei Julier zu geben“ — und beklagte sich ganz bitter über diese Ungerechtigkeit.

Der ernste, strenge Sixtus konnte sich, als man ihm dieses hinterbrachte, eines herzlichen Lachens nicht erwehren, weil es nicht seine Absicht war, den armen Mann ohne hinlängliche Entschädigung wieder in die Heimath zu entlassen — und ließ ihn, als derselbe schon die Thore von Rom wieder hinter sich hatte, zurückrufen. Freundlich trat er dem zitternden Greise entgegen und fragte ihn, ob er einen Sohn habe? Dieses war glücklicher Weise der Fall, und derselbe war im Orden der Serviten und noch dazu ein ausgezeichneter, musterhafter Priester. Sixtus befahl dem Vater, seinen Sohn alsobald nach Rom kommen zu lassen, und als er sich von dessen Würdigkeit überzeugt hatte, gab er ihm ein kleines Bisthum im Königreiche Neapel und sagte dann scherzend zu dem Schuhmacher: „Nun machet eure Rechnung und sehet zu, ob ich euch die gebührenden Zinsen für euren Julier richtig bezahlt habe.“

Ein ähnliches, aber noch interessanteres Begegniß hatte er mit einem Augustiner, Pater Salviati. Es wird dem Leser noch erinnerlich sein, auf welche hastige Weise und in welcher Stimmung er das General-Kapitel zu Florenz im Jahre 1564 wegen eines Streites mit seinem Generale verließ, der dessen Entfernung als Desertion betrachtete, und schnell in allen Klöstern und Häusern seines Ordens, welche auf der Straße von Florenz nach Rom lagen, den Befehl ertheilte, den Pater Montalto zu verhaften. Dieser hatte das aber vorausgesehen und einen andern Weg eingeschlagen, wo er durchaus in keinem Hause seines Ordens einkehrte.

Eines Abends kam er in ein kleines Augustinerkloster, dessen Prior eben jener Pater Salviati war, ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, freundlich, gefällig und besonders sehr zuvorkommend gegen Fremde und noch mehr gegen Männer von Auszeichnung. Obwohl nun Montalto ihm seinen Rang nicht entdeckt hatte, so nahm ihn derselbe doch sehr herzlich auf und theilte sogar, weil das Fremdenzimmer etwas zu unbequem war, sein eigenes Bett mit ihm. Ja, als am andern Morgen Montalto, dessen Kasse auch ganz erschöpft war, ihn gegen eine Handschrift um einen kleinen Vorschuß von vier Thalern bat, reichte er ihm auch diesen; allein Montalto mochte sich nicht gern verrathen, verstellte deswegen seine Hand und schrieb einen angenommenen Namen darunter. Es verging eine lange Zeit; aber der Augustiner hörte nichts wieder von seinem Gaste noch von seinem Gelde. Er erkundigte sich bei mehreren Ordensleuten

vom heiligen Franziskus nach dem Namen seines Schuldners, allein keiner kannte einen Bruder dieses Namens im ganzen Orden. Kurz, er hielt sich für betrogen.

Kaum hatte aber Sixtus beim Lesen seines Tagebuches sich dieses Abentheuers wieder erinnert, als er auch sogleich dem General der Augustiner befahl, den Pater Salviati, sofern er noch am Leben wäre, zur Post nach Rom kommen zu lassen, weil er ihn zu sehen und zu sprechen wünsche. Salviati war damals gerade mit seinem Bischofe in Hader gerathen wegen gewisser Streitpunkte, welche zwischen den Bischöfen und Klöstern oft vorkamen. Dieser Prälat hatte aber darüber schon Beschwerde bei der Congregation der Cardinäle eingelegt. Daher glaubte der General, der Papst lasse den Salviati deswegen kommen, um ihn ob der Beschwerden seines Bischofes zu strafen, und in dieser Meinung wurde er noch mehr bestärkt durch den gemessenen, strengen Ton, in welchem der Befehl gegeben war. Er beeilte sich auch, denselben auszuführen, und ließ ihn sogar durch vier Brüder transportiren, welche ihn fast wie Häscher bewachten. Diese Nachricht von der Abführung des Paters Salviati nach Rom auf Befehl des Papstes verursachte dem Bischofe keine geringe Freude, und er äußerte diese auch gegen sein eigenes Kapitel, indem er Gott danke, daß endlich das Geheimniß entdeckt sei, den Widerstand dieses Mönches zu brechen; denn, meinte er, es sei nöthig, diese Art Leute zu demüthigen und ihnen den gegen ihren Bischof zu beobachtenden Respect bewahren zu lehren. Daß Salviati in's Gefängniß gesetzt und ihm von der Congregation der Cardinäle, bei welcher er Beschwerde geführt hatte, der Prozeß gemacht werde, war ihm ganz unzweifelhaft.

Die Augustiner, welche wenig Hoffnung für ihn hatten, und Salviati, der sich selbst verloren glaubte, waren der Meinung, daß er schnell hinginge, den Bischof um Verzeihung bäte und ihn zu versöhnen suche; allein die Hast, mit welcher die Befehle des Papstes ausgeführt werden mußten, ließ ihm hierzu keine Zeit mehr. Gleich nach seiner Ankunft in Rom führte ihn sein General zum Papste, welcher jedoch den General wieder zurückschickte und Salviati allein in sein Cabinet treten ließ. Dem armen Pater hatte die Furcht fast die Sprache genommen, und, immer nur in der Meinung, daß es sich hier um seinen Streit mit seinem Bischofe handele, stammelte er so gut er konnte eine Entschuldigung her, und suchte seine Unschuld darzuthun. Ob-

gleich nun Sixtus von diesem Streite gar nichts wußte, so stellte er sich doch, als ob er genau davon unterrichtet wäre, und fuhr ihn etwas hart an: „Ich weiß es, daß Ihr Unrecht und sehr viel Mangel an Ehrfurcht gegen Euern Bischof bewiesen habt, der ein Prälat von großem Verdienste ist, allein ich habe Euch dießmal wegen einer andern Angelegenheit kommen lassen. Man hat Euch beschuldigt, die Einkünfte Eures Convents verschleudert zu haben. Ich verlange jetzt darüber Rechenschaft von Euch."

Nun athmete Salviati wieder freier auf, da er sah, daß es sich um eine Anklage handelte, deren Untersuchung ihm nur vortheilhaft sein konnte, weil er durch seine gute Wirthschaft das Vermögen dieses Hauses sehr vermehrt hatte. Er antwortete also dem Papste ganz demüthig: „„Ich werde mich allen Strafen, welche Eure Heiligkeit mir aufzulegen geruhen, freudig unterziehen, wenn man mir beweisen kann, daß ich das Einkommen der Genossenschaft, welche unter meiner Leitung gestanden, schlecht verwaltet habe.""

„Nehmt euch wohl in Acht, was ihr sagt," — entgegnete Sixtus mit verstelltem Zorne — „ich habe Beweise in den Händen, die Euch überführen."

Salviati, seiner Unschuld gewiß, zuckte nur mit den Schultern, weil ihm Sixtus keine Zeit ließ zu antworten, sondern sogleich fortfuhr: „Ist es nicht wahr, daß im Jahre 1564, wo Ihr schon Prior waret, ein Mönch aus dem Orden des heiligen Franziskus Euer Kloster besuchte, dem Ihr vier Thaler gabet? Wohlan ich frage Euch, durftet Ihr so eigenmächtig über das Geld Eures Hauses verfügen?

Salviati erinnerte sich alsbald der Begebenheit; allein da er sich nicht träumen konnte, daß es Sixtus selbst sei, dem er dieses Geld geliehen hatte, antwortete er zwar demüthig, aber frei und offen: „„Ja, das ist wahr, heiligster Vater, und ich hätte ihm noch mehr gegeben, wenn er noch mehr verlangt hätte, weil er mir ein Mann von Achtung und Verdiensten zu sein schien, würdig, ihn sich zu Danke zu verpflichten; ich habe es jedoch bald darauf erkannt, daß er nur ein Betrüger und ein Gauner war, der mir eine Handschrift mit einem falschen Namen zurückließ, welchen ich nirgends ausforschen konnte.""

„Gebt Euch nur keine Mühe mehr, ihn zu suchen," — erwiederte darauf der Papst lächelnd — „Ihr werdet ihn doch nicht finden; allein er hat mir aufgetragen, diese Schuld abzu-

tragen und Euch seinen herzlichsten Dank zu bezeugen. Seid Ihr damit zufrieden, daß ich seinen Platz eingenommen habe und Euer Schuldner geworden bin?"

Salviati durchzuckte bei diesen Worten wie ein Blitz der Gedanke, daß der Papst selbst dieser Religiose gewesen sein könne, den er eben mit so schönen Titeln beehrt hatte, und er glaubte in seinem Gesichte Mienen und Züge wieder zu finden. Das machte ihn aber eben um so unruhiger, obschon die letzten Worte des Papstes sehr verbindlich geklungen hatten.

Sixtus sah seine Unruhe und wollte ihm die Freude entgelten, welche er einst bei ihm genossen hatte. Er sagte also in einem unnachahmlichen Tone der Milde und Freundlichkeit zu Salviati: „Es ist Zeit, daß ich endlich meine Dankbarkeit beweise; denn ich bin derselbe Bruder, den Ihr Euch so edelmüthig verpflichtet habt; und da Ihr Eure Zelle und Euer Bett mit mir theiltet, so ist es billig, daß auch Ihr eine Wohnung bei mir findet." Zu gleicher Zeit ließ er den Cardinal Montalto, seinen Neffen, kommen und ordnete an, demselben ein Zimmer in seinen Appartements geben und ihn an seiner Tafel speisen zu lassen, bis auf weitere Befehle.

Der Augustiner-General, welcher mit Ungeduld den Ausgang dieser Audienz erwartete, war höchst angenehm überrascht, als er erfuhr, daß der Gegenstand der Verhandlung ein ganz anderer gewesen sei, als den man gemeint habe; und er suchte den Salviati bei dem Cardinal Montalto auf, wo er glänzend bewirthet wurde.

Aber das Erstaunen des Bischofs war noch größer, als er von einem Freunde in Rom, dem er den Auftrag gegeben hatte, diese Angelegenheit Schritt vor Schritt zu verfolgen, die Nachricht erhielt, daß Salviati, statt, wie er gehofft, in Kerker und Banden geworfen und für seinen Widerstand streng bestraft zu werden, in dem päpstlichen Palaste selbst wohne und mit dem Neffen desselben zu Tische gehe, und überhaupt fast wie ein Verwandter des Papstes behandelt werde.

Während der paar Monate, welche nun Salviati in Rom verweilte, ließ ihn der Papst zu öfteren Malen zu sich kommen, theils um seine Fähigkeit zu prüfen, theils auch um seine Neigungen zu erforschen. Da dieses zu seiner Befriedigung ausfiel, so hatte er sogar schon die Absicht, ihn zum General seines Ordens und den bisherigen General zum Bischofe zu ernennen. Da er aber merkte, daß er Lust habe, aus dem Orden auszutreten, so

übertrug er ihm ein ansehnliches Bisthum im Königreiche Neapel. Dieses Geschenk, welches seinen Orden ehrte, machte desto größeren Verdruß seinem frühern Bischofe, der ihn nun aus seinem Gegner sein Confrater werden sah, und überraschte das Publikum dermaßen, daß bald eine Pasquille mit den Worten erschien, „die Bisthümer kosteten jetzt nur noch vier Thaler."

Achtes Kapitel.

Wie sich Sixtus gegen seine ehemaligen Feinde benimmt. Der heilige Bonaventura wird zum Doctor ecclesiae erklärt. Besuch bei den Jesuiten. Seine Eintheilung der Stadt Rom in vierzehn Quartiere. Strenge Gesetze gegen die liederlichen Dirnen. Berufung mehrerer Gelehrten nach Rom.

Aehnliche Handlungen, welche Jedermann mit Bewunderung erfüllten, könnten wir noch mehrere aus dem Leben Sixtus V. erzählen. Man möchte fast sagen, er habe schon in seiner frühesten Jugend ein bestimmtes Vorgefühl davon gehabt, was einst aus ihm werden würde, wenn man die Sorgfalt in's Auge nimmt, mit welcher er alles Bemerkenswerthe in seinem Leben aufgezeichnet hatte. Sehr ergötzlich kamen ihm jetzt bei der Lectüre seines Tagebuches seine verschiedenen Erlebnisse im Kloster vor.

Wenn er erfuhr, daß Einer von denen, welche ihm irgendwie einen guten Dienst erwiesen hatten, von hinnen geschieden war, so bedauerte er nichts mehr als den Verlust der Gelegenheit, ihm seine Erkenntlichkeit beweisen zu können, und erstreckte dann dieselbe meistens auf ihre nächsten Anverwandten. Seine ganze Rache aber gegen Die, welche ihm früher oft so übel mitgespielt hatten, bestand einfach darin, daß er sie ganz ignorirte und von der Theilnahme an seinen Wohlthaten ausschloß, weil er wohl wußte, daß sie an diese doch nur übel verschwendet würden. In diesem Geist antwortete er auch einst einem hochgestellten Manne (ob es ein Gesandter oder ein Cardinal war, soll dahin gestellt bleiben), welcher ihn bat, die Beleidigungen, die man gegen ihn sich erlaube, zu verzeihen, ganz gelassen: „Wenn ich alle die Verfolgungen, denen ich ausgesetzt gewesen bin, rächen wollte, so müßte ich mich entschließen, einen großen Theil vom Orden des heiligen Franziskus zu vertilgen."

Zu dem heiligen Bonaventura hegte Sixtus immer eine

große Verehrung und Andacht, und ordnete daher an, daß dessen Fest als das eines Doctor ecclesiae gefeiert werde. Er hatte eine solche Achtung vor den Werken dieses Kirchenvaters, daß er schon früh angefangen hatte, einige Commentare über dieselben zu schreiben; allein die unaufhörlichen Zwistigkeiten, denen er im Kloster ausgesetzt war, verhinderten ihn an der Vollendung derselben, und er gab in der Folge oft den sehnlichsten Wunsch zu erkennen, daß sich ein Anderer diesem Unternehmen unterziehen möchte.

Die Päpste hielten bisher nach altem Gebrauche nur in Sanct Peter eine Kapelle. Sixtus hielt es aber für unbillig, daß nur Eine Kirche sich dieser Ehre erfreuen solle, und erließ deshalb ein Decret, wodurch er auch in den übrigen Hauptkirchen Roms solche anordnete.

Die Jesuiten, welche unter Gregor große Macht erlangt hatten, suchten sich auch bei Sixtus Einfluß zu verschaffen, und ihn zu bewegen, sich einen Beichtvater aus ihrer Gesellschaft zu wählen. Sie ließen daher ihm diesen Vorschlag durch den Cardinal Montalto machen. Kaum hatte dieser aber den Mund geöffnet, um ihm den Wunsch derselben vorzutragen, als ihn Sixtus sogleich unterbrach und barsch antwortete: „Ich wünschte lieber, daß die Jesuiten mir beichteten, als daß ich ihnen beichten soll."

Eines Tages las er auf vieles Bitten dieser Patres in der Kirche des Collegii Gregoriani die heilige Messe. Bei dieser Gelegenheit ließen sie ihre Schüler vor ihm eine Anzahl Gedichte hersagen, welche die Wohlthaten seines Vorgängers Gregor gegen sie besangen. Sixtus hörte aufmerksam zu, und nachdem sie geendigt hatten, wandte er sich zu dem Pater Rector und sagte ganz ironisch: „Die glauben ohne Zweifel zu Gregor zu reden; ich heiße aber Sixtus."

Als er ein anderes Mal von ihnen eingeladen war, die Feier eines ihrer vorzüglichsten Ordensfeste durch seine Gegenwart zu erhöhen, ließ er sich, nachdem er bei dem Hochamte assistirt hatte, in ihrem Hause herumführen. Unter Anderm lenkten sie seine Aufmerksamkeit auf die Sauberkeit und Schönheit ihrer Küche und besonders ihres Refectoriums, worüber Sixtus scherzend bemerkte: „Das ist schön, meine Väter; aber ich glaube, es würde mir noch mehr Vergnügen gewähren, Eure Schätze zu sehen?" Als dagegen der Rector mit vieler Ehrfurcht einwendete, daß sie niemals ärmer gewesen seien, als eben jetzt, antwortete Sixtus:

„Desto besser für Euch; je ärmer Ihr seid, desto besser werdet Ihr leben; denn in der Regel verderben Reichthümer gute Ordensleute."

Rom theilte er in vierzehn Quartiere ein, deren es früher nur dreizehn hatte, und stellte eben so viele Straßen- oder vielmehr Polizeicommissäre an, deren Stellen er mit ganz neuen Beamten besetzte unter der strengen Weisung, wohl Acht zu haben auf Alles, was in ihrem Viertel vorginge, und ihm allwöchentlich genauen Bericht zu erstatten, besonders über die Eigenschaft und den Charakter der Fremden, sowohl derjenigen, welche bloß durchreiseten, als auch jener, die in Rom einen kürzern oder längern Aufenthalt zu nehmen gedächten. Mit gewohnter Strenge bestrafte er jede Nachlässigkeit derselben. Denn da einmal Einer dieser Commissäre sein Amt etwas vernachlässigt hatte, entsetzte er ihn desselben und ließ ihm mitten auf einem öffentlichen Platze eine Peitsche zeigen, um damit anzudeuten, daß er dieselbe verdient hätte; weil er aber ein Mann von Stande und übrigens achtbar war, so schickte ihm Sixtus der Geringheit des Fehlers wegen statt der Verurtheilung seine Gnade.

Um die Getreideausfuhr aus dem Kirchenstaate, welche er unter den härtesten Strafen verboten hatte, zu verhindern, sandte er in alle Theile des Staates Grenzbeamte und ließ einige Kaufleute, welche dem Verbote zuwider gehandelt hatten, sehr streng bestrafen. Diese Vorsicht füllte dermaßen die Magazine Roms, daß die apostolische Schatzkammer ihre Rechnung dabei fand, abgesehen von den Zinsen, welche das dazu verwendete Geld brachte.

Um die Sittlichkeit Roms wieder möglichst zu verbessern, war es nöthig, ein Hauptübel derselben ganz zu beseitigen, die Unzucht. Er faßte deshalb den Plan, die öffentlichen Dirnen sammt und sonders in Ein Stadtquartier, wie die Juden, zusammenzubringen; da ihm jedoch der Gouverneur von Rom die Unmöglichkeit der Ausführung dieses Projectes wegen ihrer großen Anzahl bewies, so fühlte er sich dadurch sehr unangenehm berührt, weil er nur mit Schmerz die Vermengung solcher ehrlosen Geschöpfe mit ehrbaren und sittsamen Menschen ansehen konnte. Die berüchtigsten und scandalösesten unter ihnen verwies er aus der Stadt, um ihre Zahl zu vermindern, und so doch noch seinen ursprünglichen Plan, den er um jeden Preis durchsetzen wollte, auszuführen.

Auch den Priestern, und insbesondere den Pfarrern, unter-

sagte er in einem Decrete, Frauenzimmer als Mägde oder Haushälterinnen im Hause zu haben, sobald die geringste Unordentlichkeit laut werden würde, und verpflichtete den Gouverneur, auf das Betragen der Mönche und Weltpriester ein wachsames Auge zu haben. Allein dieses Gesetz bestand nur wenige Monate

Zu jener Zeit blühte in der Mathematik ganz besonders der Pater Christoph Clavius, ein Deutscher von Geburt und Jesuit. Sixtus berief ihn nach Rom, um durch ihn einen Theil seiner gefaßten Pläne auszuführen oder vielmehr zu vollenden. Nicht minder hatten sich durch ihre Gelehrsamkeit in der Theologie Philipp Diaz, aus dem Orden der Observanten, der Dominikaner Thomas von Frugella und die Jesuiten Heinrich Henriquez, Franz Ledesmo und Ludwig Molina empfohlen, deren Arbeiten der Papst nach Verdienst reichlich zu belohnen versprach, wenn sie ihre Zeit und ihre Kräfte dem Dienste und dem Ruhme der Kirche widmen wollten. Weil er aber fast eben so viel Neigung zu den Waffen als zu den Wissenschaften hatte, so war er nicht weniger bedacht, Soldaten anzuwerben, als Gelehrte.

Er beschloß dieses Jahr mit der Promotion von acht Cardinälen, die alle des Purpurs würdig waren. Unter diesen befand sich auch Hyppolit Aldobrandini aus Florenz, welcher später unter dem Namen Clemens VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Der ganze römische Hof so wie das Volk hatten eine so große Freude über diese Promotion, daß man unaufhörlich durch die Straßen rufen hörte: Vivat der Cardinal von St. Pankraz! Denn diesen Titel hatte ihm der Papst gegeben.

Siebentes Buch.

Der Papst.

1586.

Erstes Kapitel.

Aufstellung des großen Obelisken auf dem Sanct Petersplatze.

Gleich mit dem Beginn seiner Regierung hatte Sixtus seine Sorge auf die Versetzung des großen Obelisken auf seinen gegenwärtigen Standpunkt vor dem Vatikane geworfen. Derselbe hatte bisher hinter der Sakristei der Peterskirche, halb von Erde verschüttet, gestanden und schon damals, da Sixtus noch Mönch war, ging er oft dahin, um dieses Denkmal der Größe des alten Roms zu bewundern, und wenn er ihn so in Staub und Vergessenheit begraben sah, sprach er oft schmerzlich bewegt zu sich selbst: „Ich möchte schon gern allein darum Papst werden, um nur diesem herrlichen Prachtwerke seinen alten Glanz wieder zu geben.“

Er widmete demselben auch, wie schon bemerkt, seine erste Sorge, und es gehörte ein ganzes Jahr ununterbrochener Arbeit dazu, um ihn an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Es wurde eine eigene großartige Maschine dazu erbaut, welche allein schon als ein Meisterwerk der Erfindung des großen Baumeisters Dominicus Fontana zahllose Neugierige und Kunstfreunde nach Rom lockte.

Dieser Obelisk ist ein einziger ungeheurer Granitblock aus den Steinbrüchen bei Syene, einer Stadt in Thebais in Oberegypten, worin die prachtliebenden und bausüchtigen Könige von Egypten viele dieser Art brechen ließen. Der, von dem wir jetzt reden, soll unter dem Könige Nocoreus, einem Zeitgenossen des römischen Königs Numa Pompilius, errichtet worden sein. Es haben mehrere Schriftsteller berichtet, daß er nicht mehr der ganz vollständige Block sei, sondern daß er, in einer Länge von 150 Klaftern ausgehauen, beim Aufrichten umgestürzt und in zwei Stücke zerbrochen sei. Hiervon habe nun Nocoreus das größte, welches noch hundert Ellen gemessen habe, aufrichten lassen und dem Gott der Sonne geweiht, einem Orakel zu-

folge, zu dem er seine Zuflucht genommen, um zu sehen, durch welches Opfer er diesem Gott seine Dankbarkeit für das wiedererlangte Augenlicht beweisen sollte. Das andere Stück, welches noch zweiundsiebenzig Fuß lang war, sei nebst zweiundvierzig andern kleinern Obelisken unter dem Kaiser Augustus nach Rom gebracht, daselbst errichtet und demselben so wie seinem Adoptivsohne Tiberius gewidmet worden.

Man war eine Zeit lang der Meinung gewesen, daß die Asche des Kaisers Augustus in einer ehernen Kugel, welche auf der Spitze des Obelisken stand, eingeschlossen sei, allein die genauen Untersuchungen des Baumeisters Fontana haben ergeben, daß die Kugel nicht hohl, sondern ganz massiv war, also gar nichts anders in sich enthalten konnte. Zu jener falschen Meinung hatten vielleicht einige in der gedachten Kugel befindlichen Löcher Anlaß gegeben, welche bei der letzten Belagerung durch einige Musketen- und Büchsenschüsse gemacht worden waren, und worein der Wind vielen Staub geweht hatte. Zudem hatte ja bekanntlich jener Kaiser auch für sich und die kaiserliche Familie ein prachtvolles Mausoleum erbaut, von dem jetzt noch bei dem Thore von Madonna del popolo einige herrliche Ruinen vorhanden sind.

Uebrigens hatten wirklich schon mehrere Päpste gleich nach ihrer Thronbesteigung dieselbe Absicht gehabt, wie Sixtus, und unter Andern suchten besonders Julius II., Paul III. und Paul IV. es zu bewerkstelligen, und hatten auch schon mit mehreren Architekten darüber Unterhandlungen gepflogen, allein theils die ungeheuren Schwierigkeiten, theils die Scheu vor den enormen Kosten, theils auch die Beschäftigung mit wichtigeren Religions- und Staatsangelegenheiten, welche ihre ganze Thätigkeit zuweilen in Anspruch nahmen, verhinderte sie an der Ausführung ihres Planes. Nur Sixtus, welcher eine Ehre darin suchte, alle Hindernisse, die sich seinen Entwürfen entgegenstellten, zu beseitigen, begann nicht bloß dieses schwierige Unternehmen, sondern brachte es auch zur Vollendung trotz aller Bedenken und Zweifel Derjenigen, welche es für unmöglich hielten.

Er setzte eine Congregation von den gelehrtesten und sachverständigsten Cardinälen nieder, um über die sichersten Mittel zur Erreichung dieses Zweckes zu berathen, und nahm sehr oft persönlich an ihren Sitzungen Theil, in welchen er auch mehrere Mittel und Wege in Vorschlag brachte. Von diesen wählte man den, welcher die wenigsten Schwierigkeiten zu bieten schien, und

dessen guter Erfolg auch später alle Jene überraschte, welche dem Papste die Lust an seinem Unternehmen zu verleiden suchten.

Man legte eine Menge eherne Medaillen in den Grund des Fußgestelles, auf welchem der Obelisk aufgerichtet werden sollte, um das Andenken seiner Wiederherstellung für ewige Zeiten zu erhalten; außer diesem wurden noch zwei kleine Kistchen mit zwölf Denkmünzen, auf deren einer Seite das wohlgetroffene Brustbild Sixtus des Fünften und auf der andern verschiedene passende Devisen ausgeprägt waren, in dem Grundstein eingeschlossen. Unter andern zeigte eine von diesen Medaillen einen im freien Felde unter einem Baum schlafenden Menschen mit der Unterschrift: «Securitas omnibus» (Sicherheit für Alle). Auf einer andern sah man drei Berge, rechts überragt von einem Füllhorne, links von einem Lorbeerzweige, in deren Mitte ein Schwert mit der Spitze nach oben stand mit den darunter stehenden Worten: „Er hat auf dem Berge ein herrliches Fest bereitet" — eine Anspielung auf sein Wappen, welches drei Berge waren, und auf die Ruhe, den Wohlstand und die Gerechtigkeit, die er in dem Kirchenstaate wiederherzustellen und zu erhalten strebte. Auf andern erblickte man den heiligen Franziskus auf den Knieen vor einem Crucifixe neben einer den Einsturz drohenden Kirche, worunter die Worte standen: „Geh, Franziskus, rette mein Haus!" Auch wurden einige hineingelegt mit dem Bildnisse Pius V., auf der Kehrseite mit den Sinnbildern der Religion und Gerechtigkeit, von denen auch noch neben andern einige in einen Stein von weißem Marmor im Fuße der Säule eingeschlossen wurden. Dieses Alles bedeckte man mit einer Marmortafel, auf welcher die Namen des Papstes, des Baumeisters, seiner Heimath und seiner Familie, sowie die nähern Umstände der Zeit und Arbeit der Wiederaufrichtung in wenigen lateinischen Worten eingegraben waren, und nachdem auf diese Marmortafel noch einige Denkmünzen von Sixtus V. gelegt waren, wurden dann die obersten Steine vom Piedestal des Obelisken darauf gelegt, deren Getäfel und Zierrathen unmittelbar denselben tragen.

Den Cardinälen und den Großen Roms, welche ihn darum baten, gab er gern die Erlaubniß, ebenfalls Denkmünzen in den Grund zu legen, aber unter der Bedingung, daß auf einer Seite derselben sein Bildniß eingeprägt sei, und so waren es besonders die Cardinäle Medicis, Colonna und Ursini, welche hiervon Gebrauch machten. Auch einigen Gesandten gestattete es Six-

tus, aber nur unter derselben Bedingung, Medaillen für ihre Herren beizulegen, und so sah man auf manchen Geprägen Fürsten knieen zu Füßen des Papstes. Dem spanischen Gesandten, Grafen Olivarez, ließ er indessen die dazu bestimmte Denkmünze, welche auf der einen Seite das Bild Ihrer katholischen Majestät, auf der andern Seite das Sixtus des Fünften trug, nachdem er sie gesehen hatte, mit den Worten wieder zurückstellen: „Der Herr Graf könne dieselbe aufheben für den Grundstein zum ersten neuen königlichen Palais, das in Madrid werde gebaut werden.“

Um die Fortschaffung dieser furchtbaren Last (nach Einigen gegen 10,000 Centner) endlich zu bewerkstelligen, wurden fünf große Gräben gemacht und vierzig Krahnen aufgestellt. Neunhundert Arbeiter und hundertundvierzig Pferde waren dabei in Thätigkeit, welche alle gelenkt wurden von dem Baumeister Fontana, der auf einem erhöheten Sitze auf der Maschine selbst saß und mit einer Trompete die nöthigen Signale gab, um die vielen zerstreuten Kräfte in einer Gesammtwirkung zu concentriren. Die Arbeit ging nur sehr langsam von Statten, da zu einer jeden immer nur sehr kurzen Bewegung wegen der Menge der zusammengesetzten Werkzeuge viel Zeit erfordert wurde. Jeder Ruck verursachte ein Dröhnen gleich dem eines Erdbebens, und erschütterte die ganze Stadt, daß in den entferntesten Straßen die Fenster klirrten. Endlich, nachdem am 30. April (1586) die Arbeit des Transports begonnen hatte, wurde sie am 10. September desselben Jahres, auf einem Mittwoch, vollendet, der Obelisk errichtet und am darauf folgenden Freitage feierlich benedicirt und mit einem geweihten Kreuze geziert[1]).

Die Kosten des Transports, der Errichtung, nebst denen für die Zierrathen, Vergoldungen u. s. w. beliefen sich zusammen

1) Bekannt ist der Umstand, daß sich bei der Errichtung desselben die Stränge nicht mehr ziehen ließen und den Obelisk in der Schwebe hielten, weil sie sich über die Berechnung des Baumeisters hinaus ausgedehnt hatten, so daß er nicht gerade gerichtet werden konnte, und somit vielleicht das kostspielige und so mühevolle, großartige Werk wieder vereitelt worden wäre. Todesstille herrschte unter der Menge von hundert Tausenden von Zuschauern, da Sixtus bei Todesstrafe jeden Laut verboten hatte. In diesem furchtbaren Augenblicke der allgemeinen Angst rief plötzlich eine Stimme aus der Menge: Wasser — und entriß dadurch Fontana der Verzweiflung, der er nahe war. Er ließ sogleich die Stricke tüchtig befeuchten, wodurch sie sich zusammenzogen, ihre wohlberechnete Länge wieder erhielten und den Obelisken in seine gerade Stellung brachten. A. d. H.

auf 38,000 Thaler, ohne das Metall zu rechnen, was die apostolische Kammer zu dem auf der Spitze stehenden Kreuze und zu den vier Löwen am Piedestal, welche durch ihre stolze und kräftige Haltung die ganze Last der Pyramide allein zu tragen scheinen, verwenden mußte [1]).

Zweites Kapitel.

Der Herzog von Ossuna in Rom. Der Papst schenkt dem Herzog von Parma, General der niederländischen Armee, einen Hut und Degen. Feierliche Uebergabe derselben. Tod des Königs von Polen. Abfahrt des Herzogs von Ossuna aus Neapel nach Spanien.

Der Herzog von Ossuna kam im Monate März eben dieses Jahres mit einem prachtvollen, königlichen Gefolge nach Rom, um im Namen des Königs von Spanien dem neuen Papste den Pantoffel zu küssen. Sein Ruf hatte Sixtus V. schon neugierig gemacht, ihn zu sehen und kennen zu lernen. Er empfing ihn daher auch mit den größten Ehrenbezeugungen, und sein Einzug in Rom war einer der schönsten und prachtvollsten, welche je von einer Gesandtschaft gehalten wurde.

Der Papst gab ihm vier bis fünf Audienzen, in denen aber nur von allgemeinen Angelegenheiten die Rede war und die Interessen Spaniens gar nicht berührt wurden, obschon der Herzog von dem Könige, seinem Herrn, den Auftrag hatte, mit Sixtus in Unterhandlung zu treten, welcher jedoch immer sehr geschickt allen Andeutungen dazu auszuweichen wußte. Als daher der in Rom residirende spanische Gesandte den Herzog frug, wie weit seine Angelegenheit mit dem Papste gediehen sei, konnte ihm dieser nur sagen: „Er sagt mir die schönsten Dinge von der Welt, aber dabei bleibt es auch.“

„„Da werden Ew. Excellenz doch um Vieles besser behandelt als Andere;““ — erwiederte Jener — „„denn was mich angeht, so habe ich von Seiner Heiligkeit bis jetzt noch keine anderen als unangenehme, mürrische und bittere Antworten erhalten.““

1) Einige Schriftsteller weichen in der Angabe der Anzahl der Arbeiter, der Pferde, der Kosten 2c. von unserm Berichte ab, was indessen ganz unwesentlich ist und der Wahrheit unserer Erzählung keinen Eintrag thut. A. d. H.

„Es ist schon viel,“ — entgegnete hierauf der Herzog — „daß Sie seine Gesinnung kennen.“

Der Vicekönig reiste von Rom wieder ab, äußerlich mit Ehren überhäuft, im Innern aber unzufrieden und mißvergnügt über den schlechten Erfolg seiner Reise. Dom Pedro von Toledo, Commandant der neapolitanischen Galeeren, befand sich eben damals im Hafen von Gaeta, um sich zu einer Expedition nach den Küsten der Berberei zu rüsten, als der Herzog von Ossuna wieder auf seiner Rückreise von Rom nach Neapel begriffen war. Dieser ließ ihn bei seiner Ankunft becomplimentiren und bot ihm seine Dienste und seine Galeeren zur Weiterreise an; allein diese Höflichkeit machte bald einer großen Mißstimmung zwischen Beiden Platz, welche in einem kleinlichen Ehrgeize ihren Grund hatte, indem Einer dem Andern in ihren Briefen die Titel zu geben sich weigerte, welche Jeder beanspruchte. So sehr verwirrt oft ein kleiner Etiquettenstreit, von dem man übrigens damals in ganz Italien glücklicher Weise fast gar nichts mehr wußte, die Köpfe Derjenigen, welche ihre Größe auf andere Grundlagen als die des Verdienstes und der Tugend bauen wollen. Während sich diese beiden Herren noch hierüber herumstritten, ließ der Papst eines Morgens das Consistorium sich versammeln und verbot den Cardinälen, von irgend einem Fürsten, wer er auch sei, Briefe anzunehmen, wenn die Adresse derselben nicht alle Titel und Würden enthielte, welche ihnen von Gottes und Rechts wegen gebührten. Dieses gab den Römern zu der witzigen Bemerkung Anlaß, der Papst habe von dem Herzog von Ossuna das Geheimniß gelernt, den Braten für sich zu behalten und den Andern den Geruch zu lassen.

Der Vicekönig beschleunigte übrigens seinen Abschied von Rom, nicht etwa aus Scheu vor dem großen Kostenaufwande, den sein Aufenthalt daselbst ihm verursachte, sondern weil seine Gegenwart in Neapel zur Anordnung von Festlichkeiten über die glückliche Geburt des ersten Prinzen des Herzogs von Savoyen und dessen Gemahlin Katharina, einer Tochter des Königs von Spanien, nöthig war, zu deren Beglückwünschung auch der Papst einen außerordentlichen Gesandten nach Turin abordnete.

Zu gleicher Zeit gingen aber auch sehr betrübende Nachrichten aus Deutschland ein. Die Armee der Protestanten hatte in der Gegend von Köln große Fortschritte gemacht. Sie hatten daselbst an fünfzig Dörfer niedergebrannt, eine feste Burg in der

Nähe von Bonn erobert und deren Besatzung zum Abfalle verleitet. Dieses Alles hatte den Kurfürsten von Köln dermaßen in Bestürzung gesetzt, daß er im Begriffe war, sich nach Baiern zu begeben und seine Länder in den Händen der Lutherischen zu lassen. Als der Papst hiervon Nachricht bekam, schickte er sogleich den Bischof von Vercelli, seinen Legaten in jenem Lande, zu dem Kurfürsten, um ihn von einem seiner eigenen Ehre eben so sehr als dem Interesse der Religion widerstreitenden Entschlusse abzumahnen und ihn durch die Hoffnung auf die Hülfe der katholischen Fürsten, welche in seinem Streite interessirt waren, zur tapfern Gegenwehr aufzufordern. Sixtus schrieb an dieselben auch sehr dringende Ermahnungen zum Beistande des Kurfürsten von Köln, und besonders an den in Flandern mit Ruhm kämpfenden General Alexander Farnese, Herzog von Parma.

Dieser ließ auch mit seiner Unterstützung nicht lange auf sich warten. Denn sobald er die Städte Grave und Venlo eingenommen hatte, zog er in Person vor eine kleine Grenzfestung, welche etwa vier Meilen von Köln entfernt lag und unterwarf sie dem Kurfürsten wieder. Die Protestanten hatten diesen Ort so stark befestigt, daß sie dieselbe für uneinnehmbar hielten, und das sowohl wegen des Ueberflusses an Lebensmitteln als auch der großen Truppenzahl, welche ihre Besatzung ausmachte. Allein Farnese, vertrauend auf seine Stärke und auf den Beistand Gottes, des Herrn der Heerschaaren, begann mit kühnem Muthe die Belagerung dieses Platzes und traf so wohl berechnete Anordnungen, daß die Belagerten trotz ihrer stolzen Hoffnung und Entschlossenheit zur kräftigsten Vertheidigung gleich am ersten Tage der Belagerung schon sehr kleinmüthig wurden und manchen schon der Muth zu sinken anfing.

Mitten in diesem Unternehmen langte ein päpstlicher Gesandte bei Farnese an. Um nämlich diesen tapfern General noch mehr zur Bekämpfung der Ketzer und zum Beistande des Kurfürsten von Köln zu ermuthigen, schickte Sixtus den Abbate Grimani, seinen geheimen Kämmerer, der später Patriarch von Venedig wurde, an ihn ab, um ihm einen Hut und einen Degen, welche von Seiner Heiligkeit vorher in Rom erst feierlich waren benedicirt worden, als ein Geschenk des Papstes zu überreichen. Es war gerade am 22. Juli, als dieser Abgeordnete im Lager des Herzogs von Parma ankam, der aber eben mit der Belagerung jenes festen Platzes in lebendigster Thätigkeit

war. Als er von dessen Ankunft unterrichtet wurde, sandte er sogleich einer seiner Ritter ihm entgegen mit der Bitte, die Ceremonie der Uebergabe dieses werthvollen Geschenkes noch etwas zu verschieben, um nicht ein Unternehmen zu unterbrechen, welches er zur Ehre Gottes und zur Vertheidigung der katholischen Religion begonnen habe; und sobald dieses vollendet sei, würde er im Stande sein, die Ehre, welche ihm Seine Heiligkeit zugedacht habe, mit größerem Rechte und größerer Pracht zu empfangen.

Die Festung wurde in vier Tagen eingenommen. Die Offiziere konnten der Wuth und der Raubgierde der Soldaten leider keinen Einhalt mehr thun, da sie der Haß gegen die Calviner ganz verblendet hatte. Diese Kriegsthat, besonders die kurze Zeit, welche Farnese dazu gebraucht hatte, vermehrte seinen Ruhm nicht wenig, zumal wenn man sich erinnert, daß der Herzog Karl von Burgund im Jahre 1457 elf Monate lang mit einer starken, aus mehreren Nationen zusammengesetzten Armee vor dieser Stadt gelegen hatte, ohne sie erobern zu können.

Der Herzog von Parma empfing das päpstliche Geschenk mitten unter den Beglückwünschungen, welche ihm mehrere Regenten wegen seines Sieges durch ihre Gesandten machen ließen. Obschon aber der Kurfürst von Köln ihn inständigst bat, seine Hauptstadt zum Schauplatze dieser Feierlichkeit zu wählen, so achtete er es doch seiner Ehre und seinem Ruhme für zuträglicher, wenn er sie mitten im Feldlager, in seinem dem Fort Gnadenthal gegenüber liegenden Zelte, wo er den glorreichen Titel eines Vertheidigers des katholischen Glaubens (defensor fidei catholicae) erhalten hatte, vornehmen ließ. Dieser Beschluß gefiel den Soldaten ungemein, und da sie glaubten, daß der Glanz des Ruhmes ihres Feldherrn auch auf sie mit scheine, so bereiteten sie Alles vor, um diesen Tag zum glänzendsten und zugleich zum nützlichsten zu machen.

Am 1. August wurde die ganze Armee in Bataillonen rings um das Zelt des Obergenerals herum aufgestellt, welches man zu einer prachtvoll decorirten Kapelle umgeschaffen hatte. Im Zelte selbst waren Plätze für die Generäle und höheren Offiziere der Armee, so wie auch für sämmtliche Repräsentanten der päpstlichen und kaiserlichen Gesandten, mehrerer andern Fürsten, der Städte Flanderns und der meisten andern Provinzen der Niederlande bereitet.

Nachdem der Herzog von Parma in der Mitte zwischen

dem Kurfürsten von Köln und dem Herzoge von Cleve in das Zelt getreten war und aus den Händen des Bischofs von Vercelli, als päpstlichen Stellvertreters, das heilige Abendmahl empfangen hatte, überreichte ihm der Abbate Grimani, welcher von den vornehmsten Adeligen des Heeres aus seiner Wohnung feierlich abgeholt worden war, den Degen und den Hut als Zeichen der Anerkennung seiner der Kirche geleisteten großen Dienste. Das Gefäß und die Scheide des Degens waren mit Edelsteinen reichlich besetzt, von denen auch mehrere sehr kostbare auf dem seidenen mit goldenen Franzen garnirten Hute strahlten. Der Papst hatte nichts gespart, um bei der ersten Gelegenheit, die sich ihm darbot, dem defensor fidei (Vertheidiger des Glaubens) sich dankbar zu bezeigen und zugleich dessen Oheime, dem Cardinale Farnese, welcher bei Seiner Heiligkeit in sehr übler Meinung zu stehen glaubte, Beweise seiner Achtung zu geben.

Der Eindruck dieser erhabenen Feierlichkeit wurde noch erhöht durch eine glänzende Rede des Bischofs von Vercelli, welche des Helden würdig war, dessen Lob sie pries; der Redner zeigte darin, daß die regierenden Päpste von Alters her die Gewohnheit hätten, in der heiligen Christnacht dergleichen Waffenstücke zu weihen, um sie den christlichen Fürsten, als den Beschützern der Kirche, zu übersenden, und wandte sich am Schlusse der Rede im Namen des heiligen Vaters im Gebete zu Gott, daß er über diesen Hut seine Gnade ausgießen und die ganze Armee in seine Obhut nehmen wolle, und daß dieser Degen gleich dem Gedeons in der Hand seines edlen Führers immer siegreich sein möge gegen die Feinde der Kirche Jesu Christi. Diese Rede brachte eine tiefe Wirkung hervor. Der Donner der Kanonen und die Salven der Bataillone machten den Schluß dieser halb religiösen, halb kriegerischen Feierlichkeit.

Darauf gab der Herzog dem Legaten und dem päpstlichen Abgesandten zu Ehren ein prachtvolles Gastmahl, zu welchem alle Personen von Auszeichnung, die bei der Feierlichkeit gegenwärtig gewesen, eingeladen waren, und wobei der Abgeordnete des Papstes den Ehrenplatz zur Seite des Herzogs von Parma einnahm. Es wurden dabei mehrere Toaste ausgebracht, vor Allen aber der des heiligen Vaters, wobei alle Gäste das Glas auf den Knieen leerten, während draußen die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten und die ganze Feldartillerie mit dem gewaltigen Donner ihrer Geschütze accompagnirte.

In eben dieser Zeit waren mancherlei Nachrichten aus Polen

in Rom angelangt, welche den Papst bestimmten, einen neuen Nuntius dahin zu senden. Sixtus warf bei der Wahl zu diesem Posten seine Augen auf Hannibal von Capua, Erzbischof von Neapel, mit welchem er während seines dortigen Aufenthaltes als Lehrer der Theologie bis auf diese Stunde in inniger Freundschaft gelebt hatte. Diese hatte indessen weniger Theil an der Wahl, als die Verdienste dieses Prälaten, welcher mit dem hohen Adel seines Hauses große Fähigkeiten, gesundes Urtheil und eine in den wichtigsten Staatsangelegenheiten gereifte Erfahrung verband.

Er reiste im October mit einer seinem Amte angemessenen Begleitung und Dienerschaft ab. Während er aber noch unterwegs war, langte in Rom schon die Nachricht von dem Tode des Königs von Polen an. Da dieser Fürst kinderlos war, so sah man mit wohl begründeter Besorgniß die großen Schwierigkeiten voraus, welche stets die Wahl eines neuen Königs begleiteten. In dem Consistorium, welches hierauf der Papst hielt, richteten die Cardinäle an ihn die Bitte, einen aus ihrer Mitte nach Polen zu senden, um dort die Wahl auf einen Fürsten zu lenken, der dieser Krone nicht bloß wegen seiner persönlichen Eigenschaften, sondern auch wegen seiner Anhänglichkeit an den katholischen Glauben würdig sei. Sixtus hörte diesen Vorschlag an, ohne ihn indessen zu berücksichtigen, sei es wegen seiner Freundschaft zu dem Erzbischofe von Neapel, sei es auch, weil er denselben für fähig hielt, dieses große Geschäft zu leiten. Er antwortete den Cardinälen daher ganz einfach, „daß sich unter einem grünen Hute eben so viel Verstand und Redefertigkeit finden könne, als unter einem rothen.“ Und er schickte dem Nuntius einen Courier nach mit dem Befehle, seine Reise fortzusetzen.

Kurz darauf schiffte sich der Herzog von Ossuno in Neapel ein, um nach Spanien zurückzukehren, nachdem er jenes Königreich vier Jahre als Vicekönig regiert hatte. Er sandte einen adligen Herrn an den Papst, um ihn von seiner Abreise in Kenntniß zu setzen und um seinen Segen zu bitten. Sixtus nahm denselben sehr freundlich auf und schickte ihn, reichlich mit Medaillen und Reliquien beschenkt, wieder zurück. Des Herzogs Nachfolger in der Regierung war der Graf von Miranda, Don Juan y Zuniga, welcher im Rufe strenger Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit stand, damit aber von Natur viel Sanftmuth und Friedfertigkeit vereinigte, was von Manchen für Schwäche und Mangel an Unternehmungsgeist gehalten wurde.

Der Abgang Ossuna's war dem Papste sehr angenehm. Denn er war ein zu feiner und hellsehender Nachbar, als daß er sich hätte überrumpeln oder hintergehen lassen, und seine Wachsamkeit hatte stets die geheimen Pläne, welche Sixtus gegen das neapolitanische Königreich im Schilde führte, vereitelt. Diese Treue desselben für seinen König und Herrn war also dem Streben des Papstes nach der Oberherrschaft über ganz Italien sehr hinderlich, und er hoffte von dem sanften und nachgiebigen Charakter des neuen Vicekönigs ein besseres Gelingen seiner Absichten zu erreichen.

Zum Schlusse dieses Kapitels sei es uns gestattet noch zu erwähnen, wie Sixtus, als Margaretha von Oestreich zu Anfange dieses Jahres in einer Stadt im Neapolitanischen gestorben war, auch diese Gelegenheit benutzte, um dem Hause Farnese seine Aufmerksamkeit und Achtung zu erweisen. Margaretha war die natürliche Tochter des Kaisers Karl V. mit einer Flamänderin. In ihrer ersten Ehe war sie verheirathet mit dem Herzoge von Florenz, in der zweiten mit dem Herzoge von Piacenza und Parma, aus welcher Verbindung der schon oft erwähnte, berühmte Sieger in den Niederlanden, Herzog Alexander von Parma, hervorgegangen war. Diese hohe Frau hatte aber auch alle Auszeichnung verdient. Sie war die berühmteste Fürstin ihres Jahrhunderts; schon von ihrer ersten Jugend an hatte sie große Staaten regiert, und leitete die wichtigsten Angelegenheiten der europäischen Politik mit so viel Kraft, Muth und Einsicht, daß ihr Andenken nimmer in der Geschichte erlöschen wird.

Ihr Stiefbruder, der Cardinal Farnese, ließ ihr zu Rom eine prachtvolle Todtenfeiner halten, wobei der Papst selbst assistirte. An ihren Sohn, den Herzog von Parma, hatte er außerdem ein sehr schmeichelhaftes Condolenzschreiben (durch einen besondern Abgeordneten) gesandt, und er ergriff jede Gelegenheit, ihrem Eifer für die Interessen der katholischen Religion, so wie ihren übrigen großen Eigenschaften und Verdiensten das gebührende Lob zu ertheilen.

Drittes Kapitel.

Großartige Bauten zur Verschönerung Roms. Sixtus läßt noch mehrere verfallene kleinere Obelisken aufrichten. Die berühmte zwanzig Meilen lange Wasserleitung. Neuer großartiger Palast. Gründung eines Hospitals für mehr als 2000 arme Kranke.

Bei alle dem verlor aber Sixtus seinen Lieblingsplan, die Verschönerung der Hauptstadt dee Christenheit durch neue großartige Bauten nicht aus den Augen. Nach der vollendeten Aufstellung jenes großen Obelisken, von welchem wir im ersten Kapitel dieses Buches berichtet haben, ließ er einen andern, aber weit kleinern nahe bei der Kirche zu Sanct Rochus ausgraben, der einstens eine Zierde am Mausoleum des Kaisers Augustus gewesen war. Er war in drei Stücke gebrochen, welche indessen der geschickte Baumeister Fontana wieder sehr kunstvoll zusammenfügte. Sixtus ließ ihn vor der Kirche Maria Maggiore aufrichten, nachdem er es nicht versäumt hatte, auch in dessen Fundament Medaillen und Münzen hineinzulegen.

Zwei andere Obelisken lagen schon seit mehreren Jahrhunderten unter den Ruinen des Circus begraben, deren einer für den größten gegolten haben soll, den man jemals nach Rom gebracht habe. Diesen hatte Sixtus anfangs für den Platz des Apostelklosters bestimmt; weil derselbe aber zu beschränkt war, so ließ er ihn auf dem Platze vor Sanct Johannes von Lateran aufstellen, und schmückte ihn mit einem geweihten Kreuze. Dieses alte Monument ist bedeckt mit egyptischen Hieroglyphen und andern Figuren in Relief. Im Leben des Kaisers Constanz, Sohnes Constantin des Großen, welcher diesen Obelisken aus Egypten nach Rom hatte transportiren lassen, ist viel davon die Rede.

Der andere kleinere von den genannten beiden Obelisken ist ebenfalls mit Hieroglyphen bereichert. Nachdem man ihn stückweise ausgegraben hatte, wurde er wieder sehr geschickt zusammengesetzt, und auf dem Platze Santa Maria del Populo aufgerichtet und gleich den vorigen eingeweiht. Er war zuerst von Augustus Cäsar nach Rom gebracht worden, welcher ihn dem Gott der Sonne widmete, wie aus einer auf der Mittagsseite desselben noch sichtbaren Inschrift zu erkennen ist, welche ungefähr so lautet: „Der Imperator Cäsar Augustus, Sohn des göttlichen Julius, oberster Priester, im zwölften Jahre seiner Regierung, Consul zum elften Male und Volkstribun zum drei-

zehnten Male, hat, nachdem Egypten dem römischen Reiche unterworfen worden ist, dieses Denkmal dem Gott des Lichtes geweiht."

Wenn nun auch die Aufstellung dieser Obelisken sehr viel Geld gekostet hatte, so war doch das römische Volk weit entfernt, über diese Ausgabe zu murren, sondern es segnete noch tausendmal den heiligen Vater für diese Bereicherung ihrer Stadt mit so seltenen und herrlichen Denkmälern.

Sixtus besaß zwar von Natur einen gewissen Hang zum Ansammeln von Schätzen, wenigstens viel Neigung zu einer großen Sparsamkeit, allein wenn es galt, etwas Großes und Prachtvolles auszuführen, so war ihm keine Ausgabe zu groß und seine Freigebigkeit kannte dann keine Grenzen. Jedoch ließ er sich auch nicht leicht zu überflüssigen Ausgaben verleiten, indem er stets den einmal gefaßten Plan festhielt, um nicht durch Verwerfung eines schon angefangenen Projectes nutzlose Kosten zu machen. So ließ er, um hiervon ein Beispiel anzuführen, in der Kirche Santa Maria Maggiore zu Ehren der heiligen Krippe unsers Heilandes eine Kapelle erbauen, und hatte dieses fromme Werk noch als Cardinal drei Monate vor seiner Erhebung auf den Stuhl Petri aus Andacht und Verehrung zu der heiligen Wiege, welche man lange Zeit schon in der genannten Kirche an einem Orte nahe bei der neuen Kapelle aufbewahrte, unternommen. Nachdem er auf den Thron gelangt war, riethen ihm mehrere Cardinäle und selbst sein Baumeister, die angefangene und eben erst über die Fundamente gestiegene Kapelle viel prachtvoller einzurichten. Allein Sixtus änderte nichts an seinem ersten Plane, den er seinen damals schwachen Kräften hatte anpassen müssen, und gestand nur zu, daß die inneren Wände und der Fußboden mit einem sehr schönen Marmor, in Relief mit reichen Gewinden von Blumen- und Blätterverzierungen ausgehauen, bekleidet würden, für welche er ursprünglich nur einen weißen Kalküberwurf bestimmt hatte. Das Werk war so gelungen und überraschte den Papst bei seinem ersten Besuche so sehr, daß er dem Architekten eine Gratification und den Arbeitern ein ansehnliches Geschenk gab.

In der alten Kapelle der heiligen Krippe, welche noch unversehrt stand, und die er sowohl aus Achtung vor ihrem Alter, als auch aus Schonung der frommen und gottesfürchtigen Gefühle des Volkes für dieselbe erhalten wollte, ließ er dem heiligen Pius (dem Fünften) ein prachtvolles Grabmal erbauen

und, sobald dasselbe vollendet war, dessen Leichnam feierlich dahin bringen, um dadurch der Welt einen sichtlichen Beweis seiner Erkenntlichkeit für die von Jenem empfangenen Wohlthaten zu geben.

Auch sein eigenes Grabmal ließ er bauen und sich selbst auf demselben vor der Krippe knieend darstellen. Er fundirte diese Kapelle, ertheilte ihr mehrere Privilegien und schenkte durch eine besondere Bulle das Präsentationsrecht über sie seiner Familie.

Schon am Schlusse des ersten Jahres seines Pontificates, welches im April anfing, hatte sich ihm eine großartige Idee aufgedrängt, und zu Anfang dieses zweiten Jahres wurde sie in seinem großen Geiste zur Reife, die Idee nämlich, auf den Monte Cavallo, im alten Rom mons Quirinalis, klares Trinkwasser zu leiten, woran dieser Berg durchaus Mangel hatte. Dieser Umstand hatte für die Bewohner desselben viele Unbequemlichkeit und machte den Aufenthalt daselbst sehr unangenehm, trotzdem, daß die Päpste es nie unterließen, die heißesten Tage des Jahres auf dem Monte Cavallo zuzubringen, um die erquickende Frische und Reinheit der auf ihm wehenden Luft zu genießen.

An einem weit entlegenen Orte, Colonna genannt, entdeckte man nach vielen Forschungen und Untersuchungen eine hierzu ganz geeignete Quelle, welche das schönste, klarste Wasser in Ueberfülle spendete. Mehrere Umstände boten aber dem Unternehmen, von diesem zwei und zwanzig Meilen von Rom entfernten Orte die Quelle an seinen Bestimmungsort zu leiten, so viele Schwierigkeiten dar, daß Viele die Ausführung geradezu für ganz unmöglich hielten. Allein Sixtus wollte es, und so ging es. Nach achtzehn Monaten schwerer Arbeit war das große Werk vollendet, an welchem täglich 2000 bis 3000, mitunter auch, wo die Schwierigkeiten des Terrains sich mehrten, 4000 Arbeiter beschäftigt waren. Die Kosten für diesen bewunderungswürdigen Bau beliefen sich auf einmal hundert tausend Pistolen, mit Einschluß von 25,000 Thalern für den bisherigen Eigenthümer der Quelle als Kaufsumme. Sixtus ließ ihr den Namen geben, welchen er selbst in der heiligen Taufe empfangen hatte — Felix.

Auf dem Platze Santa Susanna neben den Bädern Diokletian's wurde ein kolossales Bassin aufgeführt, welches bestimmt war, das Wasser des Aquaducts aufzunehmen und nach einzelnen Stadttheilen zu vertheilen. Die Vorderseite desselben führte ungefähr folgende Aufschrift: „Sixtus V., regierender Papst,

geboren in der Provinz Mark, hat dieses Wasser links neben der Prenestinischen Straße aus dem Gefilde Colonna durch einen zwei und zwanzig Meilen langen Kanal bis in dieses Behälter geleitet, nachdem es unterwegs noch mit der Aufnahme vieler andern Quellen sich bereichert hat, und es mit der Beilegung des Namens beehrt, welchen Er selbst vor seiner Erwählung zum Papste geführt hat." Dieses herrliche Werk der Baukunst und eines großen unternehmenden Geistes wurde im dritten Jahre seiner Regierung vollendet.

Daneben wurden aber immer noch andere nicht minder herrliche Bauwerke ausgeführt. Ueber dem Portale der Kirche Sanct Johann von Lateran ließ Sixtus eine Gallerie erbauen und dieselbe mit Gemälden von erprobten Meistern ausschmücken; man könnte sie eine Gallerie der Heiligen nennen, weil eben diese unter den Gemälden vorzüglich repräsentirt sind, nämlich die neun Chöre der Engel, die Apostel, Propheten, Martyrer, Jungfrauen, Priester und Bekenner. Auch der Kaiser Constantin hat nebst noch sehr vielen andern Größen der Kirche einen Platz darin gefunden, so daß diese Gallerie eines Besuches der Reisenden nicht unwürdig ist.

Seitwärts von dieser Gallerie legte er zur Bequemlichkeit der Päpste, wenn sie nämlich diese Kirche besuchen wollten, die Fundamente zu einem Palaste von ungeheurer Größe, wie noch nie einer in Rom von einem und demselben ist angefangen und vollendet worden. Außer mehreren großen und prachtvollen Appartements sind besonders zwei mit historischen Gemälden aus dem Leben der Päpste und Kaiser decorirte Säle die Zierde dieses Palastes. Die Façade desselben, welche dem Obelisken gegenüber lag, war 340 Fuß lang, und die andere nach Maria Maggiore zu 335 Fuß. Die Höhe desselben betrug an 130 Fuß. Mehrere Fürsten würden ganz bequem darin Hof halten können. Sixtus erbaute ihn auch hauptsächtlich deswegen, um alle Cardinäle darin aufzunehmen, wenn er etwa ein Consistorium darin versammelte; noch mehr aber in der Absicht, nm dem Kaiser eine würdige Wohnung zu geben, wenn er einmal nach Rom käme. Um aber zu verhindern, daß dieses großartige Palais nicht wieder in Verfall geriethe, wenn es immer unbewohnt bliebe, so bestimmte er durch ein Breve, daß alle seine Nachfolger wenigstens zwei Monate im Jahre in demselben residiren sollten. Allein diese haben sich wenig an diese Verordnung gekehrt, und das Gebäude, welches eine der schönsten Zierden Rom's war, wurde

sehr vernachläßigt und wäre wieder ganz zerfallen, wenn nicht doch die meisten Päpste demselben ihre Sorge gewidmet hätten.

Unter den Trümmern alter Gebäude lag bisher auch die heilige Treppe vergraben. Sixtus ließ sie aus dem Schutt hervorholen und auf der Seite von sancta sanctorum aufrichten, welchen Ort er mit reichen architektonischen Verzierungen und seltenen Gemälden ausschmückte, wodurch die Andacht der zahllos dahin strömenden Pilger nicht wenig vermehrt wurde. Denn der Papst hatte Denjenigen, welche auf den Knieen diese heiligen Stufen (welche einst der göttliche Erlöser mit seinen heiligen bluttriefenden Füßen betreten hatte) hinaufsteigen würden, mehrere Ablässe verliehen.

Dabei vergaß er aber die Armen nicht, sondern wandte auch ihnen einen Theil seiner Regentensorgen zu. Er erbaute nämlich für die armen Kranken und solche Krüppel, welche außer Stande waren, sich selbst den Lebensunterhalt zu verschaffen, längs der Tiber neben der Sixtinischen Brücke (von Sixtus IV. erbaut) bis zur Julischen Straße ein großes Hospital, welches an die zweitausend Kranke ganz bequem aufnehmen konnte, und zu dessen Unterhaltung er einen Fonds mit 50,000 Lire Rente gründete. Für die Administratoren und Beamten des Hospitals baute Sixtus außerdem noch besondere Dienstwohnungen. Die Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit frommer und gottesfürchtiger Personen hat später diese eben so nützliche als großartige Anstalt durch bedeutende Geschenke und Gaben noch mehr bereichert und erweitert. Ueber dem Haupteingange sieht man das Wappen Sixtus des Fünften und folgende Inschrift: „Papst Sixtus V. hat dieses Haus auf seine eigenen Kosten zur Ernährung und Unterhaltung der Armen erbauen lassen und für ewige Zeiten gegründet im Jahre des Heils 1586, im zweiten seiner Regierung."

Viertes Kapitel.

Fortsetzung.

Die Säulen Trajans und Mark Aurel's. Werke des Phidias und Praxiteles. Neuer Palast auf Monte Cavallo. Neue Straßen. Gallerie auf dem Petersplatze. Vollendung der Kuppel auf der Sanct Peterskirche.

Ein großer Geist umfaßt Alles. Er wird ungeduldig, wenn er nicht alle seine großen Ideen auf Ein Mal und auf der Stelle

verwirklichen kann. Diese Wahrheit finden wir gerade recht im Leben unsers Sixtus bestätigt. Bei allen den großartigen Bauwerken, mit denen er in so außerordentlich kurzer Zeit von etwas mehr als einem Jahre die Weltstadt schmückte (wie wir im vorigen Kapitel erzählt haben), und welche mit ihrer Pracht und ihrem Kunstwerthe zugleich immer einen praktischen Zweck verbanden, vergaß er aber nicht die Wiederherstellung so mancher herrlichen Werke der Bildhauerkunst, welche noch aus den glorreichen Tagen der Cäsaren herstammend, dem gänzlichen Verfalle entgangen waren, und es macht seinem Genie alle Ehre, wie es diesen unübertrefflichen Werken der heidnischen Kunst einen christlichen Charakter zu verleihen gewußt hat, ohne ihrem Kunstwerthe nur im Geringsten zu schaden.

Auf die Säule Trajans, welche diesem römischen Kaiser wegen seiner über die Parther (Perser) und Dazier (die heutigen Walachen) davon getragenen Siege, die man in Relief auf derselben versinnbildet hatte, errichtet worden war, ließ er die Statüe des heiligen Apostels Petrus in vergoldeter Bronze setzen und die des heiligen Apostels Paulus auf die Säule des Kaisers Antoninus Pius. Letztere, dem genannten Kaiser von Markus Aurelius zum Andenken an dessen Kriege mit den Markomannen und Moraviern, welche in dem heutigen Böhmen und Mähren wohnten, gesetzt, hatte von dem nagenden Zahne der Zeit Vieles gelitten. Sixtus ließ ihr durch einen geschickten Künstler ihre alte Schönheit wieder geben.

Eine gleiche Sorgfalt widmete Sixtus zwei marmornen Pferdestatüen, deren Härte ebenfalls nicht der Länge der Jahrhunderte hatte widerstehen können. Sie wurden damals immer ausgegeben für Werke der beiden berühmtesten griechischen Bildhauer Phidias und Praxiteles, was auch die daran befindlichen lateinischen Inschriften zu beweisen schienen, deren eine so gelautet haben soll: „Der Bildhauer Phidias hat hier, um die Größe seiner Geschicklichkeit und Erhabenheit seiner Kunst zu zeigen, das Bild Alexanders, wie er sein Pferd Bucephalus bändigt, in Marmor ausgeführt.“ — Die andere Inschrift hieß: „Der Bildhauer Praxiteles, welcher der Nachwelt eben so wie Phidias ein Zeugniß seiner Fertigkeit in dieser Kunst hinterlassen will, hat aus lobenswerther Nacheiferung eben dieselben Figuren Alexanders und seines Pferdes in Marmor gehauen [1].“

---

1) Bekanntlich sind indessen diese beiden Stücke nicht von jenen zwei

Diese ungemeine Thätigkeit des Papstes setzte ganz Italien in Erstaunen, und wenn Sixtus V. auch nicht der erste der Päpste gewesen ist, welcher die Hauptstadt der Welt mit Denkmälern der Baukunst geschmückt hat, so hat er doch aber Alle übertroffen durch die Pracht und Großartigkeit der Werke und mehr noch durch die Schnelligkeit ihrer Ausführung.

Das Palais auf dem Monte Cavallo hatte er schon bedeutend erweitert; allein weil er es noch nicht für groß genug hielt, um der Majestät eines regierenden Fürsten der gesammten Kirche zu entsprechen und dessen ganzen Hofstaat aufzunehmen, so baute er noch einen großen Flügel daran zum Aufenthalte für seine zweihundert Mann Schweizergarde, welche vorher schlecht untergebracht waren.

Unter allen diesen Sorgen und zahllosen Geschäften blieb aber seine Familie nicht vergessen. Er hatte ihr seinen Palast bei

unsterblichen Künstlern Griechenlands, weil sie ja fast ein Jahrhundert vor Alexander lebten. Aber habt ihr noch nichts gelesen von des Phidias weltberühmtem Jupiter Olympius im Tempel zu Elis, welcher für eines von den sieben Wundern der Welt gehalten wurde? Wißt ihr noch nichts von dessen sechsundzwanzig Ellen hohen Statüe der Minerva in Athen, in deren Schilde er so wundervoll einen Kampf der Amazonen dargestellt hat, und in deren Fußgestelle der Krieg der Lapithen mit den Centauren nebst zahllosen andern Ornamenten auf das kunstvollste abgebildet ist? Man sagt, daß er auf dieser Bildsäule auf eine sehr sinnreiche Weise sich verewigt habe; weil er es nicht gewagt, seinen Namen auf die Statüe einer Göttin einzugraben, so soll er deswegen seine eigene wohlgetroffene Figur an einem Orte des Schildes der Göttin so kunstvoll angebracht haben, daß man sie nicht hätte wegschaffen können, ohne das ganze Werk zu entstellen. Außer diesen sind noch viele andere Werke aus der Hand dieses Künstlers hervorgegangen, welche alle als Meisterwerke der Bildhauerkunst galten. Das berühmteste Werk des Praxiteles war eine in Marmor gehauene Venus, wobei die Kunst dem kalten Steine Leben eingehaucht zu haben schien. Dieses Kunstwerk zu sehen wanderten Tausende nach Knidos. Die Einwohner dieser Insel waren auch so sehr für diesen Kunstschatz eingenommen, daß sie sogar das Anerbieten des Königs Nikomedes, für den Besitz dieser Statüe alle Schulden ihrer Stadt, die sehr beträchtlich waren, zu bezahlen, ablehnten.

Beide Künstler, Phidias und Praxiteles, haben aber, wie schon bemerkt, nicht zu Alexanders, sondern zu Perikles Zeiten, also fast hundert Jahre früher gelebt, und konnten somit auch keine Statüen Alexanders bearbeiten. Sollen die beiden oben gedachten Reiterstatüen wirklich Werk dieser genannten Meister sein, so stellen sie wenigstens nicht den Alexander und dessen Bucephalus vor. Jene Inschriften scheinen also eine spätere Erfindung zu sein.

Maria Maggiore überwiesen, den er sehr prachtvoll einrichten und mit einem Garten verbinden ließ, dessen Schönheit und Größe mit jedem andern in Rom, den Vatikanischen ausgenommen, wetteifern konnte.

Auch machte er einen Plan zu mehreren neuen Straßen in der Stadt und ließ sie in diesem Jahre (1586) noch anfangen. Die bedeutendste derselben ging von Santa Croce di Jerusalem bis zu Maria Maggiore und von da bis la Trinita del Monte. Er wollte sie auch später noch fortsetzen bis zur Porta del Populo; allein in der Ausführung dieses Projectes unterbrach ihn der Tod. So unvollendet sie aber auch ist, so ist sie doch eine Straße von achtbarer Größe, zur Hälfte in gerader Linie gebaut und so breit, daß fünf Wagen ganz bequem neben einander fahren können. Er ließ ihr seinen Taufnamen geben: Strada Felice, d. h. Felix-Straße.

Außer dieser wurden noch mehrere andere neue Straßen angelegt. Zwei nahmen ihren Anfang bei Sanct Laurentius außerhalb der Mauern, von denen eine nach Maria Maggiore an des Papstes Privatpalais vorbei, die andere nach den Bädern Diocletians führte. Eine andere neue Straße ging von Maria Maggiore bis zum Palast Sanct Marcus, welches Eigenthum der damaligen Republik Venedig war; noch eine andere ging von Sanct Johannes vom Lateran nach dem Colloſſeum, und endlich wurde noch eine angelegt von der Porta Salvaria bis zur Porta Pius.

Obschon nun alle diese neuen Straßen wegen der entsetzlich schlechten Wege, welche damals theilweise in Rom waren, dem Publikum die größte Bequemlichkeit darboten, so konnte doch Sixtus dem Vorwurfe, als habe er dabei auch sein Privatinteresse im Auge gehabt, nicht ganz entgehen. Denn die meisten dieser neuen Straßen führten, wie wir eben gesehen haben, nach der Kirche Maria Maggiore, in deren unmittelbarer Nähe sein Privatpalast war. So ist aber einmal das Volk. Erweise ihm Wohlthaten über Wohlthaten ohne alle Nebenzwecke; es kann sich dennoch nicht erwehren, wenigstens einen Theil davon auf Rechnung deines Eigennutzes zu schreiben.

Bei einer genauen Besichtigung des Vatikans in Begleitung seines berühmten Architecten Fontana fand Sixtus diesen Palast bei aller seiner ungeheuern Größe doch noch zu beschränkt, um den ganzen Hofstaat eines obersten Kirchenfürsten würdig aufnehmen zu können. Er ließ daher in unmittelbarer Verbindung

mit den von den Päpsten Leo, Pius und Gregor mit Gemälden reich ausgeschmückten Gallerien als Seitenflügel noch ein prachtvolles Palais erbauen, so daß nun der Vatikan unstreitig wohl der umfangreichste und größte aller fürstlichen Paläste Europa's oder vielleicht gar des ganzen Erdkreises, und der Hauptstadt der Welt würdig ist.

Um aus dem Vatikane in die gegenüber liegende Peterskirche ungenirt gelangen zu können, legte Sirtus auch den prachtvollen, geräumigen und sehr breiten bedeckten Säulengang an, der vom Vatikan bis zur Peterskirche führt und mit der Großartigkeit dieser ihn umgebenden Riesengebäude in vollkommenster Harmonie steht. Diese Halle erspart dem Papste die Unannehmlichkeit, den freien Platz vor Sanct Peter passiren zu müssen, und schützt ihn sowohl vor der Unbequemlichkeit der Witterung als auch dem Ungestüme des Volkes.

Der schöne Thurm von Belvedere war der Alles zerstörenden Zeit fast ganz erlegen; da indessen Sirtus es nicht leiden konnte, daß ein so antikes und zugleich nützliches Werk in seinen eigenen Trümmern begraben werden sollte, so ließ er ihn gänzlich restauriren. Ein gleiches Mitleiden hatte er mit einer alten, dem Verfalle nahen Kirche zur heiligen Susanna. Auch diese ließ er wiederherstellen und zwar so, daß sie alle andern von ihrer Größe und Ausdehnung an Schönheit übertraf.

Die schöne Kirche zum heiligen Hieronymus, von welcher er seinen Titel als Cardinal erhalten hatte, ließ er ebenfalls von Grund aus repariren, sobald er Papst geworden war; denn so oft er sie früher besuchte, konnte er sich der Thränen nicht erwehren über ihren Verfall. Außer ihrer gänzlichen Wiederherstellung bedachte er sie mit einer reichen Stiftung und verlieh ihr mehrere Indulgenzen.

Diese enorme Zahl von Bauwerken, welche allein schon hinreichend wäre, den Namen Sirtus des Fünften unsterblich zu machen, ist aber noch nichts im Vergleiche zu dem, was er an dem Dome Sanct Peter zu Stande gebracht hat.

Es handelte sich nämlich darum, zur Vollendung dieses stolzen Tempels demselben eine seiner ungeheuern Größe und Höhe verhältnißmäßige Kuppel zu geben, wie sie der ursprüngliche Plan dieser Kathedrale der ganzen Christenheit nothwendig verlangte, wenn ihr nicht das Wesentlichste aller Schönheit, die Harmonie, abgehen sollte. Der bloße Gedanke schon an die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten dieses Unternehmens hatte bisher schon meh-

rere Päpste davon zurückgeschreckt, und den Meisten, ja sogar den Architecten schien die Ausführung des Planes eine reine Unmöglichkeit, und selbst die kühnsten unter ihnen hegten wenigstens die größten Zweifel am Gelingen desselben. Allein Sixtus, dessen immenser Geist nur Ehre und Ruhm in den mit Schwierigkeiten und Hindernissen am hartnäckigsten kämpfenden Unternehmungen suchte, wollte dieses Werk vollenden. Er gab daher seinem Baumeister den Befehl, den Plan davon sofort ihm vorzulegen und dabei auf Kosten gar keine Rücksicht zu nehmen; und dieser erschöpfte sein ganzes Talent, um dieses Werk der höchsten Kunst und erhabensten Pracht zu schaffen.

Rüstig wurde begonnen, rüstiger fortgearbeitet. Denn Sixtus, welcher vor Ungeduld brannte, das großartigste aller Bauwerke in seiner Vollendung zu sehen, ließ mehr als sechshundert Arbeiter beschäftigen, und hätte die Zahl derselben noch verdoppelt, wenn die Baumeister nicht dagegen remonstrirt und ihn überzeugt hätten, daß dadurch nur Confusion entstehen und der Fortschritt des Baues eher gehindert als gefördert werden würde. In zweiundzwanzig Monaten stand die Riesenkuppel vollendet da.

Von der Höhe derselben kann man sich einen Begriff machen, wenn man den Knopf auf der Spitze betrachtet, welcher von unten gesehen nicht viel größer als ein Ball erscheint, während doch fünfzehn bis zwanzig Menschen bequem darin Platz haben.

Freilich wurde diesem größten Meisterwerke der Welt eine Antiquität zum Opfer gebracht. Sixtus ließ nämlich einen von dem Kaiser Severus erbauten Thurm, Septizone genannt, abbrechen und dessen Material zur Erbauung der Peterskuppel verwenden. Die Römer murrten auch über die Zerstörung dieses alten Denkmals der Größe ihrer Vorfahren; allein einer Seits hatte Sixtus mehr Vorliebe für neuere Werke als für die alten Baudenkmäler, wenn sie nicht etwa einen zu beachtenden Kunstwerth besaßen, anderer Seits war ihm die große Menge von herrlichem Marmor, welcher an diesem Thurme fast verschwendet war, sehr willkommen zur würdigen Auszierung des neuen Prachttempels, an dessen Vollendung er die letzte Hand anlegte, und überdieß war an dem ganzen alten Bauwerke außer seinem Alter nichts Merkwürdiges.

Fünftes Kapitel.

Die Rrfermversuche im Franziskanerorden werden von Sixtus unterdrückt. Neues Collegium im Kloster ad SS. Apostolos. Desgleichen in Bologna. Loretto wird in eine Stadt verwandelt. Neue Stadt um das Schloß Montalto herum.

Bei allen diesen wichtigen Unternehmungen, welche alle Gedanken und Sorgen eines jeden andern Regenten ganz allein in Anspruch genommen hätten, lag Sixtus V. gleichwohl mit nicht minderer Sorgfalt seinen übrigen Regierungsgeschäften ob. Insbesondere that es ihm wohl, denjenigen, welche ihm früher in seinem niederen Stande Gefälligkeiten erwiesen hatten, jetzt, wo er nun die Macht dazu besaß, seine Dankbarkeit zu zeigen, wie wir schon oben in einigen Beispielen erfahren haben. Vor Allen war es aber sein eigener Orden, der des heiligen Franziskus, welchem er vielfache Beweise seines Wohlwollens und seiner Erkenntlichkeit zu Theil werden ließ, da er eigentlich diesem Alles zu verdanken hatte, was er war und besaß. Er bewilligte ihm nicht bloß mehrere Privilegien vor andern Orden, sondern machte ihm auch außerdem viele ansehnliche Geschenke, und war selbst sehr wachsam für dessen Bewahrung gegen die Reformversuche einiger Neuerer, von denen er schon etwas angesteckt war. Die reformirten [1]) Convente unterdrückte er, weil diese Reform der alten und guten Disciplin nicht nur keinen Nutzen, sondern nur Schaden bringen konnte, und er befahl durch eine sehr strenge Bulle, daß sich die neuen reformirten Klöster mit denen der alten Observanz wieder zu vereinigen hätten; ihre Güter sprach er, wenn sie sich dessen weigerten, den alten Häusern zu, verbot ihnen, Novizen anzunehmen, und brachte es somit bald dahin, daß denselben nur noch ein Convent in Neapel von S. Lucio del Monte übrig blieb, dessen Conventualen aber ebenfalls bald wieder zur alten Disciplin zurückkehrten und dem heiligen Vater für die Wiederherstellung und Erhaltung ihres Ordens sehr dankbar waren.

---

1) Hier ist das Wort reformirt nicht in dem Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauches zu nehmen, welcher darunter eine vom katholischen Glauben abgefallene Sekte, eine sogenannte Confession, versteht. Die Reform (Verbesserung) des Franziskanerordens sollte sich bloß auf dessen Disciplin, nicht auf den Glauben erstrecken. Reformirte Convente waren also jene Klöster, welche dieser beabsichtigten Reform anhingen. A. d. H.

Im Kloster zu den heiligen Aposteln in Rom ließ er ein Collegium erbauen, welchem er die Einkünfte einer sehr reichen Abtei in Calabrien für ewige Zeiten zuwies, um darin fünfundzwanzig studirende Jünglinge unentgeltlich zu erziehen. Diese Stiftung war für die Religiosen seines Ordens sehr vortheilhaft, indem sie mit den Mitteln auch große Lust zum Studiren gewährte, um sich der Aufnahme in dieses Collegium fähig zu machen, aus welchem sie nach dreijährigem Studium als Lectoren der Theologie und nicht selten auch mit dem Doctorhut geschmückt wieder heraustraten. Allerdings waren die Regeln dieses Hauses auch ganz im Geiste des Stifters, d. h. sehr strenge, und wurden auch ebenso strenge gehandhabt; allein Sixtus kannte recht wohl das Leben der jungen Klosterbrüder, und wußte kein besseres Mittel, um sie in Ordnung und Zucht zu halten. Beides wurde auch so lange in dieser Anstalt aufrecht erhalten, als man bei der Wahl der Zöglinge sehr vorsichtig war und nur immer die würdigsten aufnahm; und in der That gab es damals in Rom für einen jungen Theologen kein größeres Lob, als das bloße Wort, ein Schüler des Collegii vom heiligen Bonaventura zu sein, welchen Namen nämlich Sixtus dieser Anstalt gegeben hatte. Ja kaum hätte er durch eine andere Gründung den Fremden, welche Rom aus Wißbegierde besuchten, eine so hohe Meinung von den Religiosen seines Ordens geben können, als eben hierdurch.

Des Papstes Liebe zu neuen prachtvollen Gebäuden und neuen Schöpfungen ließ sich aber nicht in den Mauern Roms festhalten, sondern erstreckte sich über den ganzen Kirchenstaat bis zu dessen äußersten Grenzen. An dem einen Orte waren es herrliche Staatsgebäude, am andern neue Collegien, hier Wasserleitungen, dort Brücken und Straßen, welche seiner rastlosen Thätigkeit ihre Entstehung zu verdanken hatten — Alles zum Nutzen und Gebrauche des Volkes.

Den Anfang machte Sixtus in der Mark, seinem Vaterlande, welche Provinz er niemals mit so schweren Auflagen belastete, als die übrigen Unterthanen des heiligen Stuhls. Da er schon früher, ehe er Papst geworden war, die Erfahrung gemacht hatte, daß in diesem Landestheile gelehrte und geschickte Leute eine Seltenheit waren, war es auch sein erster Gedanke, Kunst und Wissenschaft daselbst zu heben. In dieser Absicht erbaute er in Bologna ein neues Collegium und überwies demselben bedeutende Einkünfte, um darin vierzig Schüler nebst ihrem Regens, mehreren Lehrern und Dienern frei unterhalten zu können. An-

fänglich war er Willens gewesen, dieses Collegium in Rom zu errichten; allein zwei Gründe waren es hauptsächlich, welche ihn bestimmten, das erste Project fallen zu lassen. Einmal sah er voraus, daß er dadurch seinen Nachfolgern einen immerwährenden Gegenstand der Eifersucht hinterlassen würde, welche unfehlbar, wenn nicht den vollständigen Untergang des Instituts, doch wenigstens die Lockerung der Disciplin in demselben zur Folge haben mußte, zumal da er durch eine Bulle in bester Form bestimmt hatte, daß nur Eingeborene der Mark in diesem Collegium aufgenommen werden sollten; und gewiß würden die Cardinäle es nicht unterlassen haben, seinen Nachfolgern die Verpflichtung aufzulegen, diese Bestimmung aufzuheben und die Wohlthat der Aufnahme in dasselbe über alle Unterthanen des Kirchenstaates auszudehnen. Gründete er das Collegium aber außerhalb Roms, so war er der Erhaltung und Fortdauer desselben versichert. Der andere Grund, warum er gerade Bologna zum Sitz dieser Anstalt wählte, lag darin, weil er dadurch das Ansehen und den Reichthum dieser Stadt zu heben hoffte, abgesehen davon, daß die Fruchtbarkeit und der Ueberfluß dieses Landestheils an allen Erzeugnissen die Lebensbedürfnisse weit billiger machten, als sie in der Hauptstadt waren.

Außer diesem heilsamen Institute bereicherte Sixtus seine Heimath mit zwei Zierden — um mich so auszudrücken — welche der Mark großes Ansehen und Berühmtheit erwarben. Die Eine war eine Wirkung seiner großen Verehrung der allerseligsten Jungfrau, die andere eine Folge seiner natürlichen Zuneigung zu jenem Orte, an welchem sein Leben den Anfang genommen hatte. Diese Liebe zu seiner Heimath war so groß, daß er nicht bloß alle seine Landsmänner, wenn sie dazu fähig waren, zu den ersten Aemtern der Kirche beförderte, sondern sogar dem Boden, welcher ihn hatte sehen geboren werden, Beweise davon gab.

Wer hat wohl noch nichts von Loretto gehört? Dieser berühmte Wallfahrtsort liegt fast mitten in der „Mark." Mit ganzer Seele hing sich Sixtus an den Gedanken, diesen heiligen Ort zu vergrößern und zu verschönern.

„Ist es wohl Unrecht" — wandte er sich fragend an mehrere Cardinäle, als dieses zur Sprache kam — „daß ein Mensch, welcher in dieser Provinz geboren worden, der Mutter Gottes seine Dankbarkeit dafür beweise, daß sie daselbst ihre Wohnung aufgeschlagen und ihr Haus, welches sie einstmals in Judäa bewohnte, durch Engel in das Dörfchen Loretto hat tragen lassen?"

Ungesäumt gab er daher die gemessensten Befehle zu den nöthigen Vorkehrungen, um den Ort zu vergrößern, und legte so den Grund zu einer neuen Stadt, welcher er viele Vorrechte und Privilegien ertheilte, um Auswärtige zur Niederlassung anzuziehen. Um den Glanz dieser neuen Stadt noch zu erhöhen, errichtete er daselbst einen Bischofssitz, indem er das Bisthum Recanati, wozu Loretto gehörte, verkleinerte. Diese neue Einrichtung war dem Bischofe von Recanati zwar sehr mißfällig, allein weil er nichts dagegen machen konnte, mußte er es schon zufrieden sein. Auch war Sixtus willens, durch eine besondere Bulle zu bestimmen, daß nur Eingeborene der Mark auf diesen neuen Bischofsstuhl erhoben werden sollten; allein da er nach reiflicher Ueberlegung einsah, daß diese Bestimmung doch nicht lange würde befolgt werden, und daß sie auch eigentlich dem Geiste der Kirche nicht entsprechend war, unterließ er es. Zum Danke für alle diese großen Wohlthaten gegen den heiligen Ort errichteten ihm die Vorsteher dieser Kirche dem großen Portale gegenüber eine Statüe, welche sein Bild in Lebensgröße darstellte.

Die andere Zierde, von der wir oben Erwähnung machten, und mit welcher Sixtus sein engeres Vaterland bedachte, sollte seinem Geburtsorte selbst zukommen. Er hatte nämlich nichts Geringeres im Plane, als rings um die „Grotte" von Montalto und um sein Geburtshaus herum eine neue Stadt anzulegen, und sie mit Freiheiten, Privilegien und Immunitäten so zu beschenken, daß sie als ein sehr gesuchter Wohnort hätte sehr bald mit den anständigsten Einwohnern bevölkert werden können. Allein hier hielt ihn doch die offenbare Unmöglichkeit der Ausführung, welche in der Lage des Ortes selbst ihren Grund hatte, von der Unternehmung ab, obschon sonst gerade Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich seinen Projecten entgegenstellten, ein großer Sporn waren, seinen Willen durchzusetzen. Und nie hat er auch ein Unternehmen begonnen, ohne es auch gänzlich zu vollenden; es müßte denn ein Werk sein, welches er erst gegen das Endeseiner Regierung angefangen und in dessen Ausführung ihn der Tod unterbrochen hätte.

Da er also diesen Plan aufgeben mußte, so warf er seine Augen auf die Burg Montalto, welche die größte und ansehnlichste der ganzen Umgegend war, und deren Namen er selbst, wie wir wissen, lange Zeit als Conventual und später auch als Cardinal geführt hatte. Nachdem er sie von mehreren Auflagen frei gemacht hatte, ließ er von einem tüchtigen Baumeister einen

Plan entwerfen, welchen er selbst prüfte, und worin er mit eigener Hand corrigirte, was nicht nach seinem Geschmacke war. Darauf sandte er zur Ausführung des Planes einen Commissarius und einen Ingenieur an Ort und Stelle mit dem Befehle, ihm am Ende jeder Woche von den Fortschritten der Arbeit und den Kosten genaue Rechenschaft abzulegen. Täglich wurden über fünfhundert Arbeiter, ohne die Einwohner des Ortes zu rechnen, daran beschäftigt. Auch sollte die ganze neue Stadt rings mit einer Mauer umgeben werden, ohne welche damals ein bewohnter Ort diesen Namen nicht zu verdienen schien, und ohne welche auch wohl keine Stadt gefunden wurde, es müßte denn Venedig sein, dessen Mauern und Bollwerke die Wogen des adriatischen Meeres sind.

Das Gelingen dieses Unternehmens war indessen doch sehr schwierig. Man mußte einen mehr als siebenhundert Klafter langer Berg, in dessen Mitte ein sehr harter Felsen lag, abtragen, welchen aber der Ingenieur nicht vermuthet hatte, und der doppelt so viele Kosten verursachte, als man vor dem Beginne der Arbeit veranschlagt hatte.

Mehrere Cardinäle murrten zwar im Stillen über dieses kostspielige Unternehmen, wagten es aber nicht, ihren Unmuth laut werden zu lassen, weil sie sich überall von Spionen umgeben wußten, und die Art und Weise schon kannten, wie ihnen Sixtus Stillschweigen auferlegt haben würde, wenn er etwas von ihrer Unzufriedenheit erfahren hätte. Doch konnten sie es nicht ganz über sich gewinnen, diese ihnen sonderbare Art von Ehrgeiz, welche weder des Papstes Heimath selbst, noch der Kirche von Nutzen wäre, hier und da zu mißbilligen. Sixtus kannte recht wohl ihre Meinung hierüber, aber er begnügte sich damit, ihnen bemerklich zu machen, daß diese Unternehmungen bei seinen übrigen schweren Sorgen für die Verschönerung Roms gleichsam nur eine Erholung für ihn seien.

Auch diese neue Stadt erhob er zu einem Bischofssitze und überwies demselben eine jährliche Rente von 1000 Thalern; außerdem beschenkte er sie noch mit vielen Privilegien.

Gleichzeitig ließ er über die Tiber zwischen Borgueto und Utricoli eine neue Brücke bauen, welche theils der Verkehr, theils auch die große Zahl der Pilger und Reisenden, die hier die Tiber passiren mußten und oft durch das Anschwellen des Stromes an der Weiterreise gehindert wurden, sehr nöthig machte. Dieses Beispiel lehrt zur Genüge, daß es dem Papste bei Ausführung

großer Werke nicht sowohl um den Ruhm seines Namens als vielmehr um das Wohl des Volkes zu thun war, und in dieser Behauptung werden wir noch durch ein anderes Unternehmen bestärkt.

Der Kirchenstaat hatte im Allgemeinen gar keinen Mangel an Bewässerung; Seen, Flüsse und Bäche, deren Wellen durch ihre Frische und Klarheit die Fluren erquickten und zierten, gaben den Feldern fast überflüssige Fruchtbarkeit. Um jedoch den Boden der Umgebung Roms noch fetter und ergiebiger zu machen, glaubte Sixtus, den Treverone dahin leiten zu müssen. Schon der Kaiser Claudius hatte denselben Plan gehabt (wie erzählt wird) und den Anio nach Rom geleitet.

Dieses Unternehmen würde, abgesehen von dem großen Nutzen für die Felder, auch dem Handel durch den erleichterten Transport der Kaufmannsgüter und Lebensmittel sehr vortheilhaft geworden sein. Allein die Erfrischung und Zersetzung der ungesunden Luft in der Hauptstadt war wohl einer der ersten Gründe, welche den Papst zu diesem Projecte bestimmten, da ja bekanntlich frische, fließende Wasser die Luft in steter Bewegung halten und ihre schädlichen Dünste vertreiben, wogegen lange unbewegte und nicht erneuerte Luft (wenn man sich so ausdrücken darf) dem stillstehenden Wasser gleichen, und nicht minder gefährlich und ungesund sind, wie diese. Das ist auch der Grund, warum die Umgebungen von Rom fast ganz unbewohnbar waren, und diesem Uebelstande sollte der Treverone abhelfen.

Zur Verschönerung der ganzen Landschaft rings um Rom herum würden die neuen Anlagen, welche einzelne Privatleute an den Ufern dieses neuen Kanals zu machen sich beeilt hätten, nicht wenig beigetragen haben; die Vergnügungsorte, Mühlen, Magazine, Hotels, Fabriken, Gärten, Gebüsche, Wäldchen u. s. w. würden eine große Zierde der Hauptstadt geworden sein. Durch die Leitung dieses Flusses in die Stadt waren auch die Ueberschwemmungen der Tiber nur noch halb so groß und gefahrvoll, weil derselbe dann nicht mehr im Stande war, diesen Strom durch seinen Zufluß noch um einige Ellen hoch zu vergrößern. Daß Sixtus zu dieser Idee auch wohl etwas durch die Eitelkeit verleitet wurde, einen Plan auszuführen, den ein römischer Kaiser hatte aufgeben müssen, wollen wir nicht ganz bestreiten. Aber auch er selbst ging davon ab, als ihn seine Architecten und Ingenieure überzeugten, daß dieses Werk bei seinem Leben nie zu

Stande kommen und auch nicht sonderlich viel Ehre damit einzulegen sein werde. So blieb es denn beim bloßen Projecte.

Sechstes Kapitel.

Reorganisation des Militärwesens. Neue Festungen werden angelegt. Civita Vecchia. Errichtung einer neuen Kriegsmarine. Die Kosten für deren Erhaltung werden durch eine Congregation auf die Provinzen und Hauptstädte des Kirchenstaates vertheilt.

Nachdem also Sixtus auf diese Weise mit aller Energie seine Thätigkeit den öffentlichen Bauten gewidmet und vielen moralischen und physischen Bedürfnissen des Kirchenstaates abgeholfen hatte, war er nun auch auf die Regelung des Kriegswesens bedacht, um zu beweisen, in welcher innigen Beziehung und Vereinbarung das Schwert des heiligen Paulus mit dem Schlüssel des heiligen Petrus stehe.

Er ließ zuvörderst von allen activen Soldaten Listen anfertigen und bildete stehende Bataillone, welche immer marschfertig sein mußten, um im Falle eines unerwarteten Ereignisses sogleich in's Feld rücken zu können. Außerdem gab er Befehl, von allen Unterthanen des heiligen Stuhles, welche waffenfähig waren, genaue Namenverzeichnisse aufzustellen. Für diese ernannte er eine gewisse Anzahl von Offizieren in jeder Stadt, um Ordnung und Disciplin unter ihnen zu handhaben, und ertheilte ihnen einige Vorrechte.

Ohne Zweifel hatten die päpstlichen Waffen unter Clemens VIII. ihren glücklichen Erfolg bei Ferrara im Jahre 1599 einzig dieser heilsamen Reform des Militärwesens durch Sixtus zu verdanken. Alle Welt war überrascht, in weniger als einem Monate zwanzigtausend Mann Fußvolk und zweitausend Reiter, sämmtlich Unterthanen des Papstes, wohldisciplinirt zusammengebracht zu sehen, was in der damaligen Zeit wenige Fürsten Europa's vermocht und auch Clemens VIII. nicht erreicht hätte, ohne die Vorsicht und Regulirung Sixtus V.

Dieser ließ sich ferner von drei tüchtigen Ingenieuren ein Gutachten über die vortheilhafteste Anlegung von Festungen und Waffenplätzen an den Grenzen des Kirchenstaates vorlegen. Nach einer sehr langen Conferenz, welche sie deshalb mit dem Papste hatten, entschied man sich dahin, vor Allem erst das Castel

franco, an welchem schon Pius V. die Fortificationsarbeiten begonnen hatte, die er aber durch die Stürme des cyprischen Krieges wieder zu verlassen gezwungen worden war, zu befestigen. Dieser Platz liegt mitten in einer weiten Ebene, welche rings um von keiner Höhe beherrscht wird, an Allem Ueberfluß hat und in der Nähe von Bologna ist, dessen spezielles Interesse es erforderte, die Festung zu unterstützen. Denn nur durch diese konnte Bologna selbst nebst seinem Territorium fortan gegen die Angriffe einer starken Armee mit Erfolg geschützt werden. Die Ehrfurcht, welche Sixtus für seinen ehemaligen Gönner und Freund, Pius V., unauslöschlich in seinem Herzen hegte, trug nicht wenig dazu bei, ihn zur Wiederaufnahme und Vollendung der von Jenem angefangenen Befestigungsarbeiten an dem gedachten Platze zu bestimmen. Da er indessen seinen Lieblingsgedanken, Neapel wieder dem römischen Stuhle zu unterwerfen (den er übrigens vor Jedermann sehr geheim hielt) nicht aus dem Sinne verlor, so richtete er mehr sein Augenmerk darauf, die Grenzen seines Landes nach jener Seite hin zu befestigen und sich mit Allem auszurüsten, was zum Gelingen dieses ehrgeizigen Planes nöthig war.

Seine Ingenieure mußten die Grenze untersuchen und die passendsten Punkte bezeichnen, wo feste Plätze angelegt werden könnten. In ihrem Berichte waren Ripa, Transona, Ossida und Ascoli als solche genannt, und letzteres allein hielt man schon hinreichend, wenn es gut befestigt würde, um die Grenzen der Provinz der Mark sicher zu stellen, da dieser Ort wegen seines größern Umfangs, seiner vortheilhaften Lage und der Tapferkeit seiner Einwohner eine sichere Schutzwehr gegen die Feinde geben würde. In der sabinischen Grenze gegen Neapel bezeichneten sie die Stadt Rieti, welche außer vielen andern Vortheilen noch den darbot, daß durch ihre Befestigung die Pässe gesperrt wurden; ferner Terracine, Frusinona, Firentino, Cegna und Agnani als Grenzfestungen der Campagna. Es wurde jedoch nur an den Fortificationen von Frusinona und Agnani gearbeitet, zu deren größern Sicherheit man alle Außenwerke um Rom herum hatte abbrechen müssen, um die Feinde zu verhindern, sich zu Herren der Stadt zu machen, was sie sonst sehr leicht hätten thun können. Vor Allem aber riethen die Ingenieure dem Papste an, die Hafenstadt Civita Vecchia wegen ihrer Wichtigkeit mit Trinkwasser zu versorgen. Sixtus gab daher sogleich die nöthigen Weisungen zur sofortigen Erbauung eines

Aquaducts, welcher dem gedachten Orte hinreichendes Wasser zuführte, und somit denselben nicht bloß in einen respectablen Vertheidigungsstand setzte, sondern auch einem großen Bedürfnisse der Einwohner dieser Stadt vollkommene Abhülfe brachte.

Alle diese Vorkehrungen und Rüstungen geschahen nur, wie man vorgab, zur Sicherheit des Staates; allein die benachbarten Regierungen, und besonders die Spanier, waren nichts destoweniger sehr beunruhigt über die kriegerischen Gelüste, welche sie beim Papste bemerkten, zu dessen Erhebung sie doch nicht wenig beigetragen zu haben sich rühmten, und welcher nun, nachdem er so lange mit dem Kreuze gelebt hätte, mit dem Schwerte in der Hand sterben wollte.

Indessen weder der Verdruß der Spanier, noch die Eifersucht der andern Regierungen hielten Sixtus von der Ausführung seiner Pläne ab. Mit allem ihm eigenen Eifer arbeitete er an der Ausrüstung einer Kriegsmarine, wovon bisher im Kirchenstaate noch keine Idee war. Er gab Befehl, sogleich zehn neue Galeeren von solcher Größe und Schönheit zu erbauen, als noch nirgends seien gesehen worden, und ließ zu diesem Zwecke die geschicktesten Schiffbauer aus Venedig kommen. Freilich wurde auch hierbei wieder nur die Würde des heiligen Stuhles und der Dienst des Staates als Grund vorgeschützt.

Bei dieser Gelegenheit ereignete sich aber ein kleiner Zwischenfall, der den Papst mit einer großen Anzahl der Cardinäle in Conflict brachte, im Uebrigen aber ohne weitere Folgen blieb. Bevor er nämlich an den neuen Galeeren zu arbeiten anfangen ließ, setzte er erst eine Congregation von Cardinälen nieder, um die Mittel zu berathen, aus welchen die Kosten der Anschaffung und ein Fonds zur Unterhaltung dieser kleinen Marine hergenommen werden sollten, bestimmte aber durch eine Verordnung, daß an dieser Congregation nur solche Cardinäle Theil nehmen könnten, welche geborene Unterthanen des römischen Stuhles seien. Durch diese Ausschließung von den Staatsgeschäften fühlten sich die übrigen Cardinäle sehr verletzt und beklagten sich laut: „daß, da sie eben so gut wie die anderen das Recht hätten, in diese Congregation einzutreten, es den Anschein habe, als ob Seine Heiligkeit sie von allen Geschäften entfernen wolle und nur der Zufall der Geburt im Kirchenstaate zur Theilnahme daran befähigen könne." Der Cardinal von Medicis wurde daher von den Unzufriedenen aufgefordert, diese Beschwerde in aller Demuth dem heiligen Vater im Namen aller nicht römischen Cardinäle vorzu-

tragen. Medicis hatte eine lange Conferenz mit dem Papste, worin er demselben besonders zu beweisen suchte, daß die auswärtigen Cardinäle eben so wohl Fürsten der Kirche seien, als die eingeborenen des Kirchenstaates. Sixtus lieh dem Vortrage des Cardinals ganz wider seine Gewohnheit ein gnädiges Ohr, und erwiederte ihm, nachdem er geendigt hatte, in aller Ruhe, da er niemals lange nach einer Antwort suchte: „Ich gestehe Ihnen, Monsignore, gerne die Eigenschaft eines Fürsten der Kirche zu, welche Sie und Ihre Herren Collegen in Anspruch nehmen, aber nicht die Eigenschaft als Fürsten meines Staates."

Diese Antwort schlug alle Hoffnungen des Cardinals Medicis auf das Gelingen seiner Sendung zu Boden; allein die den Medicis natürliche Seelengröße ließ ihn nicht vor der Gefahr zittern, den Zorn des Papstes zu erregen, und der Gedanke an das Vertrauen, welches ihm durch diesen Auftrag seine Mitbrüder gegeben hatten, ermuthigte ihn, dem heiligen Vater darauf zu antworten: „Wenn es so ist, heiliger Vater, so glaube ich, ist es wohl am besten, uns ganz und gar in unsere Wohnungen zurückzuziehen."

„„In Gottes Namen, Herr Cardinal; thun Sie das!"" — erwiederte Sixtus gelassen — „„der Herr möge Sie daselbst leiten und beschützen!""

Medicis war fest entschlossen, noch an demselben Abende sich zurückzuziehen, allein sämmtliche unzufriedene Cardinäle, welche sich versammelt hatten, um das Ergebniß seiner Mission abzuwarten, stellten ihm vor, daß auch sie dann gezwungen wären, ein Gleiches zu thun; ihre freiwillige Entfernung würde aber den Unwillen des Papstes gegen sie nur noch vermehren, da es unmöglich sei, auf diesem Wege etwas zu erlangen. Die ganze Geschichte hatte übrigens weiter keine Folgen, als die Freude der Cardinäle von der neuen Congregation über das Mißlingen der Protestation ihrer Collegen.

In dieser Congregation, worin der Papst ganz allein Alles anordnete, hatte man nun den Beschluß gefaßt, die Galeeren auf Kosten der Provinzen und der größeren Städte des Kirchenstaates zu erbauen, und es wurde der Staat durch eine besondere Bulle verbindlich gemacht, alljährlich die nöthigen Summen zur Unterhaltung dieser Schiffe zu gewähren.

Nach einer vom Papste angeordneten Berechnung der jährlichen Kosten dieser Flotille betrugen sie 100,000 römische Thaler (deren drei eine Pistole gelten). Dann ließ sich Sixtus auch über die

Anzahl der Herdstätten in jeder Provinz und in jeder Stadt genauen Bericht erstatten, um die Beisteuerungskosten zu jenen Geldern nach Gerechtigkeit und Billigkeit auf alle Unterthanen vertheiten zu können.

Für die Stadt Rom wurden jährlich 12,000 Thaler, für die Stadt und Landschaft Bologna, für die Provinz Umbrien und für die Romagna — jede einzeln — dieselbe Summe angesetzt. Die Mark hätte Sixtus gern von dieser Steuer befreit, allein da er einsah, daß dieses eine offenbare Ungerechtigkeit gewesen wäre, und daß seine Nachfolger dieses doch unfehlbar abgeändert haben würden, so wurde diese Provinz, welche übrigens die bevölkertste und reichste des ganzen Kirchenstaates war, eben so wie die obengenannten mit 12,000 Thalern belastet.

Die kleine Provinz, welche der Stuhl des heiligen Petrus in Toskana besaß, wurde mit 5,874 Thalern, die etwas bessere Campagna mit 6,126 Thalern besteuert. Die Stadt Ancona hatte mit ihrem Weichbilde und Anhängsel 1800 Thaler beizutragen. Eben so viel trug es auch Fano, obgleich diese Stadt unbedeutender war als Askoli, welches in den Auflagen für Ancona schon einbegriffen war.

Alle diese Summen betrugen zusammen nur 75,600 Thaler, und 100,000 Thaler mußten aufgebracht werden. Sixtus legte daher dem Klerus noch eine Summe von 12,000 Thalern nach Verhältniß seiner Einkünfte auf; außerdem wurden noch 5600 Thaler an den Einkünften der Stadt Benevent und andere 7400 aus zwei Pachtungen der Stadt Rom zusammengebracht. Die ganze Auflage betrug also 100,000 Thaler jährlich. Dreitausend Thaler schaffte er noch anderweit hinzu, weil er drr Meinung war, daß es besser sei, etwas über den regelmäßigen Ansatz einzunehmen, als ein Deficit zu haben. Ohne Verzug ließ er hiervon gleich im ersten Jahre reichliche Zahlungen machen, um damit den Bau der Galeeren kräftig zu unterstützen, da er mit Ungeduld dem Augenblicke entgegenharrte, wo sie im Stande waren, eine fast zahllose Menge von Verbrechern aufzunehmen, mit welchen die verschiedenen Gefängnisse angefüllt waren.

Siebentes Kapitel.

Die katholischen Schweizerkantone schicken Gesandte nach Rom. Sixtus sendet seinen Kämmerer Santorio als Nuntius in die Schweiz. Auftreten desselben. Streit mit einem benachbarten protestantischen Kantone. Entscheidung des Papstes zu Ungunsten des Nuntius. Aufrechthaltung der kanonischen Rechte.

In eben diesem Jahre (1586) schickten die katholischen Kantone der Schweiz Gesandte nach Rom, und zwar nicht bloß, um dem heiligen Vater zu huldigen, sondern vielmehr um Seiner Heiligkeit die traurige und gefahrvolle Lage vorzustellen, in welcher sie sich wegen der unglücklichen Nachbarschaft der protestantischen Kantone befanden, deren Macht und Gewaltthätigkeiten mit ihrer Zahl von Tage zu Tage im Wachsen begriffen waren.

Sixtus empfing dieselben mit vieler Huld und Freundlichkeit. Er ließ sich von ihnen selbst eine getreue Schilderung der Lage ihres Vaterlandes geben und gewann bald die Ueberzeugung von der dringenden Nothwendigkeit, einen Nuntius in die bedrängten Kantone zu senden, um sie zur standhaften Vertheidigung ihres katholischen Glaubens zu ermuthigen. Aber die Hauptfrage war nun, wen er an diesen für die Kirche höchst wichtigen Posten schicken sollte. Nach einer langen, ernsten Erwägung fiel die Wahl des Papstes auf seinen Kammerlingo, Monsignore Johann Baptist Santorio, seit langer Zeit schon als ein verdienstvoller, geschäftskundiger und erfahrener Mann beknnnt. Sixtus proclamirte ihn im vollen Consistorium als Nuntius der katholischen Schweizerkanton und aller ihnen verbündeten Staaten.

Die Freude dieses Prälaten war unbeschreiblich, insbesondere darüber, daß ihm hierdurch Gelegenheit gegeben war, dem Papste sowohl als dem heiligen Collegium zu beweisen, wie groß seine Begierde sei, seinen Eifer und seine Geisteskräfte dem Dienste der Kirche zu widmen. Er reiste ohne Verzug mitten in der größten Hitze der Hundstage mit einem ganz unbedeutenden Gefolge ab. Bei seiner Ankunft in der Schweiz fand er die kirchlichen Angelegenheiten in der schrecklichsten Verwirrung, deren hauptsächlichste Ursache keine andere war, als der römische Hof selbst, welcher seit langer Zeit keinen Nuntius mehr in diesem Lande unterhalten hatte. Die Einwohner dieser Kantone, selbst die eifrigsten Katholiken, schienen von Rom ganz verlassen und aus der Zahl der Kinder der römisch-katholischen Kirche ausgestrichen zu sein. Es ist glaublich, daß, wenn zu jener Zeit, da sich der größte Theil der

Schweizerkantone der sogenannten Reformation in die Arme warf, ein päpstlicher Nuntius in der Schweiz residirt hätte, der mit Entschiedenheit und Kraft aufgetreten wäre, der Kirche die ganze Schweiz gerettet haben würde. Denn die Katholiken wären durch dessen Gegenwart in ihrem Glauben befestigt und die protestantischen Prediger verhindert worden, das Gift der calvinischen Irrlehre auszubreiten. Es ist daher diesem von Sixtus V. dahin geschickten Nuntius das Verdienst nicht abzusprechen, durch seine rastlose Thätigkeit und Klugheit wenigstens noch einen Theil der Schweiz der katholischen Kirche erhalten zu haben, während ohne dieß die ganze Schweiz dem Calvinismus anheim gefallen sein würde. Der Nuntius Santorio rechtfertigte also in vollem Maße das Vertrauen des Papstes. Denn große Männer sind selten unglücklich in der Wahl ihrer Abgeordneten.

Sobald also der neue Nuntius in der Schweiz angelangt war, setzte er auch ohne Zögern die katholischen Kantone und deren Alliirte davon in Kenntniß und lud sie zu einer allgemeinen Tagsatzung ein, wobei er zugleich den Wunsch äußerte, dieselbe mit mehr Deputirten zu beschicken, als sie zu dergleichen Versammlungen bisher zu senden pflegten. Die Kantone waren hierin auch sehr folgsam, und schon am 5. October desselben Jahres wurde dieser Landtag eröffnet.

Zwei Acte waren es hauptsächlich, wodurch Santorio in dieser ersten Versammlung dem heiligen Stuhle die wichtigsten Vortheile gewann und sicherte, und welche ihm ein höchst schmeichelhaftes Belobungsschreiben Seiner Heiligkeit erwarben. Erstens schloß er, nachdem sämmtliche Deputirte in einem feierlichen Hochamte aus seiner Hand die heilige Communion empfangen hatten, ein ewiges Bündniß zwischen den katholischen Kantonen und dem heiligen Stuhle, zu dessen Dienste sie sich selbst, ihr Vermögen, ihre Kinder und sogar ihr Leben zu weihen sich verpflichteten, und beschwuren dieses mit einem feierlichen Eide vor dem Altare, die Hand auf das vom Nuntius offen vorgehaltene Meßbuch.

Der andere höchst wichtige Dienst, welchen Santorio in dieser Versammlung der Kirche leistete, und welcher seiner Klugheit eben so wohl als seinem Eifer Ehre machte, war die von den Landesdeputirten erlangte Zustimmung zur Errichtung eines besonderen freien und unabhängigen kirchlichen Gerichtshofes, vor welchem alle Vergehen und Verbrechen sowohl der Laien als auch der Geistlichen, welche gegen die Kirchengesetze geschahen,

abgeurtheilt wurden, und welcher die unbeschränkte Vollmacht erhielt, die Angeklagten zu verhaften und nach dem Grade ihrer Schuldigkeit zu bestrafen. Zugleich ließ sich Santoria ein besonderes Gebäude überweisen, welches er zu diesem kirchlichen Gefängnisse bestimmte, um die Gewalt und das Ansehen dieses Gerichtshofes bemerklicher zu machen, und vergaß überhaupt nichts, was den Interessen des heiligen Stuhles förderlich war.

Die Nuntien hatten in der Schweiz ehemals alle diese Privilegien besessen, weil aber die Päpste es seit langer Zeit vernachlässigt hatten, diese Nuntiatur zu besetzen, um nicht der republikanischen Eidgenossenschaft dieselbe Ehre wie den gekrönten Häuptern zu Theil werden zu lassen, so hatten sich die Regierungen der einzelnen Kantone zur Entgeltung dieser Zurücksetzung in Besitz der kirchlichen Jurisdiction gesetzt, und verhafteten und bestraften nach dem Beispiele der Republik Venedig alle Kirchenbeamten nach ihren Gesetzen, trotz mehrfacher Protestationen von Seiten der Päpste. Santorio's erstes Unternehmen nach seiner Ankunft in der Schweiz war also gleich auf den Wiederbesitz dieser von den Regierungen usurpirten Jurisdiction und Wiederherstellung der alten Rechte des heiligen Stuhles gerichtet, deren Verlust aber den Schweizern in der Folge so viel Reue und Verdruß verursachte, daß sie dieselben gewiß nicht wieder so gutmüthig hergegeben haben würden, wenn sie noch einmal in deren Besitze gewesen wären.

Des Nuntius hauptsächlichstes Streben ging nun dahin, das Volk der katholischen Schweiz in beständigen frommen und religiösen Uebungen zu erhalten und mehrere eingeschlichene Mißbräuche abzuschaffen. Um die Schwierigkeiten und Hindernisse zu beseitigen, welche die Protestanten der Ausführung dieser Pläne entgegensetzten, ließ er an verschiedenen Orten, und insbesondere im Kanton Appenzell, welcher der neutrale Kanton genannt wurde, einige Klöster errichten und übergab dieselben den Kapuziner-Patres. Er schrieb deshalb an den General dieses Ordens und bat ihn um Zusendung mehrerer tüchtiger Männer desselben, welche nicht allein durch ihr gutes Beispiel die Katholiken in ihrem Glauben befestigten, sondern auch durch Kenntnisse und Talente befähigt wären, den aus Genf und andern ketzerischen Städten herüberkommenden protestantischen Predigern die Spitze zu bieten, die Falschheit ihrer Lehren aufzudecken und deren Irrthümer aus den schon damit angesteckten Gemüthern wieder herauszureißen.

Wegen gewisser Grenzstreitigkeiten kam es auch zwischen den Protestanten und Katholiken zu einigen Reibungen, welche den Nuntius mit hinein verwickelten und nahe daran waren, das ganze Land in Aufruhr zu bringen. Um seiner Gewalt, kirchliche Personen in Verhaft nehmen zu können, noch mehr Ansehen zu verschaffen, stellte letzterer nämlich einen eigenen Gerichtsvollzieher und mehrere Häscher an. Das war allerdings ein Eingriff in die Souverainetätsrechte der Kantone; allein diese drückten auch hierüber die Augen zu, vielleicht mehr aus Ehrfurcht und Gehorsam gegen den heiligen Stuhl, als aus Achtung und Liebe gegen den Nuntius.

Eines Tages hatte Santorio seinem Gerichtsvollzieher die Ordre gegeben, einen gewissen Priester, den er ihm bezeichnete, zu verhaften. Dieser hatte aber Wind hiervon bekommen und war über die Grenze in ein auf protestantischem Boden stehendes Landhaus geflüchtet. Die Häscher verfolgten ihn indessen auch bis hierher und nahmen ihn trotz aller Widerrede des Arrestaten, daß dieser Ort nicht mehr zu dem Bezirke der Gerichtsbarkeit des Nuntius gehöre, fest und führten ihn in das kirchliche Gefängniß.

Da einige Protestanten bei dieser Verhaftung gegenwärtig gewesen, und auch ihre Einsprache fruchtlos geblieben war, so machten sie ihrer Regierung hiervon Anzeige, welche ihrer Seits von der Regierung des betreffenden katholischen Kantons die Wiederauslieferung des Gefangenen forderte, wobei sie sich über Verletzung ihres Gebietes beklagte.

Die katholische Regierung lehnte das Begehren mit der Antwort ab, „daß diese Sache nur den Nuntius angehe und nicht die Regierung; der verhaftete Priester sitze in dem Gefängnisse der Nuntiatur und nicht in dem ihrigen; die Postulanten möchten sich also an den Nuntius selbst wenden.“ Die Protestanten machten hierauf den Katholiken keine geringen Vorwürfe, daß sie zu ihrem größten Nachtheile dem Nuntius eine so große Gewalt eingeräumt hätten; sie würden die Folgen hiervon eines Tages bitter empfinden und ihre Handlung bereuen, aber zu spät. Uebrigens erkennten sie gar keine Diener eines römischen Gerichtshofes an, und sähen sich zu Repressalien genöthigt, wenn man nicht den auf ihrem Gebiete verhafteten Priester wieder in Freiheit setzen werde.

Der Erfolg zeigte auch, daß dieses keine leere Drohung war. Gereizt noch mehr durch das energische Auftreten des Nuntius im Allgemeinen, als durch die Erfolglosigkeit ihrer Reclamation, ließ

die Regierung des protestantischen Nachbarkantons ohne Weiteres einen Pfarrer auf dem Grenzgebiete der Katholiken unvermuthet festnehmen und in's Gefängniß bringen mit der festen Absicht, ihn nicht eher wieder zu entlassen, bis der Nuntius den quästionirten Priester wieder in Freiheit gesetzt habe.

Diese That brachte fast das ganze Land in Aufruhr, und man war schon beider Seits auf Anstalten bedacht, den Streit durch Anwendung gewaltthätiger Mittel zu schlichten. Der Nuntius, welcher dem Papste hiervon Bericht erstattet hatte, bekam indessen von demselben eine sehr mißbilligende Antwort: „Man hat Sie nicht in die Schweiz geschickt," — hieß es unter Anderm darin, — „um die religiösen Wirren darin noch zu vermehren, sondern um Frieden zu stiften und zu erhalten, um den Katholiken Ruhe zu verschaffen, aber nicht um die Protestanten zum Aufstande und Kriege gegen dieselben zu reizen; — ferner um für die Bekehrung dieser Letzteren, dagegen für die Sicherheit und Erhaltung der ersteren in ihrem Glauben zu wirken. Es ist Ihnen bekannt, daß nichts so delikat, nichts so gebrechlich ist, als die Ehre und das Interesse einer Gerichtsbarkeit, und daß man bei deren Ausübung mit vieler Klugheit und Vorsicht zu Werke gehen muß. Unruhen und Aufstände sind den Katholiken eben so gefährlich, als den Protestanten vortheilhaft und Gewinn bringend. Deswegen haben Sie auch nichts nothwendigeres und wichtigeres zu thun, als mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln denselben vorzubeugen. Ich weiß allerdings recht wohl, daß es sehr übel und unüberlegt gehandelt sein würde, wenn man den Häretikern freiwillig etwas einräumen wollte, allein eben so wenig darf man sich auch wegen der nachtheiligen Folgen Eingriffe in deren Rechte und Besitzungen erlauben oder ihnen etwas entziehen wollen. Ich empfehle Ihnen daher um meiner und um Ihrer eigenen Ruhe willen für die Zukunft mehr Vorsicht und Behutsamkeit."

Diese von Sixtus eigenhändig geschriebene Antwort brachte den Nuntius, dem des Papstes Charakter bekannt war, auf mildere Gedanken und nöthigte ihn, auf Mittel zu sinnen, wodurch er sich mit Ehren wieder aus diesem verwickelten Handel ziehen könnte. Nach sehr langer Unterhandlung mit der jenseitigen Regierung wurde von beiden Seiten die Uebereinkunft getroffen, den beiderseitigen Gefangenen in's Geheim Gelegenheit zu geben, sich freiwillig ihrer Haft durch die Flucht zu entziehen. So endigte denn dieser verdrießliche Handel ohne weitere übele Folgen.

Um diese Zeit brach in Frankreich der achte Religionskrieg zwischen der Ligue und Heinrich von Navarra aus. Mehrere tausend deutsche, schweizerische und andere Protestanten erklärten sich für des Letzteren Partei und ergriffen für ihn die Waffen. Die katholischen Kantone waren nicht ohne Besorgnisse, daß diese bewaffneten Haufen sich über sie selbst ergießen möchten und hielten in der Wohnung des Nuntius in Gegenwart mehrerer Gesandten anderer katholischen Fürsten eine Versammlung, worin sie dieselben um Beistand anflehten, im Falle sie angegriffen werden sollten. Der Nuntius sagte ihnen dieselbe zu, so viel dabei vom Papste abhinge, und schickte sogleich einen Courier mit Depeschen nach Rom. Sixtus schrieb auch alsobald an alle katholischen Kantone und deren Verbündete in den freundschaftlichsten Ausdrücken, daß er sie mit Truppen und Geld unterstützen werde, wenn sie derselben bedürfen sollten, und ermahnte sie zum standhaften Festhalten in ihrem heiligen katholischen Glauben, in welchem Falle er sie auch nie verlassen werde.

Einige Tage darauf ließen sich auf den Wunsch des Königs Heinrich III. von Frankreich vierzehntausend Schweizer aus den katholischen Kantonen für die Ligue anwerben. Der Nuntius, welcher gern überall sein Ansehen geltend machte, versammelte sie alle vor ihrem Abmarsche und reichte ihnen mit eigener Hand die heilige Communion, nachdem er sie alle erst auf das dargehaltene Evangelienbuch hatte schwören lassen, nur für die Rechte und Vortheile der katholischen Religion zu kämpfen, und im Falle, daß etwa der König ihnen zumuthen wolle, sich zu seinem Privatnutzen mit den Ketzerischen zu verbinden, sogleich die Waffen niederzulegen und in die Heimath zurückzukehren.

Diese Handlung Santorio's erlangte den vollen Beifall des römischen Hofes. Ihr folgte bald ein neuer, nicht minder wirksamer Versuch, die päpstliche Autorität in der Schwaiz zu erhöhen. Der Kanton Luzern maßte sich nämlich an, zur Zeit der Erndte von den Stiftsherren eine große Menge Getreide zu erheben trotz den kirchlichen Kanones und Dekreten, welche den Laien verbieten, kirchliche Personen zu Contributionen heranzuziehen, da dieselben nicht unter ihre Jurisdiction gestellt seien. Aufgebracht über diese Prätension der Kantonsregierung verbot der Nuntius gemäß den alten Kanones den Stiftsherren, der Aufforderung der weltlichen Behörde hierin zu gehorchen und dieselbe

anzuerkennen; andern Falls würde er nicht bloß nach Rom schreiben, sondern auch sie sogar excommuniciren.

Den Protestanten kam nichts Gelegeneres als dieser Zwiespalt, um die Luzerner bei ihrem Ehrgefühle anzugreifen und gegen den Nuntius zur Bewahrung ihrer Unabhängigkeit und ihrer Privilegien aufzureizen, indem sie ihnen mit tausend Gründen weis zu machen suchten, daß sie in Gefahr seien, ihre ganze Freiheit zu verlieren, und durch das Abtreten ihrer Jurisdictionsgewalt an den Nuntius bald aus souverainen Männern dessen Sklaven zu werden.

Dem Nuntius blieb die Absicht dieser Hetzereien der Protestanten, den Kanton Luzern mit dem römischen Hofe zu entzweien, kein Geheimniß. Es lag ihm also Alles daran, den bösen Folgen dieser Intriguen rasch vorzubeugen. Er ließ daher die vornehmsten Einwohner in der Kirche von Luzern zusammenkommen, ohne ihnen aber vorher den Grund davon zu sagen. Nachdem sie sich versammelt hatten, erschien der Nuntius, setzte das hochwürdigste Sacrament auf dem Hochaltare aus und gab damit den Anwesenden den heiligen Segen. Dann trat er zur linken Seite desselben, begleitet von drei Jesuiten, und stellte nun in einer ernsten, kräftigen und sehr eindringlichen Rede die gerechten Gründe vor, welche er hätte, sich über sie zu beklagen, indem er dabei nichts vergaß, was dazu beitrug, ihnen ihren Fehler erkennen zu lassen und sie zur Reue zu bewegen. Diese ergreifende Rede in Gegenwart des erhabensten und heiligsten unserer heiligen Geheimnisse ergriff die Anwesenden so lebendig, daß sie mit Thränen in den Augen vor dem Allerheiligsten schwuren, nie wieder etwas von den Kanonikern zu fordern. Gleich nach ihrem Austritte aus der Kirche nahm Santorio hierüber ein Dokument auf, schickte dasselbe nach Rom und bat beim heiligen Vater für sie um Verzeihung, zumal dieselben noch erklärten, daß sie zu ihrem ungesetzlichen Begehren von vorn herein von den Protestanten aufgereizt worden wären.

Achtes Kapitel.

Ein Streit mit Heinrich III. von Frankreich wegen einhunderttausend Thaler Steuer von Kirchengütern. Sixtus befiehlt zuletzt, sie zu zahlen.

Nachdem das Ungewitter, welches zwischen Paris und Rom wegen des bekannten Wechsels der Nuntien auszubrechen drohte (wie sich die Leser noch aus dem vorigen Buche erinnern werden), glücklich vorübergezogen war und der neue Nuntius, Erzbischof von Nazareth, ruhig seine Residenz in der französischen Hauptstadt genommen hatte; wandte sich der König an den Papst mit der Bitte, ihm die Erhebung einer Kriegssteuer von hunderttausend Thalern von den Gütern des Klerus zu gestatten, indem er versicherte, daß er diese Gelder nur zur Vernichtung der Macht der Hugenotten, die sich von Tage zu Tage in seinem Königreiche vermehre, verwenden werde. Auch bat er den Nuntius, welcher die Noth seines Staates mit eigenen Augen sähe, um seine Vermittelung bei Seiner Heiligkeit. Der französische Gesandte in Rom, Marquis von Pisani, machte darauf Tag für Tag die gewaltigsten Anstrengungen bei Sixtus, und bestürmte ihn gleichsam mit den lebhaftesten Vorstellungen, dem Könige, seinem Herrn, diese Gunst zu erweisen, da diesem Begehren keine anderen als nur religiöse und christliche Motive zu Grunde lägen.

Der Papst schlug die Bitte weder ab noch zu, sondern antwortete ausweichend in der herkömmlichen diplomatischen Form des römischen Hofes, wenn die Päpste die Wünsche auswärtiger Mächte nicht erfüllen können und sie doch auch nicht ganz verweigern möchten. „Ich will sehen," — gab Sixtus jedes Mal dem Gesandten zur Antwort — „und Ihnen über diese Angelegenheit Mittheilung machen, nachdem ich sie erst untersucht und überlegt haben werde." Das hieß mit andern Worten, man möge sich noch etwas gedulden, wenn es auch aus dem Zusagen nichts werden sollte, eine Sprache, welche die Diplomaten sehr gut verstehen und die Sixtus immer gegen den Pisani führte, mit der jedesmaligen Vertröstung auf seine Ueberlegung der Sache.

Indessen erfuhren der König und seine Minister gar bald, daß die Ligue und der Herzog von Guise die Ursache seien, warum der Papst die Zusage hinzögere. Denn diese hätten ihn durch

dringende Vorstellungen von der Gewährung abgemahnt. Da sah sich nun der König, ohne Geld, ohne Macht, mitten zwischen die Partei der Hugenotten und der Ligue gestellt. Er hielt es also für nothwendig, sich mit jener abzufinden, und überließ die Unterhandlung mit derselben seiner Mutter, welche mit den Hugenotten einen Vertrag unter den Bedingungen schloß, daß die Stadt Marans zur Freiheit des beiderseitigen Verkehrs neutral bleiben, der König von Navarra darin einen Gouverneur von der neuen Religion einsetzen, die Garnison derselben halb aus Katholiken, halb aus Hugenotten bestehen, und endlich daß der König seine Truppen aus der Charante zurückziehen sollte. Diesen folgten noch mehrere andere, den Anhängern der neuen Religion nicht minder vortheilhafte Bedingungen.

Paris und die Ligue waren im höchsten Grade erstaunt über diesen Vertrag, und der Herzog von Guise, welcher am meisten entrüstet war, schickte sogleich einen expressen Courier mit einem eigenhändigen Briefe an den Papst, worin er diesem berichtete, daß man in Frankreich die Interessen der Religion verrathe und offen die Hugenotten begünstige, indem man durch einen schmachvollen Vertrag den Fortgang eines Krieges hemme, welcher in der kürzesten Zeit zum Vortheile der heiligen Ligue würde geendigt worden sein; ganz sichtbar entferne sich der König von der Partei der Katholiken und lasse alle Mittel durchgehen, um der Ketzerei in seinem Reiche Fortgang und Erhaltung zu gewähren.

Obschon der König seine Gesinnungen vor Jedermann verborgen hielt, und noch Niemand in seine Pläne eingedrungen war, so gab doch eben dieser Friede mit den Hugenotten dem Volke keine günstige Meinung von seinem Benehmen und erregte bei dem Herzog von Guise, einem feinen und hellsehenden Manne, so großes Mißtrauen, daß er es für seine Pflicht hielt, den Papst davon zu benachrichtigen, wie wir eben gesehen haben. Sixtus ließ gleich nach empfangener Depesche den französischen Gesandten Pisani zu sich bescheiden, beschwerte sich bei ihm sehr über den König, seinen Herrn, und behandelte den Letztern unter einer Menge von Vorwürfen fast als einen Abtrünnigen. Darauf hielt er ein Consistorium, in welchem er sich noch viel entschiedener und ungehaltener über diesen Fürsten aussprach; und sich besonders sehr ereiferte über dessen Friedensvertrag mit Heinrich von Navarra, über welchen er (der Papst) seinen Bannfluch ausgesprochen und die Kirchenstrafen verhängt habe. Zu gleicher Zeit

sandte er auch an den Erzbischof von Nazareth (seinen Nuntius in Frankreich) den Befehl, dem Könige seine Klagen vorzustellen und ihm zu sagen, daß er niemals diesen empfindlichen Schimpf vergessen werde, welchen Seine Majestät dem heiligen Stuhle angethan, und den nicht zu empfinden unmöglich sei.

Indessen war der Nuntius diesem Befehle des Papstes schon zuvorgekommen und hatte auf Zureden des Herzogs von Guise seine Beschwerden schon vor den König gebracht, so daß er zwar eine neue Instruction, aber nichts Neues mehr vorzubringen hatte. Das päpstliche Schreiben war jedoch sehr geeignet, seinen Vorstellungen bei dem Könige doppeltes Gewicht zu geben, und deshalb legte er ihm dasselbe vor. Heinrichs Antwort auf die Vorwürfe des Nuntius war aber trotz seiner natürlichen Mäßigung und Sanftmuth bitter und beißend. Bei dem Widerstande des Klerus, gegen sein Ersuchen zu den übermäßigen Kriegskosten als gute und treue Bürger etwas beizusteuern und bei den Schwierigkeiten, welche die päpstliche Regierung seiner vorgelegten Bitte um Genehmigung zur Auflage von 100,000 Thalern Kriegssteuern auf die Kirchengüter gemacht habe, sei ihm nichts anders mehr übrig geblieben, als den ihm gemachten Friedensvorschlägen Gehör zu geben; und er glaube dadurch weder gegen sein Gewissen gehandelt, noch auch die Pflichten eines christlichen Fürsten verletzt zu haben, wenn er seinen Unterthanen, welche schon seit langer Zeit den Drangsalen eines verderblichen Bürgerkrieges ausgesetzt gewesen seien, die lang ersehnte Ruhe wieder verschaffe. Uebrigens sei es ihm sehr auffallend, daß sich die Regierung eines fremden und weit entfernten Staates auf dem Wege der Noten und Instructionen einmischen wolle in seine eigenen Angelegenheiten; ein guter Hausvater habe weit mehr Interesse, selbst für den Wohlstand seiner Familie zu wachen und deren Bedürfnisse zu befriedigen, als diese Sorge Fremden zu überlassen."

Der Nuntius hielt ihm darauf entgegen, daß das einzige Mittel, seinem Reiche einen wahren und dauerhaften Frieden zu geben, ganz allein in der vollständigen Ausrottung der Häresie bestehe, so daß jeder neue Auswuchs derselben sogleich im Keime wieder erstickt werden müsse. Das Heil der Seele sei doch wohl allen zeitlichen Vortheilen vorzuziehen; und der Krieg, welchen die Ligue unternommen, habe keinen andern Hauptzweck, als eben die Ruhe Frankreichs wieder herzustellen, da der König von

Navarra und der Prinz von Condé, alle beide excommunicirt, zu einem längern Widerstande zu schwach seien.

Er fügte, um den Zorn des Königs zu besänftigen und wo möglich den vollständigen Abschluß jenes unglücklichen Vertrages abzuwenden, diesem noch hinzu, daß einige Prälaten seines Königreiches sich noch niemals geweigert hätten, zu den Staatskosten beizutragen und daß sie auch noch dazu die größte Bereitwilligkeit zeigten. Ja er hege sogar die sichere Hoffnung, Seine Heiligkeit werde noch die gewünschte Concession zur Auflage einer außerordentlichen Steuer auf die Güter des Klerus bewilligen, und es handle sich fernerhin um keine andere Frage mehr als um die der wahren Freundschaft.

Als der König den Erzbischof wieder in den Bereich seiner Stellung zurückkehren sah und in seiner Rede mehr Ehrfurcht und Zurückhaltung gewahrte, stimmte auch er wieder von dem hohen Tone herab, den er erst angenommen hatte. Er zeigte ihm in sehr herablassender Weise, daß, um die schreckliche Ueberschwemmung von Fremden, mit welcher Frankreich bedroht sei, abzuwenden, man sich nothwendig den gegenwärtigen Zeitumständen anbequemen und die Kunst des Scheinens und Verstellens als eine Tugend ansehen lernen müsse. Endlich bat er den Nuntius, den heiligen Vater zu versichern, daß er nie und nimmer etwas gegen das Wohl der Religion oder gegen die Ehre des heiligen Stuhles, noch auch gegen des Papstes Meinung und Willen unternehmen werde. Ganz zufrieden gestellt mit dem Ergebniß dieser Audienz, eilte der Nuntius nach Hause, um sogleich Sixtus dasselbe zu berichten.

Während dieser Vorgänge langten Gesandte der protestantischen Fürsten aus Deutschland in Paris an, um zu Gunsten der Hugenotten mit dem Könige Unterhandlungen anzuknüpfen. Ihre Instructionen lauteten dahin, bei Seiner Majestät über mehrere Hauptpunkte Beschwerde zu führen, welche alle darauf hinausgingen, vom Könige Rechenschaft zu fordern, warum er sein gegebenes Wort nicht gehalten und mehrere Declarationen gebrochen habe, durch welche seinen der neuen Lehre anhängenden Unterthanen Gewissensfreiheit versprochen und gewährleistet sei, die er aber nur nach dem Gefallen des Papstes in Anwendung bringe, eines Mannes, dessen „maßloser Ehrgeiz und Durst nach dem Blute der Christen“ ihn unwürdig machten, diesen Titel zu führen und in einem guten Einverständnisse mit den andern Souverainen

zu leben. Sie schlossen diesen erbaulichen Vortrag mit einigen halbversteckten Drohungen, daß, im Falle der König so fortfahre, den Rathschlägen Rom's zu folgen, ihre Herren, mit den Protestanten durch gemeinsames Interesse und Religion verbunden, sich für die Hugenotten in Frankreich erklären würden.

Heinrich III. war zwar von Natur milde und furchtsam, aber auch eifersüchtig auf sein souveraines Ansehen, und empfand daher sehr lebhaft den Uebermuth der deutschen Gesandten, welchen sie offen in ihrer Rede zur Schau trugen. Ganz entschieden und unmuthig gab er ihnen daher die Antwort: „er habe seine Krone allein von Gott erhalten und also auch die Macht Gesetze zu geben, Ordonnanzen bekannt machen zu lassen, Gnaden und Privilegien auszutheilen, wie es ihm gut scheine und wie er es dem Wohle seiner Unterthanen als nöthig und nützlich erachte; und es stehe ihm dieselbe freie Gewalt zu, diese Gesetze zu ändern, zu annulliren und aufzuheben, je nachdem ihm der Himmel dieses eingebe." Diesen fügte er noch einige ernste Worte zur Rechtfertigung des Papstes hinzu, welchen sie auf eine so rohe Art verunglimpft hätten, und brachte sie durch diese entschiedene Sprache nicht wenig in Confusion. Als sie ihn endlich noch um schriftliche Mittheilung dieser Antwort baten, entgegnete er ihnen erzürnt: „Ich muß sehr über die Zudringlichkeit staunen, mit welcher man sich in die Regierung meines Reiches einmischen will." Des andern Tages wurden sie ohne viele Umstände verabschiedet, ohne ihnen zu ihrer eigenen Verwunderung und großem Verdruße noch eine Audienz zu gewähren.

Noch an demselben Tage hatte der Nuntius eine Conferenz beim Könige, welcher ihm die Einzelheiten jener merkwürdigen Audienz mittheilte. Durch einen besonderen Courier benachrichtigte der Nuntius den Papst von dieser mißlungenen Unterhandlung der deutschen Gesandten. Sixtus war über das edle und sowohl für den heiligen Stuhl als auch für seine Person selbst höchst verbindliche Benehmen des Königs von Frankreich so sehr befriedigt, daß er ohne Zögern ein Breve zur Erhebung der geforderten 100,000 Thaler von Kirchengütern (welche Summe er noch um 20,000 Thaler vermehrte) mit der Weisung an den Nuntius ausfertigen ließ, dem Klerus es zur strengen Pflicht zu machen, ohne Widerstreben und ohne Widerrede die aufgelegte Steuer zu entrichten.

Neuntes Kapitel.

Sixtus V. beabsichtigt, jedem päpstlichen Nuntius am Orte seiner Residenz einen eigenen Palast anzukaufen. Venedig schenkt der dortigen Nuntiatur ein großes Palais. Gegengeschenk. Die Idee ist aber unausführbar. Mord eines Soldaten der Schweizergarde. Schnelle Bestrafung des Mörders.

Die im vorigen Kapitel erzählte Verhandlung zwischen Sixtus und Heinrich III. wird unsern Lesern schon hinreichenden Stoff gewährt haben, um zu erkennen, mit welchem Eifer es sich der erstere angelegen sein ließ, in den Augen von ganz Europa die Größe und Majestät des heiligen Stuhles zu erhöhen.

Aus eben diesem Grunde schien es ihm der Würde eines apostolischen Nuntius ganz unangemessen, daß dieselben an den Höfen auswärtiger Fürsten Miethwohnungen beziehen sollten, wodurch sie nicht bloß den Launen oder Bedürfnissen eines Privateigenthümers, sondern auch oft einem unfreiwilligen Wohnungswechsel ausgesetzt waren. Um also den Nuntien diese Unannehmlichkeiten zu ersparen, beschloß er, in jeder Stadt, wo eine Nuntiatur war, einen der Würde eines päpstlichen Ministers zukommenden Palast aus Staatsmitteln anzukaufen und für alle Zeiten zur Wohnung des Nuntius zu bestimmen. Zu diesem Zwecke ließ er von seiner Regierung an alle Nuntiaturen ein Circularschreiben ergehen, worin die Nuntien aufgefordert wurden, sich persönlich nach passenden Localitäten umzusehen und sie durch Kauf an sich zu bringen. Außerdem ersuchte er auch sämmtliche Gesandte, welche an seinem Hofe accreditirt waren, ihren respectiven Höfen seine Absicht mitzutheilen und dieselben einzuladen, der Ausführung seines Wunsches durch ihr Ansehen hilfreiche Hand zu leisten.

Der Senat der Republik Venedig, welcher mehr als alle anderen Staaten die Anordnungen der Päpste mit wachsamem Auge verfolgte, hatte kaum dieses Vorhaben Sixtus des Fünften erfahren, als er auch zugleich seinem Gesandten in Rom die Weisung ertheilte, Seiner Heiligkeit zu versichern, daß die Republik sich ganz in dem angenehmen Stande befinde, Ihrer Heiligkeit Absichten zur Realisirung bringen zu helfen und dem heiligen Stuhle einen Palast für den Nuntius zu Venedig als Geschenk zur freien Disposition zu stellen. Zu gleicher Zeit wies der Senat dem damals

gegenwärtigen Nuntius einen prachtvollen Palast auf dem Platze von S. Francesco zur Wohnung an. Es wurde auch ohne Verzug eine Schenkungsurkunde aufgenommen und darin festgesetzt, daß dieses Palais hinführo keinen andern Herrn anzuerkennen habe als den Papst. Die Abschrift davon wurde nach Rom geschickt, nachdem der Nuntius unter allen Formalitäten und üblichen Ceremonien in Besitz desselben gesetzt worden war.

Die Nachricht von dieser anerkennenswerthen Liberalität der Republik Venedig, welche sowohl durch Depeschen des Nuntius, als auch durch den venetianischen Gesandten in Rom selbst dem Papste mitgetheilt wurde, überraschte ihn sehr freudig. Er bezeugte dieses dem Gesandten in lauten Worten, und trug seinem Geschäftsträger in Venedig auf, dem Senate im Namen des heiligen Stuhles den innigsten Dank auszusprechen. Allein hiemit war er noch nicht zufrieden, sondern er wies auch für den Gesandten der Republik als Gegengeschenk in Rom ein Palais zur freien Benutzung auf alle Zeiten an. Dieser Palast würde groß genug sein, um einem Kaiser zur Wohnung dienen zu können, wenn der Alles zerstörende Zahn der Zeit auch an ihm nicht seine Macht geübt, und man nicht bloß Sorge getragen hätte, soviel in gutem Stande zu erhalten, als zur standesmäßigen Wohnung des Gesandten eines mächtigen Staates erforderlich war. Diese wechselseitigen Geschenke hatten außer dem materiellen Nutzen für die beiderseitigen Gesandtschaften noch das Gute, daß sich die Regierungen beider Staaten enger aneinander anschlossen und die eine in der Achtung der andern stieg.

In den übrigen Staaten kam indessen dieses Project Sixtus des Fünften nicht zur Ausführung, theils aus politischen, theils aus materiellen, theils auch aus zufälligen Gründen, welche den größten Theil der Nuntien abhielten, an den Orten ihrer Residenz Häuser anzukaufen. Man hat allerdings auch die Muthmaßung aufgestellt, daß Sixtus selbst wieder von dieser Idee abgegangen sei, nachdem er die immense Summe überdacht habe, welche die große Anzahl der in dieser Beziehung zu machenden Acquisitionen erfordern. Allein ein Papst wie Sixtus V., dessen Entschlossenheit riesenfest, dessen Entschlüsse nur vor der offenbaren Unmöglichkeit ihrer Ausführung zurückwichen, — wenn diese auch sonst Millionen gekostet hätte, — dessen Ruhmbegierde Rom und den Kirchenstaat mit stolzen Monumenten und prachtvollen Werken der Baukunst erfüllt hat, — ein solcher Mann

sollte die schönste von allen Gelegenheiten vernachlässigt haben, die sich ihm darbot, die Größe des heiligen Stuhles zu erhöhen und den Ruhm seines Namens in allen den namenswerthesten Städten der ganzen Christenheit unsterblich zu machen! — Das sollte ein Sixtus aus kleinlicher Kostenberechnung unterlassen haben? — Schwerlich! Für ihn mußten es andere Gründe geben.

Manche sind der Meinung, daß die übrigen Regierungen bei der Nachricht von dem oben genannten gegenseitigen Austausche der Geschenke sich ebenfalls dazu erboten hätten, Sixtus aber so viele passende Gebäude in Rom nicht mehr habe auftreiben können, um das nothwendige Gegengeschenk zu machen, und darum habe er seinen Plan als unausführbar aufgegeben. Man könnte auch wohl annehmen, daß er sich gefürchtet habe, dadurch einen Zunder der Eifersucht unter die Vertreter der auswärtigen Regierungen zu werfen, da jeder sein Palais in den schönsten Straßen und Plätzen der Stadt zu haben wünschte, und der eine vor dem andern die prätentirten Rechte des Vortritts oder Vorrangs geltend zu machen suchen, dadurch also die Gefahr herbeigeführt würde, daß die löbliche Absicht des Papstes, hiermit zur Eintracht und Friedensliebe hinzuwirken, nicht nur nicht erreicht, sondern sogar das gerade Gegentheil, nämlich Stoff zu Feindschaft und Mißhelligkeiten, bewirkt werden könnte. Am meisten hat aber wohl die Erwägung Sixtus den Fünften zum Aufgeben seines obigen Projektes bestimmt, daß er Gefahr liefe, seine eigene Hauptstadt selbst zu zerstückeln, wenn er die schönsten Paläste derselben der unbedingten Jurisdictionsgewalt fremder Regierungen unterwerfe, welche, nachdem sie sich durch eine langjährige Benutzung in dem Besitze derselben befestigt hätten, endlich gar noch zum größten Nachtheile des römischen Staates diese Gebäude in Arsenale, Waffendepots und kleine Forts umschaffen könnten. Diese Betrachtungen und Voraussichten bewogen den Papst zu der Erklärung, daß er sich in den auswärtigen Residenzen mit Miethwohnungen für seine bevollmächtigten Minister begnügen wolle, und er soll sogar den Entschluß gefaßt haben, in Rom selbst diejenigen, welchen er Wohnung zu besorgen hatte, in Privathäusern einmiethen zu lassen. Kurz, Sixtus ließ seinen Plan als unausführbar fallen.

Wir haben schon oben einige Beispiele von der unbeugsamen Strenge Sixtus des Fünften in Bestrafung der Verbrecher erzählt, können aber nicht umhin, hier noch einige derartige tragische

Begebenheiten mitzutheilen, welche sich im Laufe dieses Jahres in Rom zutrugen und uns ein anschauliches Bild von der Pünktlichkeit und Unparteilichkeit seiner Justiz geben.

Eines Tages, als der Papst sich in die Kapelle begeben hatte, war wie gewöhnlich eine sehr große Menge Volks herbeigeströmt, dießmal aber so, daß die Schweizer Leibgarde nur mit Mühe durch ihre Hellebarden Platz machen konnten, von denen einer dabei das Unglück hatte, einen jungen spanischen Edelmann, der eben vor Kurzem erst mit einem Oheime, einem großen Theologen und angesehenen Kirchenbeamten, nach Rom gekommen war, und welchen die Neugierde, den Papst zu sehen, zu dicht herangetrieben hatte, etwas unsanft zu berühren. Dieser junge Fremdling fühlte sich dadurch im höchsten Grade beleidigt und schwur, diesen Schimpf, wie er es in seinem Junkerstolze nannte, zu rächen. Die Gelegenheit dazu bot sich für ihn und den armen Schweizer leider nur allzu bald dar.

Letzterer war nämlich eines Morgens, ohne etwas von der ihm gedroheten Rache zu ahnen, ja ohne sich nur bewußt zu sein, irgend Jemanden beleidigt zu haben, in die Peterskirche gegangen, um eine heilige Messe zu hören. Der Spanier, welcher sich zufällig zu derselben Stunde vor dem nämlichen Altare befand, vor welchem jener knieend der heiligen Messe beiwohnte, erkannte in ihm sogleich das Opfer seiner Rachsucht und wollte in seiner blinden Wuth diese Gelegenheit nicht nutzlos vorübergehen lassen. An einen Pfeiler gelehnt betrachtete er lange den dicht vor ihm auf den Knieen betenden Schweizer, bis das in ihm lodernde Feuer der Rache ihn so sehr erhitzte, daß es ihm alle Besinnung nahm. Ein neben ihm stehender Pilgerstab war ihm in der Hand, ehe er es wußte, und — ein furchtbarer Schlag auf das Haupt seines unglücklichen vermeintlichen Feindes entschied in diesem Momente über zwei Menschenleben. Der arme Schweizer verschied auf der Stelle, ohne noch die heiligen Sacramente empfangen zu können, während der ruchlose Tempelschänder zu entfliehen suchte und in dem Palais des spanischen Gesandten, der ein persönlicher Freund seines Oheims war, eine Freistätte zu finden hoffte. Allein zwei andere Schweizer, welche Zeugen dieses verabscheuungswürdigen Attentats gewesen waren, aber es nicht hatten verhindern können, ergriffen den Mörder sogleich und überlieferten ihn dem Gerichte.

Als dem Papste diese schauderhafte That gemeldet wurde, war er fast außer sich vor Zorn. „Wie!“ — rief er in großer Hef-

tigkeit — „Eine solche Schandthat wird noch begangen unter der Regierung Sixtus des Fünften? Gibt es in der Welt noch Einen, welchem die Pünktlichkeit und strenge Ausübung seiner Rechtspflege noch unbekannt ist? Wahrlich, nun will ich ein solches Beispiel der Promptheit meiner Justiz geben, daß nie wieder Jemand daran zweifeln soll."

Auf der Stelle ließ er den Gouverneur der Hauptstadt zu sich kommen, welcher eben auch erst von dem entsetzlichen, fast unter den Augen Seiner Heiligkeit selbst begangenen Morde Kunde erhalten hatte. Denn der Papst hatte erst wenige Minuten vorher den Dom von Sanct Peter verlassen. Der Gouverneur eilte sogleich nach empfangenem Befehle zu Fuße in den Vatikan. Als er in das päpstliche Cabinet trat, fand er Sixtus noch in der heftigsten Gemüthsbewegung.

„Also so wohl steht es in der Stadt Rom, Herr Gouverneur," rirf ee ihm gleich beim Eintritte entgegen — „daß man im Tempel des Herrn, vor den Augen Gottes und vor meinen Augen Menschen tödtet! Merken Sie es sich, Herr Gouverneur, daß es jetzt an Ihnen ist, diesen Schimpf, den ein ruchloser Mensch so eben der Majestät Gottes und meinem eigenen Ansehen zugefügt hat, durch eben so schnelle als strenge Ausübung der Justiz wieder gut zu machen."

Als ihm der Gouverneur ganz unterwürfig dagegen erwiederte, daß er schon gleich bei seinem Eintritte in sein Palais die Ordre gegeben habe, die Untersuchung gegen den ergriffenen Verbrecher einzuleiten und dessen Prozeß vom Criminalhofe führen zu lassen, fiel ihm Sixtus mit erhöhter Heftigkeit in die Rede: „Wozu so viele Formalitäten? sie sind ganz unnütz zur Bestrafung eines Verbrechens, wie das ist, um welches es sich jetzt handelt." Der Gouverneur suchte ihm einzureden, daß es dieses Mal nothwendig sei, die üblichen Proceduren vorzunehmen, weil der unglückliche Mensch der Neffe eines in ganz Spanien hochgeachteten Theologen sei und im besonderen Schutze des Gesandten Seiner katholischen Majestät stehe. Allein Sixtus gab ihm ganz einfach und entschieden zur Antwort: „Machen Sie soviel Formalitäten, als Sie wollen, — ich bekomme aber, noch ehe ich zu Tische gehe, die Nachricht, daß der Schuldige gehängt ist. Das merken Sie sich."

Damit wurde der Gouverneur entlassen. Er machte sich also eilig an die Einleitung dieses Prozesses, welcher so schnell geführt

wurde, daß zwischen der begangenen That und der Hinrichtung des Verbrechers nicht einmal volle fünf Stunden vergingen. Während dieser Zeit sah man den Papst alle Augenblicke sich voll Ungeduld an die Fenster begeben, um den Moment der Ausführung des Todesurtheils zu erwarten.

Der spanische Gesandte und die Cardinäle dieser Nation boten Alles auf, nicht um dem Unglücklichen das Leben zu retten, sondern um den Papst zu bewegen, die Strafe des Hängens in die der Enthauptung umzuändern, damit wenigstens der Schimpf von der sonst so achtbaren Familie desselben abgewehrt würde; allein vergebens. Sixtus erwiederte dem Gesandten, welcher in dieser Angelegenheit am meisten interessirt zu sein schien, ganz lakonisch: „Ein solches Verbrechen verdient nichts anderes als den Strick, und ich würde mich selbst entehren, wollte ich Ihrer Bitte hierin nachgeben.“

Kurz darauf war der unglückliche Jüngling gerichtet.

Während man des Papstes Tafel bediente, sprach er seine ganze Zufriedenheit aus über die Schnelligkeit, mit welcher dieß Mal den Schuldigen die gerechte Strafe ereilt hatte, und wiederholte mehrmals die Worte Davids: „Ich ließ sterben an einem Morgen alle Sünder der Erde, um die Stadt Gottes zu reinigen von allen denen, die Ungerechtigkeit ausüben,“ — und die Kraft und Heftigkeit, mit welcher er diese Worte aussprach, ließen auf die innere Freude schließen, welche ihm die Bestrafung des Verbrechers gewährte.

Des andern Tages erschien schon eine Pasquille auf diese rasche Execution. Auf einem Bilde sah man einen Menschen mit einer Schüssel voll Ketten, Beile, Galgen und Rädern in der Hand und darunter die Worte: „Wohin willst du damit?“ — Antwort: „Ich will ein Ragout zum Papst bringen, um den verlorenen Appetit wieder zu erregen.“

Die Hinrichtung dieses jungen Spaniers, welche noch eher bekannt wurde, als ihre Ursache, die Ermordung des Schweizers, vermehrte aufs Neue den Schrecken in Rom und dessen Umgebungen. Allerdings war es auch fast ohne Beispiel, daß in weniger als fünf Stunden eine Mordthat begangen, der Mörder ergriffen, die Zeugen verhört, der Prozeß instruirt, das Todesurtheil gefällt und auch vollführt wurde. Auch war Sixtus wohl unterrichtet von der Bestürzung, worin dieses Beispiel strenger Justiz die Römer gestürzt hatte, und ganz zufrieden mit sich selbst,

besonders über seine Festigkeit, mit welcher er die Fürbitte des spanischen Gesandten für den unglücklichen Jüngling, obschon sie sogar im Namen des Königs geschah, zurückgewiesen hatte. Dieser Fall bewog alle Gesandten, ihren Beamten und Dienern alle Tage eine besondere Wachsamkeit auf ihr Benehmen zu empfehlen, um nicht in die Hände Sixtus des Fünften zu fallen, aus denen sie dann keine Macht der Erde wieder befreien könnte.

Der Graf von Olivarez, spanischer Gesandte, unterließ seit jenem Tage nie, seine Leute erst jedes Mal, wenn sie ausgehen wollten, vorher zu ermahnen, sich in Acht zu nehmen und es wohl zu bedenken, mit was für einem Papste sie es sonst würden zu thun bekommen. Diesem Beispiele folgten alle anderen Gesandten, welche in Rom residirten, so daß man unter dem Pontificate Sixtus des Fünften nichts mehr von jenen Unordnungen und Balgereien hörte, welche unter der Regierung seines Vorgängers an der Tagesordnung waren.

Sixtus hörte, daß man den Ministern der auswärtigen Regierungen viel Achtung erwie e, hörte aber auch, daß die Untergebenen derselben sehr ordentlich und gut gesittet lebten. Er befahl indessen noch dem Polizeihauptmanne, im Falle sich einmal irgend ein Verbrecher in den Palast eines Cardinals flüchtete, denselben dahin zu verfolgen, ohne Weiteres zu verhaften und gegen jede Gewalt festzuhalten.

Zehntes Kapitel.

Zwei Pasquillanten und ihre harte Strafe. Eine andere Pasquille bleibt ungestraft. Tod des Cardinals Buoncompagno. Anstellung eines neuen Groß-Pönitentiar.

Ein paar Pasquillen waren die Veranlassung zu den andern im vorigen Kapitel erwähnten tragischen Begebenheiten, welche noch mehr Zeugniß geben von der fürchterlichen Strenge, mit der Sixtus niedrige Spötter und Ehrabschneider züchtigte, und es ist nur zu bedauern, daß die Härte seiner Urtheile d n Anschein der Grausamkeit und Tyrannei nicht ganz verwischen kann, so gerecht sie auch sein mochte.

Eines Morgens sah man nämlich ein Spottbild mit einem schmutzigen und unsaubern Hemde erscheinen. Auf die darunter stehende Frage, warum er denn so unreinlich sei, folgte die Antwort: „Weil meine Wäscherin eine Prinzessin geworden ist." Eine spöttische Anspielung auf Signora Camilla, Schwester Sixtus des Fünften, welche in frühern Zeiten durch Lohnwaschen ihren Erwerb hatte gewinnen müssen. Als ihm von diesem beißenden Spotte Mittheilung gemacht wurde, gab er auf der Stelle die gemessensten Befehle, den Pasquillanten auszuforschen, und da die Anstrengungen der Polizei dieß Mal fruchtlos blieben, so ließ er bei Trompetenschall in der ganzen Stadt bekannt machen, daß er dem Urheber dieses Pasquills, wer es auch nur sein möge, das Leben zusage und außerdem noch zweitausend Pistolen verspreche, wenn er selbst sich persönlich als den Verfasser angebe, im Falle er aber durch einen anderen als solcher angezeigt werde, so würde er ihn verhaften, dem Anzeiger aber die zweitausend Pistolen auszahlen lassen.

Der unglückliche Verfertiger jenes satyrischen Bildes, welcher ohne Zweifel alleiniger Herr seines Geheimnisses war, ließ sich von den versprochenen zweitausend Goldstücken verblenden und ging zum Papste, um sich als den Verfasser anzugeben. Sixtus war nicht wenig überrascht von der Verwegenheit dieses Mannes, welcher ein so gefährliches Geständniß ablegte, aber auch nicht minder indignirt über die Geldgier und den Uebermuth dieses Menschen.

„Ich bin verpflichtet, Ihnen Wort zu halten," — sagte er zu ihm — „ich schenke Ihnen das Leben und will, daß Sie auf der Stelle die versprochene Summe in Empfang nehmen." Er ließ ihm in der That die zweitausend Pistolen auch sogleich auszahlen und fragte ihn, nachdem er sie erhalten hatte, ob er mit ihm zufrieden sei, — fuhr aber alsobald, ohne dessen Antwort abzuwarten, in schrecklich ernstem Tone fort:

„Sie sehen also, mit welcher Pünktlichkeit ich mein Versprechen halte, und daß ich nun mit Ihnen quitt bin. Allein ich habe Ihnen bloß das Leben zugesichert, nicht aber Straflosigkeit, und mir also die Gewalt reservirt, Ihnen beide Hände abhauen und die Zunge verstümmeln zu lassen, damit sie in Zukunft nicht wieder in die Versuchung gerathen, etwas Schimpfliches gegen achtbare Personen zu schreiben oder zu sprechen."

Leider wurde auch dieses harte Urtheil auf der Stelle vollführt,

nachdem der Verbrecher erst der Formalität halber auf Grund seines eigenen Geständnisses zu der von Sixtus dictirten Strafe vom Criminalgerichtshofe war verurtheilt worden. Es war nicht sowohl das Vergehen der Schmähung selbst, als vielmehr die Verwegenheit des unglücklichen Pasquillanten, aus Geldgier sich selbst der Rache eines unbeugsamen Fürsten zu überliefern, die Ursache dieses grausamen Urtheils. Sixtus konnte es am wenigsten verzeihen, daß man seiner Gerechtigkeit und seines guten Willens, den Kirchenstaat von allen unnützen Subjecten zu reinigen, spottete. Uebrigens brachte die Neuheit dieser Art der Bestrafung, welche wohl seit vielen Jahrhunderten in Rom nicht zur Ausführung gekommen war, einen gewaltigen Schrecken unter das Volk, konnte aber dennoch den neckenden Geist der Satyre in demselben nicht bannen, wie wir aus nachstehender Geschichte erkennen werden.

Ein Neapolitaner, welcher sich als Dichter in Rom niedergelassen hatte, veröffentlichte eben um diese Zeit einige Lobgedichte auf gewisse römische Damen, und unter andern auch auf die Frau eines Advocaten, die aber im besten Rufe stand, und deren Tugend makellos und aller Seits anerkannt war. Allein da ihr Gemahl nicht zu den Freunden des Poeten gehörte, so suchte er denselben auf eine unedle Weise zu beschimpfen. Nachdem er nämlich in einem Gedichte viel Schönes von dieser Frau gesagt hatte, schloß er jede Strophe mit dem Refrain:

„Doch Keinem ward von ihr noch je ein Nein:“

Ein Exemplar dieser Gedichte, welche in der Stadt circulirten, kam zufällig auch dem Manne dieser Frau in die Hände. Er brachte dieselben sogleich zum Papste selbst und beschwerte sich sehr über diese Verläumdung. Dieser ließ den armen Poeten auch auf der Stelle durch die Polizei arretiren und vor sich führen, um ihn in eigener Person zu inquiriren. Der Advokat war bei diesem Geschäfte den Polizeidienern sehr behüflich, da ihm viel daran gelegen war, die Flucht des Angeklagten zu verhindern.

Dieser war aber nicht wenig betroffen und bestürzt, sich so plötzlich von Häschern umgeben und vor den Papst geführt zu sehen, ohne zu wissen warum? allein bald sagte es ihm sein böses Gewissen, als er den bewußten Advokaten in Begleitung der Sbirren bemerkte, und nun stieg ihm auch die Angst, wie man sich wohl denken mag.

Als er von dem Polizeihauptmanne dem Papste vorgeführt

wurde, trat dieser ihm mit dem Schmähgedichte in der Hand in wenigen raschen Schritten entgegen: „Sind Sie der Verfasser dieser Zeilen?" — herrschte er ihn an. Er bejahte diese Frage ganz ungenirt, vielleicht weil er glaubte, durch ein offenes Geständniß den Zorn des Papstes in Gnade umzuwandeln, vielleicht auch, weil er das Leugnen gegen so offenbare Beweise für unnütz hielt.

Sixtus befahl ihm darauf, die betreffenden Verse bis zum Schlusse selbst vorzulesen, und fragte ihn dann, nachdem derselbe zitternd jenen Befehl ausgeführt hatte, was ihn bewogen habe, den guten Namen einer achtbaren, im besten Rufe stehenden Frau so zu verunglimpfen und sie vor der Welt als eine feile Person darzustellen.

„Heiligster Vater!" — entgegnete der arme Dichter; — „Ich gelobe und schwöre, daß ich nicht im Entferntesten die Absicht gehabt habe, diese Dame zu beleidigen, und wenn in meinem Gedichte etwas Anstößiges ist, was eine Injurie gegen diese enthielte, so ist das bloß der licentia poetica [1]) zuzurechnen. Euere Heiligkeit wissen selbst, daß in der ganzen Welt nichts so fest steht, als die den Malern und Dichtern seit allen Zeiten zugestandene Freiheit. Wenn Sie allergnädigst bemerken wollen, daß die vorhergehende Zeile mit dem Worte fontana schließt, so nöthigten mich die Gesetze des Reimes, die letzte Verszeile mit dem Worte putana [2]) zu endigen. Dabei habe ich aber nicht im Willen gehabt, diese achtbare Frau zu beleidigen, sondern bin nur darauf bedacht gewesen, durch den Wohlklang der Worte und Reichthum der Reime meinem Gedichte mehr Anmuth und Gefälligkeit zu geben."

Die Umstehenden konnten sich über diese sonderbare Entschuldigung eines Lächelns nicht erwehren. Sixtus blieb ernst; seine Miene verfinsterte sich im Gegentheile noch mehr und den armen Poeten mit einem durchbohrenden Blicke ansehend, sprach er, nachdem jener geendet hatte, mit einem Tone, welcher ein Gemisch von Ernst und Spott war, zu ihm: „Wenn Ihnen und allen andern kleinen Dichterlingen die Licenz gegeben ist, des Reimes wegen dergleichen ehrabschneiderische Verse zu machen, so glaube ich, daß sich auch die Päpste eines gleichen Rechtes bedienen dür-

1) Dichterfreiheit.
2) Liederliche Dirne.

fen. Lassen Sie uns sehen, ob ich nicht auch vielleicht einige Verse nach meinem Geschmacke und nach meiner Manier werde zu Stande bringen können."

Ohne sich lange zu besinnen, fuhr er sogleich fort:

„Für Dichter, wie der Herr Matere,
Find't sich der Lohn auf der Galeere."

Mit einer fürchterlichen Ironie fragte er jenen nun: „Wie gefällt Ihnen dieses Impromptü?" Aber der Unglückliche stand wie vom Donner getroffen. Die Sprache versagte ihm den Dienst zu einer Antwort. Sixtus gab Befehl, ihn in das Gefängniß abzuführen. Ein Criminalrichter, welcher bei diesem sonderbaren Verhöre gegenwärtig war, richtete in aller Demuth die Frage an ihn, ob es der wirkliche Wille Seiner Heiligkeit sei, den Angeschuldigten zu der Galeere zu verurtheilen?

„Ei freilich!" — antwortete ihm der Papst etwas unmuthig, — „Sie haben wohl Scrupel, ein solches Urtheil zu fällen? Wenn man eine solche Unverschämtheit ungestraft hingehen ließe, so würde es bald keinen Versemacher mehr geben, welcher unter dem impertinenten Vorwande der poetischen Licenz sich die Freiheit nehme, den Papst selbst zu nennen einen Mann, der nichts sei als ein Mameluk, Calif oder Tyrann und Calvin und Zwingli, jene Häresiarchen, zu preisen als gottgesandte Patriarchen, — und das Alles des Reimes und des Versbaues wegen. Kann Sie das noch befremden, daß man durch ein Beispiel strenger Justiz solche Mißbräuche einer so edlen Kunst abzustellen sucht, als die erhabene Dichtkunst ist?"

Noch an demselben Tage wurde der Prozeß des beklagenswerthen Neapolitaners eingeleitet. Das Urtheil lautete auf fünf Jahre Galeerenstrafe, trotz der eifrigen Verwendung des Fürsten Ursini, zu dessen Hause jener in näherer Beziehung stand, und trotz der Empfehlung des Cardinals Montalto, welchem er ein ziemlich gelungenes Gedicht auf die Krönungsfeier des Papstes Sixtus V. gewidmet hatte.

Allein alle diese unerhört harten Strafen gegen die Pasquillanten konnten es nicht verhindern, daß in derselben Zeit noch eine andere viel beißendere Satyre auf den Papst selbst erschien, welche dieser jedoch dieß Mal ganz ignorirte, sei es entweder aus Furcht, die Zahl derselben durch Strafe nur noch zu vermehren, oder weil er es für klüger und seiner Würde angemessener

hielt, dieselbe mit Verachtung zu strafen. Kurz er täuschte dadurch nicht wenige, welche ihn im Geiste schon in Feuer und Flammen gerathen sehen.

Man sah nämlich auf einem Bilde einen Menschen, welcher an einem Sonntage ein gewaschenes Hemd an der Sonne trocknete. Auf die darunter stehende Frage, warum er das nicht am folgenden Tage thue, folgte die Antwort: „Ich habe keine Zeit zu verlieren; denn heute sind die Sonnenstrahlen noch frei, morgen könnten sie schon besteuert sein." Hiermit war auf sehr pikante Weise eine Anspielung gemacht auf jene große Menge von Steuern, welche Sixtus vor Kurzem erst auf fast alle nothwendigen Lebensbedürfnisse gelegt hatte, so daß fast nichts mehr als Luft, Wärme der Sonne und das Wasser steuerfrei war. Als man Sixtus diese Pasquille mittheilte, äußerte er nach kurzem Nachsinnen: „Wenn ich den Verfasser derselben kännte, so wollte ich ihn wohl etwas ganz anderes an der Sonne trocknen lassen, als seine Wäsche." Er ließ es aber dabei bewenden und verbot alle Nachforschungen nach dem Urheber derselben, um ihn so am besten mit Verachtung zu strafen.

Sixtus V. war von Natur einem satyrischen, spöttischen Wesen abgeneigt und unerbittlich gegen Verläumder, Ehrabschneider und alle solche, welche sich ein Geschäft daraus machten, Schmäh- und Spottschriften zu verfertigen. Gleichwohl waren ihm zarte und geistreiche Scherze und Witzspiele angenehm; nur bedauerte er es, daß dergleichen Leute von ihren schönen Anlagen keinen bessern Gebrauch machten. „Wenn diejenigen," — äußerte er eines Tages, als man ihm wieder einige sehr sinnreich ausgedachte Karricaturen vorlegte — „welche sich an dieser Bagatelle ergötzen, ihre Geistesgaben zu nützlichern Dingen gebrauchten, so würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, an ihrem Glücke zu arbeiten."

In eben diesem Regierungsjahre unsers Papstes ereignete sich der allgemein betrauerte Tod des Cardinals Buoncompagno, Neffen Gregors XIII., welcher am 17. Juni, kaum achtunddreißig Jahre alt, der Gewalt eines hitzigen Fiebers trotz seiner Jugend, trotz seiner kräftigen Körperconstitution und trotz seiner einfachen, regelmäßigen Lebensweise erlag. Der Papst besuchte ihn zwei Mal während seiner Krankheit, und man vermuthete, daß nicht bloß persönliche Neigung desselben zu diesem Cardinale, sondern wichtigere Gründe den Papst zu diesen Beweisen seiner

Theilnahme bewogen hätten. Viele wollten wissen, daß es Sixtus dem Fünften sehr darum zu thun gewesen sei, dem Cardinale das Geheimniß einiger höchst wichtigen Staatsangelegenheiten, welche unter der Regierung seines Vorgängers abgehandelt waren und zu deren Mittheilung er diesen Cardinal niemals habe bewegen können, zu entlocken. Wirklich hatte Sixtus bei seinem ersten Besuche des Kranken eine sehr geheime Conferenz mit ihm, welche über eine halbe Stunde dauerte. Ob er zum Ziele gelangt sei, ist ebenfalls ein Geheimniß geblieben. Bei seinem zweiten Besuche fand er den Cardinal schon im Sterben, und ertheilte ihm dem Gebrauche gemäß die Benediction und Generalabsolution.

Buoncompagno hinterließ seinen Erben unermeßliche Reichthümer, unter andern sehr prachtvolle Meublen. Er hatte in seinem Testamente mehrere Geschenke an Cardinäle, Religiosen und andere Personen vermacht, und sogar den Papst selbst und dessen Neffen, den Cardinal Montalto, nicht vergessen, während er seine Hausbeamten und Diener nicht eben gut bedacht hatte.

Das Amt eines Groß-Pönitentiarius der Kirche, mit welchem ihn sein Onkel betraut hatte, wurde durch seinen Tod vacant. Niemand zweifelte, daß Sixtus diese Stelle, welche eine der schönsten und einträglichsten am römischen Hofe ist, seinem Neffen übertragen und vorläufig einen Vice-Pönitentiar ernennen werde, bis Jener das gesetzliche Alter erreicht haben würde, um es selbst zu verwalten. Allein dieses Mal hatte man sich sehr getäuscht. Sixtus wollte dem heiligen Collegium den Beweis geben, daß er die Rücksicht auf die Beförderung seiner Verwandten seiner Sorge für das Wohl der Kirche weit nachsetze, besonders wenn es sich handele um die Besetzung so wichtiger Stellen, und daß er dabei nur das wahre Verdienst im Auge habe. Aus diesen Gründen übertrug er drei Tage nach dem Ableben des Cardinals Buoncompagno dieses Amt dem Cardinal Aldobrandini, einem Manne von seltener Tugendgröße und tiefem Wissen, welcher dem heiligen Stuhle in vielen Aemtern die ausgezeichnetsten Dienste geleistet hatte. Der ganze römische Hof freute sich über eine so uneigennützige, gerechte und vernünftige Wahl und segnete deshalb den Papst. Um diese allgemeine Freude darzustellen, sagte der Cardinal-Dekan im vollen Consistorium: „Ich wünschte aus ganzem Herzen, daß

alle Nachfolger Seiner Heiligkeit zur Besetzung derartiger Stellen gleiche Wahlen träfen als unser heiliger Vater."

Der Cardinal Aldobrandini hatte kaum Besitz von seinem neuen Amte genommen, als er auch schon sattsam bewies, daß man sich in ihm nicht getäuscht hatte, und rechtfertigte auf eine ehrenvolle Weise das von Sixtus in ihn gesetzte Vertrauen, und dieser, welcher sich seines verständigen und weisen Rathes fast immer zu bedienen pflegte, war der Erste, welcher ihm auch seine volle Zufriedenheit mit seiner Amtsführung bezeugte.

Achtes Buch.

Der Papst.

(1587.)

Erstes Kapitel.

Die Römer errichten Sixtus V. auf dem Capitole eine Statue. Zwei Anekdoten. Sixtus läßt in dem Apostelnkloster eine Generalversammlung seines Ordens halten und zu deren Besuch alle Religiosen desselben ohne Ausnahme einladen.

Während zu Anfange des Jahres 1587 sich an den meisten Orten Italiens eine große Theuerung und ein gewaltiger Mangel an Lebensmitteln fühlbar machte, herrschte in Folge des strengen Ausfuhrverbots der Früchte, welches Sixtus V. gleich im Beginne seiner Regierung gegeben hatte, wie wir schon oben erzählt haben, in Rom selbst großer Ueberfluß, und so unwillig die Römer früher über jene Maßregel gewesen waren, so dankbar waren sie jetzt dem Papste dafür, so daß sie, im Hinblicke hierauf und auf die ungeheure Menge von herrlichen Bauwerken, mit welchen er Rom bereichert und verschönert hatte, ihm auf dem Capitole eine eherne Statue errichteten mit der Inschrift: „Sixtus dem Fünften, dem Wiederhersteller der öffentlichen Sicherheit, dem Unterdrücker der Zügellosigkeit der Räuber und Meuchelmörder, dem Freunde des Volkes, dem Erbauer prachtvoller Werke, dem Gründer neuer Straßen der Stadt — aus Dankbarkeit das römische Volk."

Indessen lehrte es bald die Folge auch hier wieder, wie viel auf Volksgunst zu bauen ist.

Da es uns hauptsächlich darum zu thun ist, von dem Charakter Sixtus V. ein möglichst anschauliches Bild zu geben, so dürfen wir zwei Anekdoten nicht übergehen, welche ihn uns wieder von einer andern Seite kennen lernen lassen.

Es war eben noch im Anfange dieses Jahres, als Sixtus eines Morgens in aller Frühe dem Convente von den heiligen Aposteln einen Besuch zu machen ging, ohne zuvor den Guardian davon zu benachrichtigen, wie er schon mehrere Male gethan hatte. Er klopfte an der Thüre eines Zimmers, in welchem eben

ein junger Baccalaureus aus Neapel schlief, der erst vor Kurzem nach Rom gekommen war. „Wer ist da?" — fragte derselbe etwas ärgerlich und noch halb schlafend, und als Sixtus antwortete: „Der Papst," glaubte er, einer von seinen Freunden wolle ihn necken, schalt ihn also aus und hieß ihn in sehr derben Ausdrücken wieder fortgehen. Denn das war ihm etwas ganz Unglaubliches, daß der heilige Vater in so früher Stunde, selbst ohne alle Begleitung die Ordenshäuser visitiren sollte. Desto bestürzter war der Guardian, welcher dem Papste gefolgt war, als er diese etwas mehr als unhöflichen Worte des Baccalaureus vernahm. Er war deßhalb im Begriffe, die Thüre mit Gewalt zu erbrechen und denselben ernsthaft zu züchtigen; allein Sixtus, welcher wohl einsah, daß jener an ihn jetzt gar nicht dachte, verwehrte dieses dem Guardian und sagte scherzend im Weggehen: „Lassen Sie nur! Er hat den Armen vom Misthaufen weggezogen" — indem er damit auf seine eigene Armuth der Geburt und die Unflätigkeit der Rede des Andern zugleich anspielte. Dieses kleine Abentheuer machte bald die Runde in ganz Rom, und gab besonders den Cardinälen, Gesandten und andern hochstehenden Personen reichlichen Stoff zu Scherzen und zum Lachen. Sixtus selbst konnte sich dessen nicht erwehren, wenn in seiner Gegenwart davon Erwähnung geschah.

Ein anderes Mal fuhr er durch die Stadt spazieren, und als er an die Pforte eben desselben Klosters kam, fand er sie offen. Er stieg aus und trat sogleich in das Zimmer des Bruders Pförtner, welcher eben eine Schüssel voll Bohnen vor sich stehen hatte und mit großem Appetite derselben ernstlich zusprach. Die Armuth dieser Kost erinnerte den Papst an seine erste Kindheit. Er setzte sich neben den Laienbruder auf eine Treppenstufe und half ihm mit noch größerem Appetite seine Portion verzehren, nach deren Beseitigung er noch eine kommen ließ. Die Leute seines Gefolges konnten ihr großes Befremden, ihr Staunen darüber nicht verhehlen; allein Sixtus ließ sich davon nicht irre machen, sondern aß ruhig fort, an seinen Bohnen mit Essig und zwar noch mit einem hölzernen Löffel. Dann stand er auf, dankte seinem Wirthe und wandte sich zu seinen Leuten mit den Worten:

„Dieses Mahl wird mein Leben um zwei Jahre verlängern, die ich sonst nicht mehr gelebt haben würde, weil ich mit Appetit und ohne Furcht und Angst gegessen habe," — und fügte dann, seinen Blick zum Himmel gewendet, hinzu: „Gebenedeit seiest du allzeit, Herr, für die Gnade, welche du einem Papste

gegeben hast, Ein Mal in seinem Leben in Friede und Heiterkeit zu speisen."

Sixtus hatte in der That auch Ursache, das Schicksal mehrerer seiner Vorgänger zu befürchten und er konnte ihm auch nicht entgehen, trotz seiner ängstlichen Sorge für sein Leben, wenn er zu Tische saß, welche so weit ging, daß sein Koch die Küche nicht verlassen und mit Niemanden umgehen durfte.

Dem armen Laienbruder, welcher ihn so ungenirt bewirthet hatte, befahl er ein neues Habit zu geben, und sagte dann beim Weggehen zu ihm in scherzendem Tone: „Einst habe ich mich in demselben Stande gesehen, in welchem Du jetzt bist; mache, daß Du dich auch einstmals in dem Stande siehst, worin ich jetzt bin."

Diese beiden Anekdoten geben ein hinlängliches Zeugniß, daß Sixtus nur stolz war gegen die Großen und Mächtigen, sich aber eben so wenig der Armen selbst, als seiner eigenen niederen Abkunft schämte, und eine solche Gesinnung versöhnt uns schon wieder mit mancher Härte seines Charakters.

In eben diesem Jahre hatte er auch das Vergnügen, ein General-Kapitel seines Ordens in Rom halten zu lassen, und ließ seinen ausdrücklichen Wunsch merken, daß alle Religiosen, sowohl »vocati» als «non vocati,» daran Theil nehmen sollten, um die Freude zu haben, einer solchen großartigen Versammlung präsidiren zu können. Damit aber dieses außerordentliche Zusammenströmen der Ordensmänner aus allen Provinzen und Ländern das Kloster von den heilige Aposteln nicht zu sehr incommodire, so ließ er es reichlich mit allem Nöthigen für diese seltene Versammlung versorgen, welche die größte und zahlreichste war, die je bei einer solchen Gelegenheit stattgefunden hat, da sich über dreihundert Religiosen eingefunden hatten.

Es kann wohl nicht ganz geleugnet werden, daß auch die Eitelkeit Sixtus V. an seinem Wunsche, eine so große Menge seiner Ordensbrüder versammelt zu sehen, etwas Theil hatte. Denn es schmeichelte ihn doch, sich allen Brüdern, welche ihn bisher nur als Ordensmann, also als ihres Gleichen gekannt hatten, als Papst zu zeigen.

Der Papst besuchte eine ihrer Sitzungen und nahm auch nebst zwei Cardinälen, welche ihn begleiteten, Theil an der Tafel im Refectorium. Das Gastmahl war prachtvoll und ausgesucht. Der heilige Vater brachte die Gesundheit auf die ganze Klostergemeinde von den heiligen Aposteln aus, und vermehrte die all-

gemeine Freude insbesondere dadurch, daß er den Guardian veranlaßte, Alle von dem üblichen Stillschweigen bei der Tafel zu dispensiren.

Der Supplikanten um das Amt des Generals gingen bei dieser Gelegenheit nicht wenige bei ihm ein; allein er ließ dem Kapitel vollständig freie Wahl, damit man in dem Orden nicht etwa glauben sollte, er habe bloß deshalb für diese Versammlung so Vieles gethan, um einen General nach seinem Wunsche zu bekommen, obwohl er schon für sich ganz allein als Papst das Recht hatte, einen zu ernennen, ohne das Kapitel darum zu fragen. Indessen nahm er es doch den obersten Beamten des Ordens sehr übel, daß sie ihn nicht wenigstens Anstandshalber gefragt hatten, welche von den Bewerbern ihm die angenehmsten wären.

Sixtus selbst ließ sich zwar hiervon nichts merken, aber sein Neffe, welcher trotz seiner Jugend und Unerfahrenheit doch den geheimsten Geheimnissen auf den Grund zu kommen wußte, fühlte eben so sehr diesen Mangel an Respect und Dankgefühl, und äußerte gegen den Papst, daß diese Leute doch ganz die Regeln des Anstandes und ihre Pflicht verkennten. „Ich weiß nicht erst seit heute, mein lieber Freund,“ — entgegnete Sixtus lächelnd, — „daß die Mönche nicht eben immer die höflichsten sind.“

Er verbat sich indessen bei der Disputation der Thesen, welche in diesem Kapitel vertheidigt werden sollten, alle und jede Lobeserhebungen seiner Person, die in der Regel bei der Eröffnung der Disputation vorausgeschickt zu werden pflegten. Zwei derselben waren ihm selbst dedicirt. Einen dieser wissenschaftlichen Kämpfe ließ er in der päpstlichen Kapelle vornehmen, woran sich die ersten und tüchtigsten Theologen betheiligten. Hierbei machte sich insbesondere ein junger Dominicaner sehr bemerklich, der sich durch die Hitze des Kampfes so sehr hinreißen ließ, daß mehrere der anwesenden Cardinäle daran Anstoß nahmen und Seine Heiligkeit baten, dem Uebermuthe desselben Einhalt zu thun. Allein Sixtus ließ ihm vollständige Freiheit, das Feuer seines Geistes gegen seine Gegner sprühen zu lassen, sei es aus Rücksicht gegen den Orden des heiligen Dominicus, den das Andenken an Pius V. ihm so ehrwürdig machte, oder aus natürlicher Vorliebe zur Lebhaftigkeit und Schnelligkeit bei dergleichen Vorkommnissen. Er gab deshalb den Cardinälen, welche ihm jene Vorstellung machten, ganz ungeduldig zur Antwort: „Ich würde es ebenso machen, wenn ich an

seiner Stelle wäre, und es ist für einen feurigen Kopf unmöglich, bei einer solchen Gelegenheit Herr über sich selbst zu bleiben."

Er hatte Befehl ertheilt, daß sämmtliche Ordensmänner, welche an dem Kapitel Theil nahmen, nach dem Schlusse desselben in corpore zum Vatican kämen, um zum Fußkusse zugelassen zu werden, und suchte ihnen auf alle Weise sein Wohlwollen zu bezeugen. Es war ihnen vorher auch durch den Cardinal-Protector bedeutet worden, daß der Papst Jedem von ihnen ohne Ausnahme eine besondere Gnade zu Theil werden lassen wolle, und es möge ihn nur ein Jeder wissen lassen, was ihm am angenehmsten wäre; denn es sei billig und gerecht, daß er denjenigen öffentlich einen sichtbaren Beweis seiner Zuneigung gebe, welche einstens seine Brüder gewesen und dem Gelübde nach gegenwärtig noch seien.

Zweites Kapitel.

Die Bitten und Wünsche der Mönche, und wie sie erfüllten wurden.

Diese Mittheilung des Protectors brachte eine freudige Sensation unter sämmtlichen anwesenden Ordensmännern hervor, und jeder war darauf bedacht, sich einen acceptabelen Wunsch zu ersinnen. Sie wünschten sich gegenseitig Glück, an diesem Kapitel Theil genommen zu haben, und waren sogar der Gegenstand des Neidens anderer Ordensleute, insbesondere der Dominicaner, welche schon über Pius V. gemurrt hatten, daß er niemals solche Beweise der Liebe zu seinem Orden gegeben habe, wie Sixtus V., obschon ihm doch alle seine Brüder noch als Ordensbruder die größte Achtung und Freundschaft erwiesen hätten, während im Gegentheile Sixtus von seinen Genossen die schmählichsten Kränkungen in seinem Ordensstande habe erleiden müssen.

Auch bei vielen Cardinälen fanden diese verschwenderischen Gunstbezeugungen entschiedene Mißbilligung; sie nannten es geradezu eine Profanation des Gnadenrechts, und waren sehr darüber aufgebracht, daß der höchste Kirchenfürst an Mönche seine Gunst verschwende, während er dem heiligen Collegium bis jetzt auch noch nicht einmal das Mindeste bewilligt habe.

Sixtus ließ sich aber in seinem einmal gefaßten Vorhaben nicht irre machen, sondern noch Tags vorher den Mitgliedern der

Kapitelsversammlung andeuten, daß sie sich erst auf ihre Bitten recht besinnen sollten. Da diese seltene Bevorzugung der Franziskaner in der Stadt ruchbar wurde, erschien am anderen Tage, zu derselben Zeit, als sich sämmtliche Theilnehmer des Kapitels in förmlicher Procession in den Vatican begaben, eine Pasquille, auf der man einen Cardinal sah, welcher seine Cardinalstracht neben sich zu Füßen gelegt hatte und im Begriff war, eine Möchskutte anzuziehen; darunter standen die Worte: „Es ist jetzt mehr werth ein Barfüßer zu sein, als ein Cardinal." Der Cardinal Rusticucci aber hatte des Papstes Geist eher durchschaut, als alle andern, und sagte sehr bedeutungsvoll: „Erst muß man es Abend werden lassen, ehe man vom Tage sprechen kann; es steckt hierunter ein Geheimniß, welches sich mit der Zeit ganz aufklären wird."

Sixtus erwartete die Brüder in dem Saale, in welchem in der Regel das Consistorium gehalten wurde. Er saß auf dem päpstlichen Throne und links neben ihm ein Secretär, welcher den Namen und die Bitte eines jeden Ordensmannes, der vorgelassen würde und Seiner Heiligkeit den Pantoffel geküßt hatte, aufschreiben mußte.

Der neuerwählte General trat zuerst vor, ließ sich vor dem Papste auf die Knie nieder, und nachdem er ihm seinen innigsten Dank für seine Erwählung und Bestätigung ausgesprochen hatte, fügte er keinen andern Wunsch mehr hinzu, als diesen, „ihm (dem Generale) seinen fernern Beistand und Schutz angedeihen zu lassen, und ihn an dem Posten aufrecht zu erhalten, auf welchen ihn unverdienter Weise ein Kapitel gewählt habe, das von Seiner Heiligkeit selbst zusammenberufen und durch Deren Liberalität so freigebig unterstützt worden sei."

Die Bitten und Wünsche der Andern, welche nun ihrem Range nach folgten, wurden ebenfalls, nachdem sie die Ehre des Fußkusses genossen hatten, eingeschrieben, von denen manche wegen ihrer Ueberschwenglichkeit und Sonderbarkeit sehr ergötzlich waren. So bat ihn z. B. Einer um ein päpstliches Breve, kraft dessen jedem Religiosen verboten werden sollte, mit ihm einen Zank anzufangen, oder ihm mündlich oder thätlich eine Beleidigung zuzufügen. Dieser Mönch hatte auch alle Ursache, sich einen solchen Freibrief zu verschaffen, weil er als ein unverbesserlicher Starrkopf den Brüdern nur zu viel Gelegenheit gab, ihm derb und verächtlich zu begegnen.

Ein Baccalaureus aus Bologna bat den Papst, „ihm

durch ein Breve die Erlaubniß zu ertheilen, in allen, sowohl Pfarr- als Klosterkirchen, wo und wann es ihm nur beliebe, zu predigen, ohne noch einer besondern Approbation eines seiner Obern oder der Zustimmung des Ordinarius der betreffenden Kirche zu bedürfen.

Die Naivität eines gemüthlichen greisen Paters von siebenundsiebzig Jahren zwang dem Papste eben sowohl als seinem Schreiber ein Lächeln ab. Es war ein Mönch aus der römischen Provinz, welcher schon sieben General-Kapiteln beigewohnt hatte und der sich auch dieses Mal nur deshalb wieder hatte dahin ziehen lassen, um die Freude zu haben, vor seinem Tode noch einem beizuwohnen. Nachdem nun dieser die Ceremonie des Fußkusses beendigt hatte, sagte er zum heiligen Vater sehr ernst-ironisch: „Ich wünschte wohl, heiliger Vater, daß Sie die Güte hätten, mir die Gnade zu bewilligen, noch eine fünf Jährchen leben zu bleiben; meine große Dankbarkeit würde Ihnen lebenslänglich gehören. Da dieses aber über Ihre Gewalt hinausgeht und ich die Erfüllung meines Wunsches nur von Gott selbst erwarten kann, so bitte ich Eure Heiligkeit nur um die Generalabsolution in articulo mortii [1]), da ich vom Tode nicht mehr sehr fern bin."

Diese letzteren Worte hatte er mit so viel Einfalt und Demuth ausgesprochen, daß der Papst ihm sehr gerührt antwortete er hätte von ganzem Herzen gewünscht, diese Bitte ihm erfüllen, und seinetwegen ein Wunder wirken zu können, da aber doch das nicht ginge, so gebe er ihm den Rath, den Tod ohne Furcht und ohne Ungeduld abzuwarten.

Man kann sich indessen unmöglich vorstellen, bis zu welchem Maße von Unverständigkeit ein großer Theil dieser Mönche ging, von denen einige den Papst im höchsten Grade ärgerten, da sie sich überredet hatten, jetzt Alles von ihm fordern zu dürfen, und seie es sogar der rothe Hut. Diese begehrten Erzbisthümer, Jene Bisthümer, die Einen Abteien, die Anderen wieder andere höhere oder niedere kirchliche Würden. Manche baten auch um Aemter, die sogar von andern Orden abhängig waren, z. B. das Amt eines päpstlichen Palastmeisters, welches ein junger Baccalaureus zu haben wünschte, das aber von jeher im Besitze der Dominicaner gewesen war. Andere begehrten gewisse Bisthümer, deren Sitze noch gar nicht erledigt waren.

Wenn der Papst aber alle Diejenigen hätte befriedigen wollen, welche um Ordensämter baten, so hätte er alle bisherige Ord-

1) In der Todesstunde.

nung, Ordensregeln und Gesetze über den Haufen werfen müssen. Der Eine wollte gern beständiger Provinzial in seiner Provinz sein; der Zweite Visitator auf Lebenszeit für ganz Italien; ein Dritter bat um ein Breve, sich nach seinen Wünschen die Klöster zu seinem Aufenthalte wählen zu können, die ihm beliebten; wieder Andere baten um die Gnade, niemals aus dem Hause ihres Geburtsortes herausgehen zu brauchen u. s. w. u. s. w.

Am Schlusse dieser ganz sonderbaren Art von Audienzen erschien ganz zuletzt auch ein Laienbruder aus dem Kloster von den heiligen Aposteln in Rom, welcher über sechszig Jahre alt war und schon dreißig Jahre in dem genannten Convente die Dienste eines Koch versehen hatte. Der Papst kannte ihn persönlich noch recht gut. Als dieser sich dem Letztern genähert und mit Thränen in den Augen die Füße geküßt hatte, brachte auch er seine Wünsche vor.

„Heiligster Vater!" — begann er — „Ich bin nur ein armer Laienbruder und der Letzte im Orden; was soll ich von den Gütern Eurer Heiligkeit für mich erwarten? Die Ehre, welche mir zu Theil geworden ist, Sie jetzt als das Oberhaupt unserer heiligen Kirche zu sehen, nachdem ich Sie noch als einfachen Ordenspriester gekannt habe, läßt mir für meine Person nichts mehr zu wünschen übrig. Ein armseliger Laienbruder wie ich darf sich nicht erkühnen, von einem regierenden Papste Gnaden zu erbitten. Weil indessen Eure Heiligkeit befohlen haben, daß auch ich unter der Zahl Derjenigen sein solle, welche Sie heute allergnädigst mit Geschenken zu erfreuen geruhen wollen, so bitte ich in tiefster Demuth um die Gnade, unser Kloster mit der Anlegung einer Fontaine in demselben zu beglücken, da der Mangel an reinem Wasser den Klosterbewohnern viel Unbequemlichkeit erzeugt, und ihnen oft höchst lästig und drückend wird, was Eure Heiligkeit früher selbst oft sehr hart empfunden und bitter beklagt haben."

Dieser Wunsch des alten Mannes soll dem Papste Thränen entlockt haben und die Folge bewies es auch, wie er diese Bitte aufgenommen hatte.

Sobald nun sämmtliche Religiosen vorgewesen waren, mußten sie alle zusammen wieder in den Audienzsaal eintreten, wo ihnen Sixtus das Resultat ihrer Hoffnungen mittheilte.

„Wenn eure Wünsche meinen guten Absichten entsprochen hätten" — sprach er zu ihnen — „so würde ich mit Freuden gewährt haben, warum man mich gebeten; allein da dieses, nur wenige

ausgenommen, nicht der Fall ist, so sehe ich mich gezwungen, im Allgemeinen alle eure Bitten zu verweigern. Ich hatte erwartet, daß wohl keiner von euch an sein Privatinteresse denken, sondern vielmehr nur das allgemeine Wohl des Ordens im Auge haben werde. Mußten nicht die Gelübde, die ihr Alle so feierlich abgelegt habt, euch auf Alles verzichten lehren, was eure Personen betrifft? Und können wohl ächte Ordensleute mit Ehre und Gewissen etwas Anderes wünschen, als was dem ganzen Orden im Allgemeinen vortheilhaft ist? Eurer Eigennutz und eure Habgierde haben mir die Hände verschlossen, und ich würde eine große Sünde zu begehen glauben, wollte ich dieselben durch meine Gefälligkeit noch stärken und unterhalten."

Also wurden sie beschämt und niedergeschlagen verabschiedet, um so mehr, als unter einer so großen Anzahl von Religiosen jeden Ranges nur ein einziger alter Laienbruder den allgemeinen Vortheil seines Hauses bedachte. Diesem versprach der Papst auch, nachdem er ihn öffentlich vor Allen gelobt hatte, seine Bitte zu erfüllen und empfahl ihn zuletzt noch dem General zu besonderem Wohlwollen.

Wie hatten sich doch außer den getäuschten Mönchen auch noch so viele Andere in Sixtus getäuscht, welche schon über dessen ungebührliche Verschwendung seiner Gnaden an die Mitglieder des Ordens, dem auch er angehört hatte, ungehalten waren! Jetzt begriffen sie es, daß es von dem klugen Papste nur als ein Mittel gebraucht wurde, die wahren Gesinnungen der Ordensbrüder zu erforschen. Daß die Pasquillanten auch diese Geschichte wieder ausbeuteten, läßt sich wohl denken. Dieses Mal traf aber die Spitze der Satyre nicht den Papst, sondern die Mönche.

Den Cardinal Rusticucci dagegen hatte seine Ahnung, wie wir oben gemeldet haben, nicht getäuscht. Er kannte den Character Sixtus V. zu gut, als daß er diesen Ausgang nicht hätte voraussehen sollen. Er sagte daher auch sehr richtig zu einigen Cardinälen, als das Gespräch sich auf diese Vorgänge geleitet hatte: „Wer den Papst Sixtus nicht kennt, der wird sich unfehlbar in ihm täuschen; wer ihn aber kennt, der wird wissen, wann er zu trauen hat."

„„Sie haben Recht, Monsignore!"" — erwiederte ihm Einer seiner Collegen — „„Er hat uns die Ehre erwiesen, uns selbst zuerst anzuführen.""

Gleich am folgenden Tage gab Sixtus die nöthigen Weisungen, um dem ehrlichen Bruder Koch aus dem Apostelnkloster

sein Versprechen zu halten, dessen Bitte ihm so wohlgefallen hatte, daß er sich darüber gegen mehrere Cardinäle sehr belobend äußerte. „Ich weiß es aus eigener Erfahrung" — sagte er — „daß dieses Werk in jenem Kloster ein wahres Bedürfniß ist. Wie oft habe ich mich selbst abmühen müssen, um nur etwas Wasser für meine Zelle zu holen, und wie vielmal bin ich da ungeduldig und ärgerlich geworden über die Tiefe der Brunnen und sogar über den Orden selbst! Ich danke es also dem guten alten Laienbruder, daß er mich wieder an die Nothwendigkeit einer Fontaine in diesem Hause erinnert hat, an deren Herstellung ich schon oft gedacht hatte, ehe ich Papst wurde."

Er verfügte sich auch alsobald in eigener Person mit einem Baumeister und einem Ingenieure an Ort und Stelle, um einen schicklichen Platz zu der neuen Fontaine ausfindig zu machen und zu bestimmen. Dieser Springbrunnen wurde von demselben Wasser genährt, welches Sixtus durch die berühmte, großartige Wasserleitung aus so weiter Ferne auf den Monte Cavallo hatte führen lassen. Da aber die Gärtner dieses Palastes sehr leicht den Lauf des Wassers nach dem Kloster von den heiligen Aposteln hätten verhindern können, so schlossen die Klosterbrüder mit jenen einen Accord, kraft dessen sie gegen eine geringe jährliche Abgabe dem Gange des Wassers kein Hinderniß entgegensetzen durften.

Dieser Brunnen gewährt nun dem gedachten Kloster nicht bloß die größten Vortheile und Bequemlichkeiten, sondern ist auch eine große Zierde desselben geworden. Zuerst ergießt sich das Wasser aus einer schönen Fontaine in ein großes, mit dem Wappen des Papstes geschmücktes Bassin, das in der Mitte des Klosterhofes errichtet ist. Von da ist es durch mehrere Röhren nach den verschiedenen Theilen des Hauses geleitet, nämlich in das Refectorium, in die Küche, wo es wieder durch verschiedene Ventile selbst in die einzelnen Kessel geführt wird, so daß also dem Küchenpersonale keine geringe Erleichterung dadurch verschafft worden ist. Nun gab es aber auch in ganz Rom kein Kloster mehr, welches an Menge des Wassers und Bequemlichkeit, es zu haben, mit dem von den Aposteln hätte wetteifern können, und dieses Alles hat das letztere der klugen Sorge eines armen Laienbruders zu verdanken, welcher durch seine Uneigennützigkeit die Gunst des Papstes erweckte und ihn an die Ausführung eines Planes erinnerte, den er schon früher gemacht hätte, der aber im Drange der Geschäfte und Begebenheiten

wieder in Vergessenheit gerathen war, und schwerlich jemals zur Ausführung gekommen sein würde, wenn nicht durch Sixtus V.

Drittes Kapitel.

Von den verschiedenen Congregationen, welche Sixtus V. theilweise vervollständigt, oder größtentheils ganz neu gegründet hat.

Bisher haben wir Sixtus V. meist nur in seinem Wirken als weltlichen Regenten kennen gelernt; es dürfte daher auch wohl Zeit sein, seine Thätigkeit als Kirchenfürsten etwas näher zu betrachten, welchem Stoffe wir dieses und das folgende Kapitel widmen wollen.

Eines seiner Hauptverdienste um die Verbesserung des Regierungswesens in den kirchlichen Angelegenheiten war die Errichtung von fünfzehn Congregationen der Cardinäle, wie man aus einer von den in seinem Bullarium gesammelten Constitutionen ersehen kann und worin sie einzeln aufgeführt sind. Einige davon bestanden schon seit längerer Zeit, erlitten aber in ihrer ganzen Einrichtung von Sixtus V. eine solche Veränderung, daß er eigentlich auch als deren Gründer angesehen werden könnte. Seine Nachfolger haben auch mehrere derselben wieder eingehen lassen, dagegen an deren Stelle wieder andere eingesetzt.[1]

Die Congregation vom heiligen Officium (S. officii sive inquisitionis) wurde zuerst von Paul III. im Jahre 1542 errichtet, dann von Pius IV. und Pius V. erweittert, und von Sixtus V. zu einer stehenden Congregation erhoben und besser regulirt. Sie hält wöchentlich zwei Mal Sitzungen in dem Dominikanerkloster della Minerva, wo der Sitz der Inquisition ist. In den Hauptsitzungen führt der Papst selbst den Vorsitz. Sie besteht aus mindestens zwölf Cardinälen nach der Wahl des Papstes und einer großen Anzahl von Theologen aus verschiedenen Orden. Ihr Wirkungskreis erstreckt sich auf die Untersuchung und Unterscheidung vorkommender Irrlehren.

Die Congregation der Angelegenheiten zwischen Bischöfen und Klerikern (super negotiis episcoporum et regularium) entschied über Streitigkeiten zwischen den Bischöfen und ihrem Diöcesanclerus, sowohl dem weltlichen als dem regulirten, die er alle an dieses Tribunal verwies. Dieselbe ver-

sammelte sich alle Freitage in dem Palaste des präsidirenden Cardinals.

Die Congregation zur Aufsicht über die Vollziehung der Tridentiner Beschlüsse (concilii Tridentini interpretum) wurde zuerst von Pius IV. eingesetzt, dann aber von Pius V. und noch mehr von Sixtus V. erweitert. Sie entscheidet über den Text und Sinn der canones, über Zweifel in Bezug auf die Disciplin und den Gebrauch der Kirche. Ihre Sitzungen werden in der Regel wöchentlich zwei Mal in der Wohnung des ältesten von den Cardinälen, aus welchen sie besteht, gehalten, wenn er auch nicht der Vorsitzende derselben sein sollte.

Die *congregatio sacrorum rituum* (der heiligen Gebräuche) errichtete Sixtus V. zu Entscheidungen über die Liturgie und zur Leitung der Canonisationsprozesse (Heiligsprechungen). Der älteste Cardinal ist der Vorsitzende derselben und versammelt sie in der Regel auch wöchentlich ein Mal in seiner Wohnung. Bei dringenden Fällen hat er das Recht, die Congregation zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen zu berufen.

Die Congregation des Index (Indicis librorum prohibitorum) wurde schon von Pius V. errichtet und von Sixtus V. mit größeren Vollmachten versehen. In ihren Geschäftskreis gehört die Untersuchung schädlicher Bücher, und so dient sie dem heiligen Officium zur wesentlichen Unterstützung. Der Vorsitzende versammelt dieselbe nach Belieben ohne einen bestimmten Sitzungstag.

Die Congregation des „Staates" wurde von Sixtus V. zum Ueberwachen der Regierung der Kirche eingesetzt, und war sehr nothwendig. Sie bestand aus allen Cardinälen, welche schon apostolische Nuntiaturen verwaltet hatten, und aus dem Kardinal-Staatssecretair. Ihre Sitzungen wurden meistens nur unter dem Vorsitze des Papstes selbst gehalten, und in dessen Verhinderung geschah die Versammlung beim Cardinal Nepoten.

Die Congregation der Consulta stand der obigen fast zur Seite, nur mit dem Unterschiede, daß sich ihre Thätigkeit bloß auf den Kirchenstaat im engern Sinne beschränkte. Der Cardinal-Nepote war das Haupt derselben, aber nicht lange, obwohl der Cardinal Peretti (Neffe Sixtus V.) hierbei eine große Geschäftsgewandtheit bewies und Alle befriedigte, welche dabei mit ihm zu arbeiten hatten. Diese Congregation besteht aus zwölf Cardinälen, zwölf Prälaten und einem Secretär, der gewöhnlich im Vertrauen des Cardinal-Nepoten steht. An jedem

Freitage versammelt sie sich in dem Palaste des Letzteren. Hier wird Alles behandelt, was auf die Regierung des Kirchenstaates Bezug hat. Die Vice-Legaten, Statthalter und andere Staatsbeamten haben diesem Tribunale alle in ihrer Amtsverwaltung vorkommenden außerordentlichen oder verwickelten Sachen zur Entscheidung vorzulegen. Der Secretär schreibt die Berathung und Entscheidung nieder, welche von dem Präsidirenden und allen anwesenden Prälaten unter zeichnet wird. Sie vertheilen die Provinzen des Staates unter sich und Jeder stattet dann von den Geschäften der ihm überwiesenen Provinz der Versammlung Bericht. Ausgenommen waren hiervon die Legaten von Avignon, die Statthaltereien von Benevent in Neapel und Cenada im venetianischen Staate, welche daselbst unumschränkt herrschten. Ein gleiches Vorrecht genossen noch die Regierungen von Fermo und Spoletto. Die Prälaten dieser Congregation haben drei Viertel der Einkünfte des Palastes unter sich zu vertheilen, wovon es Jedem im Ganzen etwa 1000 Thaler, dem Secretär aber das Doppelte trägt.

Sixtus setzte ferner auch eine besondere Congregation für die Wasserbauten der Hauptstadt ein, welcher die specielle Sorge für die Flüsse, Ufer, Brücken u. s. w. übertragen war. Auch in dieser Congregation präsidirte der älteste Cardinal und berief die Mitglieder je nach Bedürfniß zur Versammlung.

Dieser ganz ähnlich setzte er eine andere Congregation für die Straßen, Fontainen und andere öffentliche Bauten ein, deren Chef der Cardinal-Kämmerling Seiner Heiligkeit war. Dieselbe führte die Aufsicht über die Aquaducte und Kanäle, vermittelst welcher das Wasser nach Rom geleitet war, wachte über die richtige Vertheilung desselben durch die Stadt, und über die Verschönerung und Reinlichkeit der Straßen, da dem Papste die Sorge für die Erhaltung der neuen Straßen, Gebäude, Wasserleitungen u. s. w. sehr am Herzen lag.

Die Congregation für öffentliche Beschädigungen rc. war in Hinsicht ihrer Geschäfte nicht viel verschieden von der Congregation der Consulta. Sie hatte die Klagen über erlittene Unbilden und Plackereien von Seiten der Beamten zu prüfen und durch vorläufige Ordonnanzen abzustellen. Daher stand sie auch unter demselben Vorsitze des Cardinal-Nepoten, wie jene, hielt abwechselnd mit jener in demselben Palaste ihre Versammlung, und bestand aus vier bis sechs Cardinälen, sechs Prälaten und einem Secretär, welche alle zugleich auch immer Mitglieder der Consulta waren.

Die Congregation für das Münzwesen war ebenfalls eine Einrichtung Sixtus V. Außer der Aufsicht über die inländischen Münzen hatte diese Congregation auch den Preis und Werth der ausländischen festzusetzen, zu welchem dieselben in dem Bereiche des Kirchenstaates Cours haben sollten. Sie bestand aus vier Cardinälen und einigen Kämmerern, welche der Papst ernannte. Der Vorsitzende berief dieselbe, je nachdem es die Geschäfte verlangten, zur Sitzung.

Endlich ist noch sehr bemerkenswerth die *congregatio consistorialis*, welcher die Vorarbeiten zu den in den Consistorien zu machenden Vorlagen und abzuhandelnden Geschäfte übertragen waren. Ihre Sitzungen unter dem Präsidium des Dekans des heiligen Collegii waren jedoch nicht periodisch, sondern richteten sich nach den vom heiligen Vater derselben mitgetheilten Materialien. Hierhin gehören Ankündigungen an die Bischöfe, Steuern auf Kirchengüter und andere dergleichen wichtige Sachen.

Diese hier aufgeführten zwölf Congregationen sind zum größten Theile erst von Sixtus V. gegründet, zum andern Theile aber wenigstens von ihm erweitert und vervollständigt worden. Er soll außer diesen noch drei Congregationen errichtet haben, welche aber von seinen Nachfolgern wieder aufgehoben und durch andere ersetzt worden sind. Wir wollen das Nothwendige davon hier noch mittheilen, obwohl es eigentlich unserm vorgesetzten Ziele fremd sein möchte.

Papst Clemens VIII. errichtete die congregatio examinis episcoporum, d. h. zur Prüfung Derjenigen, welche irgendwo zu einem Bischofe erwählt waren. Hierin nahm der Papst selbst am Examiniren der Candidaten Antheil, insbesondere im Civilrechte. Für die Theologie hatte er die Prüfung dem Cardinal Bellarmin übertragen. Diese Congregation wurde nur unter dem Vorsitze des Papstes gehalten, und besteht aus acht bis zehn Cardinälen, einer gewissen Zahl von Prälaten und einigen Doctoren der Theologie aus verschiedenen Orden. Jedoch wurden von dieser Prüfungscommission, um uns so auszudrücken, nur die Candidaten zu den Bisthümern Italiens berufen; alle anderen waren davon ausgenommen. Der Examinandus kniet auf einem Kissen vor dem Papste, welcher ihn fragt. Nach dem Papste ist jedes Mitglied der Congregation befugt, Fragen an denselben zu richten, und wenn er das Examen bestanden hat, so schreibt ein Secretär seinen Namen in ein Register. Wenn ein auswärtiger Bischof ein italienisches Bisthum übernehmen

will, so muß er sich demselben Examen unterwerfen, sofern er nicht auch Cardinal ist, denn diese sind davon eximirt.

Uebrigens machte aber die erhaltene Approbation nicht gleich Einen zum Bischof, sondern hier mußten erst noch viele Formalitäten durchgangen werden. Vor Allem mußte derselbe erst das Glaubensbekenntniß ablegen, und zwar in die Hand eines Cardinals, welchen man den Proponenten nannte und den ihm der Papst angab, um ihn dem Cardinalscollegium vorzuschlagen. Darauf wurden die Zeugen über den Zustand, in welchem sich die betreffende Diöcese befand, über Geburt, Character, Leben und Lebensart des Bisthumscandidaten vernommen und vereidigt.

Nach dieser Information befahl eben dieser Cardinal dem Auditor, welcher entweder einer von den Notaren des Cardinal-Vicars oder des Auditoren der Kammer war, den Verbalproceß anzustellen. Unterdessen brachte der Neuerwählte sein Doctordiplom und seine übrigen Titel und Privilegien, so wie auch seine Demissorialien, Certificate und Ordinationszeugnisse herbei.

Darauf mußte durch Zeugen nachgewiesen werden, ob der Erwählte aus legitimer Ehe stamme, ob seine Eltern niemals einer Ketzerei verdächtig gewesen und ob er dreißig Jahre alt gewesen sei, wie die canones des tridentinischen Concilii vorschreiben. Dann ward aber auch noch eine Untersuchung angestellt über die Beschaffenheit und über das Einkommen des zu besetzenden Bisthums; in welcher Provinz es liege, ob es unmittelbar vom Papst abhänge, oder ein Suffraganat eines Erzbisthums sei, welchen Territorialumfang es habe, wie viel Städte und Dörfer es zähle und wie stark es ungefähr bevölkert sei; wie viele Klöster sich darin befänden und welchen Reliquien daselbst eine besondere Verehrung zu Theil würde; wie hoch sich die jährlichen Einkünfte der betreffenden Kirche beliefen, wie stark die Zahl der Kanoniker und aller übrigen Kleriker wäre; ob sich ein Seminar daselbst befände und wie viel Nonnenklöster, Pfarreien und Glockenthürme u. s. w. in der Diöcese wären.

Der Proponent unterschrieb diese ganze Verhandlung und übersandte sie den drei ersten Cardinälen, um sie revidiren zu lassen, von wo sie unterzeichnet wieder in die Hände desselben Cardinals zurückkam, um daselbst niedergelegt zu werden. Im ersten geheimen Consistorium wurde nun der Gewählte präconisirt und im folgenden in einer lateinischen Rede, welche in aller Kürze das Wesentlichste des Informationsprocesses über das Leben und die Sitten des Candidaten enthielt, proponirt. Bevor aber der

Cardinal=Proponent des betreffenden bischöflichen Sitzes, um welchen es sich handelte, Erwähnung that, gab erst der Neucreirte zwei von ihm unterzeichnete Billete ab, durch welche er versprach, Alles, was dem Cardinale, der apostolischen Kammer, dem heiligen Collegium, den Beamten der Kanzelei u. s. w. gebühre, zu bezahlen. Einige Tage vor der Proposition des Candidaten schickte der Proponent einen Auszug des Informationsprocesses an seine sämmtlichen Confratres, um sich darauf vorbereiten zu können, welche Einwendungen sie gegen den Postulanten zu machen haben würden. War dieser nun proponirt, so wendete sich der Cardinal, welchem die Proposition oblag, zuerst gegen den Papst, dann gegen den Cardinal=Dekan, und fragte, ob sie gegen diese Proposition Einwendungen zu erheben hätten. Im Verneinungsfalle ertheilte der Papst sogleich das Ernennungsdecret zu dem zu besetzenden bischöflichen Stuhle und der Cardinal=Vice=Kanzler nahm davon Abschrift. Kraft dieses Decretes wurden von dem proponirenden Cardinale die oben erwähnten Billete ausgefüllt, und von ihm so wie vom Vice=Kanzler unterzeichnet und untersiegelt. Der Proponent empfängt dafür als Gebühren fünfzehn Procent von dem Einkommen des Bisthums, welche den Secretären der apostolischen Kanzlei zufielen, wenn der Papst selbst einen Bischof proponirte. (Dasselbe mußte auch in diesem Falle ein Cardinal bezahlen, wenn er nicht in Rom seinen Wohnsitz hatte und auch noch nie am dortigen Hofe längere Zeit gewesen war.) Dann begab sich der neue Prälat nach der Mittagszeit in bischöflicher Kleidung in den päpstlichen Palast, um dem heiligen Vater die Huldigung des Fußkusses darzubringen, und fuhr von da zu allen Cardinälen, beim Dekan angefangen, um ihnen seine Aufwartung zu machen.

Da Sixtus V. den größten Theil dieser Formalitäten angeordnet hat, so haben wir geglaubt, uns darüber etwas weitläufiger verbreiten zu dürfen. Indessen hat sie aber Clemens VIII. dermaßen umgeändert durch Weglassungen und Zusätze, daß er als der eigentliche Gründer dieser Congregation angesehen werden kann.

Eine andere, später von Gregor XV. (1622) errichte Congregation ist die berühmte congregatio de propaganda fide, deren heilsamer Zweck ist, durch alle erlaubte Mittel die Verbreitung des alleinseligmachenden katholischen Glaubens über den ganzen Erdkreis zu bewirken. Sie versammelt sich jeden ersten Montag im Monate unter dem Vorsitze des Papstes, und ist zu=

sammengesetzt aus mehreren Cardinälen, dem Staatssecretär Seiner Heiligkeit, einem protonotarius apostolicus, einem Richter, welcher der Regel nach auch Referent der einen oder anderen Sache ist, dem Assessor des heiligen Officii und einem Secretär der Congregation. Sie hat einen eigenen Palast von außerordentlicher Größe auf dem Dreifaltigkeitsplatze, worin sie oft die Convertiten von Rang und Bedeutung einlogirt. Auch arme Bischöfe werden darin aufgenommen und mit dem Nöthigen versehen.

Papst Urban III. gründete endlich auch noch eine congregatio immunitatum et controversiarum jurisdictionalium, d. h. eine solche, welche über die Freiheiten und Privilegien der Kirche, Kirchengüter und kirchliche Personen, und über Competenzstreitigkeiten der geistlichen Gerichte u. s. w. zu entscheiden hatte. Dieser Papst hatte das dringende Bedürfniß einer solchen Congregation tief gefühlt, als er noch Nuntius war, wo er oft in dergleichen Angelegenheiten die Entscheidung des Papstes einholen mußte, der die Sache aber jedes Mal erst besonders ernannten Commissarien vorlegte, wodurch sich die Geschäfte oft zum Nachtheile der Kirche sehr in die Länge zogen. Sie versammelt sich jeden Mittwoch in dem Palaste des ältesten Cardinals der Congregation. Außer diesen gehören noch dazu ein Auditor der Rota (ein Gerichtshof), ein Schreiber der apostolischen Kammer, ein Advokat und ein Refrendar. Der Präsident erhielt Besoldung.

Auch dürfen wir nicht mit Stillschweigen die von Clemens IX. (1669) eingesetzte Congregation wider den Mißbrauch der Ablässe und Reliquien übergehen.

Viertes Kapitel.

Sixtus V. und Elisabeth von England. Maria Stuart.

Während also Sixtus V. bemüht war, den Glanz der Kirche nach innen und noch außen zu erhöhen, bot die Königin Elisabeth von England nicht minder alle Kräfte auf, um eben diese Kirche in ihrem Reiche gänzlich auszurotten. Der Papst sah mit großem Kummer sein Ansehen in jenem bedeutenden Lande untergehen, konnte aber doch trotz seines Verdrusses und trotz aller seiner

Klagen bei den Ministern der auswärtigen Fürsten und in den Consistorien der Elisabeth als einer tüchtigen Regentin seine Achtung nicht versagen. Anderer Seits sprach auch diese mit Auszeichnung von Sixtus und pflegte oft zu sagen, daß, wenn sie sich einer längern Regierungsdauer dieses Papstes vergewissern könnte, sie auf Mittel sinnen würde, eine Annäherung an Rom wieder anzubahnen. Als diese Aeußerung dem Papste wieder hinterbracht wurde, fühlte er sich nicht wenig geschmeichelt und entgegnete, es schiene ihm fast nichts Ruhmvolleres für ihn zu geben, als mit dieser Regentin wieder in derselben Kirchengemeinschaft zu leben.

Allein alle noch so sehr bewunderten Thaten Elisabethens, welche ihre Regierung zu einer der glänzendsten in der politischen Geschichte Englands machen, können das Brandmal nicht verwischen, welches sie sich durch die fanatische Verfolgung der Katholiken, am meisten aber durch die Hinrichtung der unglücklichen Maria Stuart aufgedrückt hat. Da diese traurige Periode der englischen Geschichte mit der Regierung Sixtus V. zusammenfällt, so wollen wir um derjenigen Leser willen, denen diese Begebenheit unbekannt oder nicht mehr im Gedächtnisse ist, dieselbe in Kürze mittheilen.

Maria Stuart war die Tochter Jakob's V., Königs von Schottland. Ihr Erbtheil war eine wundervolle Schönheit des Körpers und des Geistes, und ein Leben voll bitterer Erfahrungen, Leiden und Unglück, welches durch theilweise eigene Schuld noch vermehrt wurde. Ihr großer Eifer für die katholische Religion, ihre Anhänglichkeit an die altehrwürdigen Gebräuche der römischen Kirche, verbunden mit ihrer kindlich-christlichen Ehrfurcht vor dem Papste haben ihr die Freiheit und zuletzt sogar das Leben gekostet, was selbst protestantische Geschichtschreiber nicht ganz zu leugnen wagen, obschon sie Elisabeth zu entschuldigen, ja wohl gar zu rechtfertigen suchen.

Durch die Ränke des Grafen Murray, ihres natürlichen Bruders, und der abtrünnigen Schotten auf die empörendste Weise gezwungen, der Regierung zu entsagen (1567) und ihrem kaum einjährigen Sohne Jakob VI. den Thron abzutreten, suchte sie nach einem mißlungenen Versuche, durch ein schnell zusammengebrachtes Kriegsheer den abgezwungenen Thron wieder zu erobern, eine Zuflucht in England bei ihrer Verwandtin, der Königin Elisabeth. Allein diese, statt einer Hülfesuchenden den nöthigen Schutz gegen ihre Feinde zu gewähren, hörte mehr auf die Stimme ihrer protestantischen Räthe, als auf die der

Großmuth, welche sonst stets das Eigenthum einer großen Seele ist. Unter dem gleißnerischen Versprechen, für ihre Wiedereinsetzung auf den schottischen Thron thätig zu sein, ließ Elisabeth die flüchtige Königin Maria von Carlisle, wohin sie am 16. Mai 1568 auf einem Fischerkahne entkommen war, nach dem Schlosse Bolton in der Grafschaft Yorkshire bringen und — gefangen halten. So war Maria Stuart also den schlimmen Händen ihrer schottischen Feinde entgangen, um in die noch viel schlimmeren eines stolzen und eifersüchtigen Weibes zu fallen.

Von dieser Zeit an bis zu ihrem unglücklichen Ende war Maria neunzehn Jahre lang die Gefangene ihrer Verwandtin Elisabeth.

Alle Versuche, welche fast sämmtliche Fürsten des Continnents machten, die Freilassung der unglücklichen Königin von Schottland bei Elisabeth zu bewirken, dienten nur noch dazu, ihren Haß gegen dieselbe zu vermehren und Befehle zur verdoppelten Härte gegen die Gefangene zu geben.

Wir wollen die traurige Periode ihrer langen Gefangenschaft, welche mit Empörungen, Kämpfen, Intriguen und Hinrichtungen in beiden Königreichen angefüllt war, übergehen. Elisabeth ließ endlich, nachdem Maria aus einem festen Schlosse in das andere geschleppt worden, das sogenannte Rechtsverfahren gegen sie einleiten. Sie wurde der Theilnahme an einer Menge entdeckter und vereitelter Verschwörungen gegen das Leben der Königin Elisabeth, von denen nicht einmal durch das Gerücht etwas in die Mauern ihres Kerkers gedrungen war, beschuldigt und von dem eigens dazu zusammengesetzten Gerichtshofe wegen des Verbrechens der beleidigten Majestät zum Tode verurtheilt, welches Urtheil das Parlament in London bestätigte.

Als der unglücklichen Königin von Schottland dieses schreckliche Urtheil bekannt gemacht wurde, hörte sie es mit Fassung und Entschlossenheit an. Sie dankte sogar dem Verkündiger desselben mit Freundlichkeit und Anmuth und bedauerte, daß sie wegen ihrer gegenwärtigen Armuth, in welche sie die Umstände gebracht hätten, seine Bemühung nicht nach Gebühr belohnen könne. Sie fühlte kein Bedauern, ein vergängliches Reich mit dem Besitze einer ewigen Krone vertauschen zu können.

Auf diese Schreckensnachricht sandte der König Heinrich III. von Frankreich eiligst einen außerordentlichen Gesandte nach England, um diesen Schlag von der Königin von Schottland, seiner Schwä-

gerin, abzuwenden. Demselben waren die gemessensten Instructionen gegeben, auf alle Anklagepunkte mit widerlegenden Beweisen zu antworten, und es überall bekannt werden zu lassen, daß er im Namen des Königs von Frankreich, seines Herrn, die Rettung der Maria Stuart begehre.

In Rom brachte die Kunde von diesen Ereignissen viel Bestürzung hervor. Die Cardinäle von der französischen Partei baten den Papst um die Anordnung vierzigstündiger Gebete in allen Kirchen der Stadt, um Gott um den Beistand seiner Gnaden zu dem Wirken des französischen Gesandten in einer für die christliche Kirche so höchst wichtigen Angelegenheit anzuflehen. Sixtus bewilligte es und gab dem Cardinal-Vicar die Weisung, in allen Kirchen bei diesem Gebete das allerheiligste Sacrament aussetzen zu lassen, obschon er für sich die feste Ueberzeugung hatte, daß die Rettung der Königin von Schottland wohl nicht der Hauptgrund der Sendung des Herrn von Bellievre nach London, vielmehr nur der Vorwand sei, um mit Elisabeth ganz andere und für Frankreich wichtigere Unterhandlungen anzuknüpfen. Er konnte darüber auch eine Bemerkung gegen den Cardinal Farnese nicht unterdrücken: „Ich habe die Ueberzeugung" — meinte er — „daß die Dinge ganz anders sind, als sie scheinen." Man erfuhr auch bald, daß die Bemühungen dieses Gesandten für die gefangene Königin von Schottland fruchtlos geblieben waren, und Viele in Rom meinten daher, jener sei nur über das Meer gereist, um ihr Verderben zu beschleunigen. Niemand habe aber wohl dieses große politische Geheimniß tiefer durchschaut, als Sixtus.

Die geheime Instruction des Herrn von Bellievre hatte in der That noch ganz andere Dinge zum Gegenstande, als die Befreiung der Königin Maria. Ihr Zweck war, Elisabeths Einfluß auf Heinrich von Navarra, den Prinzen von Condé und auf den Marschall Türenne dahin zu lenken, daß dieselben zu einem Friedensvertrage mit Heinrich III. bewogen würden, und auszuforschen, welche Gesinnungen und Absichten die Königin von England in Betreff eines zwischen einigen protestantischen Fürsten Deutschlands und ihr beabsichtigten Schutz- und Trutzbündnisses hegte. Indessen entschuldigte ihn Sixtus dieserhalb einigermaßen, indem er meinte, der Bürgerkrieg, von welchem sein armes Reich jetzt zerrissen und zerfleischt würde, erlaubten es Heinrich nicht, gegen England eine drohende Sprache zu führen, und seine eigene Krone müsse ihm lieber

sein, als die einer Verbündeten, die er doch nicht retten könnte.

Die Vollziehung des Todesurtheils an der ebenso liebenswürdigen als unglücklichen Maria Stuart verzögerten die Unterhandlungen des französischen Gesandten, wie manche glaubten, noch um zwei Monate und die blutgierigen Feinde derselben besorgten schon, daß die Höflichkeiten, Bitten und Anerbietungen des Königs von Frankreich den Entschluß der Königin Elisabeth wankend machen würden. Diese Befürchtung theilten nicht bloß die protestantischen Minister, sondern auch die hervorragendsten Mitglieder des Parlaments. Diese erbebten schon vor dem Gedanken, daß im Falle der Freilassung Maria's und des Todes der Elisabeth erstere, die an und für sich schon rechtmäßige, Königin von England werden würde, welche dann alle Rache gegen ihre Feinde sowohl aus Haß gegen die Protestanten als auch aus Bitterkeit wegen ihrer langen harten Gefangenschaft ausüben werde.

Diese unversöhnlichen Feinde nun — wir können besonders Lyncestre und Cecil als solche nennen — waren unermüdlich, der Königin Elisabeth die dringendsten Vorstellungen zu machen, daß sie auf die allgemeine Stimme des Landes, welches das von einem so hohen und achtungswerthen Gerichtshofe gefällte Urtheil vollkommen billige, nicht beachte und dadurch die Unzufriedenheit im Volke und unter den Adeligen nur vermehre. Elisabeth wußte sich sehr den Anschein des Widerstrebens zu geben, und willigte endlich in die Vollstreckung des ebenso unglückseligen als ungerechten Todesurtheils mit einer Miene ein, welche glauben machen sollte, wie überaus schwer ihr dieser Schritt geworden wäre.

Sie gab ihrem Staatssecretär Davison den Befehl, die Ordre zur Vollstreckung des Urtheils auszufertigen; und nachdem sie dieselbe unterzeichnet hatte, sandte sie ihn damit zum Staatskanzler, um das Siegel darunter drücken zu lassen.

Das böse Gewissen macht aber die stärksten Geister schwankend. Am anderen Tage schickte Elisabeth nach einer sehr unruhigen Nacht sogleich wieder zu Davison die Weisung, die Ausführung ihrer Befehle noch bis auf Weiteres zu verschieben. Man sagt, der Traum einer in ihrem Kabinet mit ihr schlafenden Kammerfrau habe sie sehr beunruhigt. Jene habe nämlich im Traume das Haupt der Maria Stuart und gleich darauf auch das Haupt ihrer eigenen Herrin durch dasselbe Schwert

fallen sehen. Mag an dem Traume wahr sein was da will — so viel ist gewiß, daß Elisabeth zu Davison sandte, aber zu spät. Das Urtheil war untersiegelt und Davison übergab es nach dem Rathe der Staatsräthe den Vollstreckern, den Grafen Shrewsbury, Kent, Derly und Cumberland.

Shrewsbury und Kent eilten damit sofort nach Fotheringhay, wo Maria im engsten Gewahrsam gehalten wurde. Es war am 7. Februar 1587. Mit gottergebener Ruhe, ohne eine Miene der Angst oder des Entsetzens zu zeigen, hörte die unglückliche Gefangene die schreckliche Botschaft, sich Morgen früh acht Uhr auf ihren letzten Gang bereit zu halten. „Ich habe Gott dem Herrn" — sagte sie — „vielen Dank zu sagen, daß man mich für fähig gehalten hat, seine heilige allein wahre Religion in England wieder herstellen zu können." Sie bat sich dann die Erlaubniß aus, noch einige Briefe an den König von Frankreich, an die Königin Mutter, an den Herzog und die Herzogin von Guise zu schreiben, was ihr bewilligt wurde. Viele wollten wissen, daß sie auch an Sixtus V. folgendes geschrieben habe: sie freue sich des Ruhmes, für den katholischen Glauben sterben zu sollen, in welchem alle ihre gekrönten Vorgänger gestorben seien — allein dieses scheint sehr unwahrscheinlich zu sein, da nirgends davon Erwähnung geschieht. Ihre andere Bitte um einen kurzen Aufschub, damit sie erst ihre Sachen gehörig in Ordnung bringen könne, wurde vom Grafen Shrewsbury verweigert: „Nein, Lady," — antwortete er kalt und barsch — „man wird Euch keinen Aufschub gewähren; Ihr steht am Rande des Grabes; haltet Euch auf morgen früh acht Uhr bereit; man wird keine Stunde zugeben."

Nachdem sie ihre Briefe geendigt hatte, warf sie sich vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und sagte Gott Dank für alle die Gnaden, mit denen er sie in ihren Leiden getröstet habe, worunter sie auch den Tod zählte, welchen sie bald erleiden sollte. Vorher hatte sie ihre gesammte Dienerschaft eintreten lassen, welche weinend und schluchzend vor ihr niederknieten und sie herzlich um Vergebung baten, wenn sie von ihnen wissentlich oder unwissentlich auf irgend eine Weise beleidigt worden wäre. Statt von ihnen in ihrem Verhängniß getröstet zu werden, hatte sie Geistesgröße genug, diesen selbst noch Trost einzusprechen. Sie theilte nun ihre wenigen Habseligkeiten unter dieselbe aus, und bedauerte es nur, daß sie nicht im Stande wäre, sie, wie sie es für ihre Treue verdient hätten, königlich zu belohnen, gab ihnen aber noch Empfehlungsschreiben an ihren Sohn den König Ja-

kob von Schottland und ihre anderen Verwandten, und nahm den zärtlichsten Abschied von ihnen. Die Nacht brachte sie, nachdem sie noch ruhig zu Abend gespeist und einige Stunden wohl geschlafen hatte, im Gebete zu.

Sie bat nun um den Beistand eines katholischen Beichtvaters. Man verweigerte ihr aber denselben und wollte ihr dagegen einen protestantischen Geistlichen aufdringen, indem man noch die beleidigende Aeußerung hinzufügte, daß sie schon längst den römischen Narrenspossen hätte entsagen sollen. Sie wies denselben jedoch entschieden zurück, und nahm dann eine consecrirte heilige Hostie, welche sie mit Erlaubniß der Päpste Pius V. und Sixtus V. für den entscheidenden Augenblick aufbewahrt hatte.

Am Morgen des verhängnißvollen Tages kleidete sie sich sehr prächtig in ein langes schwarzsammtenes, mit Gold reich und geschmackvoll gesticktes und mit Perlen und Edelsteinen dicht besetztes Oberkleid. Von ihrem Haupte wallte ein weißer, kostbarer, durchsichtiger Schleier fast bis zur Erde herab. An ihrer Seite hing ein Rosenkranz und auf ihrem Herzen trug sie ein kleines Cruzifix, welche Zeichen der Gottesfurcht und Andacht die Minister ihr noch aus jener Ehrfurcht, die ihnen ihre ganze Erscheinung einflößte, nicht zu nehmen wagten, obschon sie ihnen ein widerwärtiger Anblick waren.

Gestützt auf die Schultern zweier Diener, weil sie seit längerer Zeit schon an einer großen Schwäche in den Beinen litt, trat sie aus ihrem Zimmer heraus, nachdem ihr der Sherif der Grafschaft angekündigt hatte, daß es Zeit sei. Sie war gefolgt von ihren wenigen Hausbedienten und Dienerinnen, welche die sie begleitenden Grafen von dem Eintritte in die schwarz ausgeschlagene Halle, worin das Blutgerüst errichtet war, abhalten wollten, und von denen nur einige auf dringendes Bitten der Königin zugelassen wurden, um Zeugen ihres Todes zu sein. Sobald sie auf der Blutbühne war, setzte sie sich auf einen bereitstehenden Stuhl; dann wurde ihr noch einmal das Todesurtheil vorgelesen, dessen schrecklichen Worte schaurig in dem weiten düstern Todessaale widerhallten, so daß die härtesten Herzen im Innern erbebten. Maria allein hörte sie ruhig und gottergeben an, und betheuerte dann noch einmal hier im Angesichte des Todes, daß sie der Königin Elisabeth weder jemals nach dem Leben noch nach der Krone gestrebt habe.

Am meisten wurden ihre letzten Augenblicke noch verbittert durch

die Zudringlichkeit des Dechanten von Peterborough, der zunächst gelegenen Stadt, welcher alle seine Beredtsamkeit aufbot, sie „aus den Klauen des Teufels zu retten,“ und ihr die große Gnade anzupreisen, welche Elisabeth ihr dadurch zu Theil werden lasse, daß sie noch jetzt für ihre Bekehrung sorge; da es jetzt noch in ihrer eigenen Gewalt stehe, ob sie als wahre Christin zu den Seligen, oder als Anhängerin des Aberglaubens zu den Verdammten eingehen wolle.“ Maria ersuchte ihn jedoch, sie und sich selbst nicht weiter mehr zu belästigen, da sie fest entschlossen sei, in dem alleinseligmachenden römisch-katholischen Glauben zu sterben, um dessentwillen sie doch eigentlich alle Verfolgungen und selbst diesen Tod erleide. Darauf legte sie, nachdem sie vorher erst noch einmal auf ihren Knieen für das Heil der katholischen Kirche, für ihren Sohn, den König Jakob und selbst auch für Elisabeth inbrünstig gebetet hatte, mit Hülfe ihrer Kammerfrauen den Schleier ab, und entblößte ihren Hals und Nacken, deren blendende Weiße Alle mit Bewunderung und tiefem Mitleide erfüllte, ließ sich darauf von ihrer weinenden Kammerfrau ein Tuch vor die Augen binden, küßte wiederholt ihr Cruzifix inbrünstig, kniete nieder und legte selbst ihr schönes Haupt auf den gefühllosen Block, während sie laut die Worte: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!“ wiederholte. Der Scharfrichter selbst war von der Anmuth seines Schlachtopfers und von innerer Wehmuth so ergriffen, daß sein Arm die gewöhnliche Sicherheit verlor. Erst nach zwei bis drei gewaltigen Streichen war das königliche Haupt vom Rumpfe getrennt und Elisabeth's Königsmord vollendet.

Die Protestanten verbrannten Alles, was mit ihrem Blute bespritzt war, ihre Kleider, das schwarze Tuch, sogar die Bretter des Gerüstes, „damit man nicht etwa Reliquien daraus mache.“

So starb also die unglückliche Maria Stuart in einem Alter von vierundvierzig Jahren, wovon die Hälfte in einem Meere von Unglück und Jammer verzehrt war, nach einer mehr als achtzehnjährigen drückenden Gefangenschaft. Ihre unvergleichliche Schönheit flößte, durch die Eindrücke eines langjährigen Kummers und durch die Heldenkraft, mit der sie ihre fast übermäßigen Leiden ertragen hatte, mehr veredelt, als verwelkt, verbunden mit einem angeborenen milden und doch majestätischen Wesen, selbst ihren erbittertsten Feinden noch eine Art scheuer Ehrfurcht ein.

Ein paar Briefe von den Päpsten Gregor XIII. und Sixtus V. waren ihr einziger Trost, ihr einziges Labsal in ihrer langen, kummervollen Einsamkeit, wohin kein theilnehmendes Wort eines Freundes dringen konnte. Einer von des Letzteren Briefen war Elisabethen in die Hände gerathen, denn es war mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden, durch die Wachen und Mauern bis zur gefangenen Maria einen heimlichen Brief zu bringen. Elisabeth las denselben wiederholt und mit großem Interesse, obschon er eben für sie nicht sehr schmeichelhaft, und mit Tröstungen und Aufmunterungen zum standhaften Festhalten am Glauben für jene unglückliche Königin erfüllt war, gegen welche Elisabeth einen tödtlichen Haß fühlte. Allein ihre Achtung für Sixtus V. stieg dadurch noch mehr, so daß sie sich zu Demjenigen, welcher ihr diesen Brief übergeben hatte, mit den Worten wendete: „Die Königin von Schottland thut sehr unrecht, sich über eine Gefangenschaft zu beklagen, in welcher sie eine Wonne genießt, nach der ich mich vergebens sehne." Denn so gern sie auch mit dem Papste in engern Verkehr getreten wäre, so fürchtete sie doch, Unzufriedenheit und Unruhen im Parlamente und beim Volke dadurch zu erregen.

Die Nachricht von diesem feierlichen Königsmorde erfüllte alle fühlenden und edlen Herzen ganz Europa's mit Entsetzen und Abscheu. Der päpstliche Nuntius am Hofe von Paris schickte sogleich einen expressen Kurier nach Rom. Der Papst hatte eben zu Abend gespeist und sich in eine Fensternische gelehnt, als der Cardinal Montalto mit den Depeschen des Nuntius aus Frankreich eintrat. Sixtus sah ihn unverwandten Blickes an, als derselbe den Hergang des blutigen Dramas, welches in England so eben beendigt worden war, referirte, schlug dann plötzlich sehr heftig mit der Hand auf das Fenstergesimse und wandte sich mit einem tiefen Seufzer aber schweigend ab.

Die Königin von England fühlte es wohl, daß diese That als ein ewiger Schandfleck in ihrer Regierung sowohl als in ihrem Character von der Mit- und Nachwelt werde betrachtet werden, und suchte deshalb ihre Schuld vor der Welt möglichst zu mindern. Sie heuchelte daher eine tiefe Betrübniß darüber, legte Trauerkleider an, und wälzte alle Schuld auf die allzugroße Eilfertigkeit ihres Secretärs Davison. Sie ließ diesen auch ins Gefängniß setzen, ihm den Prozeß machen, weil er über ihre Befehle hinausgegangen sei und mit Verlust seines Amtes in eine sehr namhafte Geldbuße von zehntausend Pfund

Sterling verurtheilen. Allein man muß diese grobe Finte belächeln, wenn man den Contrast betrachtet, in welchem zu dieser scheinbaren Trauer die Freudenfeste und das fröhliche Glockengeläute der Hauptstadt London über den Tod Maria's stehen; noch mehr, wenn es wahr ist, daß Davison in einer besonderen Apologie sich bei allen europäischen Höfen über sein Benehmen gerechtfertigt und dargethan hat, daß er nichts ohne den ausdrücklichen Befehl seiner Herrin in einer so höchst wichtigen Sache unternommen habe. Sie hatte sich dadurch auch den Unwillen fast aller Fürsten Europa's zugezogen, daß sie, selbst ein gekröntes Haupt, so rücksichtslos die unverletzliche Würde der Majestät verletzt und allen Unterthanen ein gefährliches Beispiel gegeben habe.

In Rom machte sich bei dem Volke die Entrüstung über diese schmähliche Handlung der Elisabeth bald durch Satyren, Schmähschriften, Pasquillen, Carrikaturen ꝛc. Luft. Besonders wurden darin ihre erheuchelte Trauer und ihre gleißnerischen Thränen hart mitgenommen. Sixtus verbot indessen diese öffentlichen Schmähungen bei Galeerenstrafe wegen des hohen Ranges, und anderer achtbarer Vorzüge der Königin, wenn schon sie auch eine Ketzerin sei.

Als Elisabeth diese Rücksichtnahme des Papstes für ihre Person hinterbracht wurde, vermehrte sich auch ihre persönliche Achtung für ihn. „Er ist ein großer Regent," — äußerte sie wiederholt gegen ihre Vertrauten — „trotzdem, daß er Papst, und deswegen mein geborener Feind ist."

Diese Aeußerungen gegenseitiger persönlicher Hochschätzung, die aber bei Sixtus V. durch den unglücklichen Tod der Maria Stuart bedeutend herabgestimmt worden war, gaben zu allerlei Muthmaßungen Anlaß. Die phantasiereichen Römer träumten schon von einer intimen Correspondenz zwischen dem Papste und der Königin von England, und obschon die große Masse von Spionen jede laute Aeußerung darüber im Busen vergrub, so gab es doch immer noch Verwegene, welche ihrem Humore durch Pasquillen Luft machten. So erschien eines Morgens auf den Straßen ein Bildchen, worauf ein wohlgeputzter, galanter Reiter eiligst zum Thor hinausritt. Auf die Frage: „Wohin?" — stand darunter die Antwort: „Nach England mit einem Briefchen von Seiner Heiligkeit an Elisabeth."

So hoch aber Sixtus in Elisabeth die Regentin

achtete, so gering achtete er ihre Person als Mensch, besonders nach der letzten gewaltsamen Katastrophe[1]).

Fünftes Kapitel.

Verhaftung des Erbprinzen von Parma in Rom. Seine Freilassung. Sixtus wird von einem hartnäckigen Fieber befallen. Genesung. Hinrichtung zweier Edelleute wegen ihrer Verbindung mit einem Banditenführer. Harte Bestrafung zweier päpstlichen Beamten wegen Fälschung.

Der älteste Sohn des großen Herzogs Alexander von Parma, welcher in Flandern so glorreich für den Glauben kämpfte, kam um jene Zeit nach Rom und trat bewaffnet in den päpstlichen Palast, was doch Sixtus überhaupt sehr streng verbten hatte. Dieser junge Prinz glaubte sich über ein Gesetz, welches er nur für eine polizeiliche Maßregel hielt, von Standeswegen erhoben zu sehen. Dem Papste durfte aber kein Fremder aus den Augen gelassen werden. Er hatte auch nicht sobald das Benehmen des jungen Prinzen von Parma erfahren, als er ihn auch sogleich, wie er war, in dem päpstlichen Vorzimmer verhaften ließ, da er eben im Begriffe war, Seiner Heiligkeit durch den Fußkuß seine Huldigung darzubringen. Der Ort, an welchem er mit seinen Waffen ergriffen wurde, vermehrte noch seine Schuld, und so wurde er ohne weitere Umstände durch einen Polizeihauptmann mit Hülfe einiger Polizisten in einen Wagen spedirt und auf die Engelsburg gebracht.

Diese Verhaftung machte in Rom kein geringes Aufsehen, und brachte besonders bei den Freunden und Bekannten des Cardinals Farnese große Bestürzung und Unruhe hervor.

1) Die Geschichtschreiber sind über Maria Stuart je nach ihrem religiösen Standpunkte sehr getheilter Meinung. Daß die Geschichte überhaupt aber von den älteren protestantischen Schriftstellern nur zu ihren Zwecken ausgebeutet, mithin höchst parteiisch behandelt worden ist, haben selbst protestantische Historiker zugegeben und aufgedeckt. Mag das Leben der Maria Stuart in ihrer Jugend auch nicht von Verirrungen frei gewesen sein, so hat aber doch die unparteiische Geschichtsforschung zur Evidenz erwiesen, daß die ihr angeschuldigten Verbrechen falsch und erlogen waren. Für die Fehler ihres jugendlichen Leichtsinnes hat sie übrigens so hart gebüßt, wie kaum je ein Anderer. A. d. H.

Sie eilten zum Papste mit den dringendsten Vorstellungen und Bitten um Gnade für ihn, da ja dadurch der glorreiche Name des so hoch verdienten Vaters mit unverdientem Schimpf bedeckt würde. Es sei wahrlich kein Ruhm, wegen eines so geringen Vergehens in den Gefängnissen des heiligen Stuhles und auf Befehl des heiligen Vaters den Erben eines Thrones festzuhalten, während der Vater desselben mit eben so viel Religionseifer als Muth und Tapferkeit für das Glück und Wohl der Kirche kämpfe. Auswärtige Prinzen seien auch nicht verbunden, sich den Gesetzen eines Landes zu unterwerfen, welche nur gegeben seien, um das gemeine Volk im Zügel zu halten; der Fehltritt dieses jungen Prinzen aber sei mehr der Lebhaftigkeit und Unbesonnenheit seines Temperaments als einer böswilligen Absichtlichkeit zuzuschreiben und selbst im Falle, daß er mit Bewußtsein gefehlt habe, so seien doch seine Jugend und die großen Dienste seines Vaters wohl in Anschlag zu bringen und machten ihn der Verzeihung würdig.

„Wenn es irgend Jemand gibt, welcher erlauchten Personen die ihnen gebührende Anerkennung und Achtung erweist, so bin ich es" — antwortete Sixtus auf diese Vorstellungen — „und zwar ohne noch die besondere Hochachtung zu haben, welche ich gegen den Herzog von Parma hege. Aber ebenso zuwider sind mir auch jene Leute, welche dumme Knabenstreiche machen; und ich würde meinen eigenen Sohn in diesem Falle ebenso behandelt haben, als den Prinzen Farnese. Lieber will ich meiner dreifachen Krone entsagen und mich in das Kloster zurück begeben, als dulden, daß meine Gesetze verachtet werden, welche ich für Alle ohne Ausnahme gegeben habe. Eine gekrönte Person ist außerhalb ihrer Staaten ebenso wenig unabhängig, als das jugendliche Alter Jemanden vor verdienter Züchtigung und Strafe sichert. Der Herzog von Parma ist ein Vasall des heiligen Stuhles; und wenn er es auch nicht wäre, so ist es schon genug, daß der Prinz hier in Rom sich gegen meine Anordnungen vergangen hat."

Die Bittsteller wußten gegen diese Gründe nichts mehr einzuwenden und wurden mit dieser Antwort entlassen.

Voll Besorgniß, daß der Papst in seiner ersten Hitze mit bekannter Unbeugsamkeit das Urtheil sprechen werde, war der Cardinal Farnese kaum nach Hause gekommen, als ihn auch die Unruhe schon wieder in den Vatikan zurücktrieb, seine eindringlichsten Bitten zu verdoppeln und dem Papste keine Ruhe

zu lassen, bis er die Freiheit seines Neffen wieder erwirkt hatte. Sixtus hatte diesen Sturm auf sich schon vorausgesehen und gab dem Cardinal Farnese ohne längeres Zögern einen schriftlichen Befehl an den Statthalter, den gefangenen Prinzen zwei Stunden nach dem Einbruche der Nacht in die Hände des Cardinals zu überliefern. Farnese verlor nun keinen Augenblick, um diesen Befehl in eigener Person zum Gouverneur in die Engelsburg zu bringen, Postpferde zu bestellen und zur bestimmten Stunde seinen Neffen aus den Händen des Statthalters in Empfang zu nehmen, der nun seiner Seits mit einer solchen Hast und Eile aus Rom fuhr, daß er schon in dreißig Stunden wieder in den Staaten seines Vaters war.

Während der ungemein großen Sommerhitze dieses Jahres wurde Sixtus von einem bösartigen Fieber ergriffen, welches ihn sieben Tage in Zimmer und Bett bannte und dessen Hartnäckigkeit den Aerzten schon die Hoffnung auf seine Wiederherstellung zu nehmen anfing. Diese Nachricht erregte nun allerdings unter den Cardinälen keine große Betrübniß; im Gegentheil hätten die meisten lieber seinen Tod als seine Wiedergenesung berichten gehört, um wieder in den Besitz des Ansehens und Einflusses zu gelangen, welchen er ihnen entrissen hatte; da er selbst alle wichtigen Geschäfte ohne ihre Mitwirkung abthat und sie — wie sie meinten — nicht anders denn als seine Bedienten und Sclaven behandelte.

Indessen verhinderte die Größe des Uebels ihn doch nicht, sich noch immer fortwährend mit den Regierungsangelegenheiten zu beschäftigen, und obschon die Aerzte ihm die größte Ruhe empfohlen hatten, so erließ er doch nichts desto weniger neue Befehle und Anordnungen und ließ alle Tage den Statthalter von Rom und andere hohe Staatsbeamten vor sich kommen, um sich von ihrer Wirksamkeit in ihren Aemtern Rechenschaft geben zu lassen und ihnen neue Instructionen zu ertheilen. Der Cardinal Montalto bat ihn wiederholt und inständigst, sich zu schonen und seinem Körper so wie seinem Geiste nur auf einige Tage Ruhe zu gönnen, weil diese beständigen geistigen Anstrengungen ihn noch mehr schwächten, als die Krankheit selbst. „Sie müssen wissen, mein Herr Neffe,“ — antwortete Sixtus dagegen — „daß ein Regent das Commando nur mit seinem Leben aus den Händen geben darf, gleich der Nachtigal, welche bis zu ihrem Tode singen soll.“

Vor Allem gab er dem Cardinal-Nepoten die Weisung, seine

Spione in Rom zu verdoppeln, um gerade in dieser Zeit der Furcht oder der Hoffnung seine wahren Freunde und Feinde, die Zufriedenen und die Unzufriedenen recht kennen zu lernen. Montalto kam seinen Befehlen auch auf das Pünktlichste nach; allein Niemand wagte es, seine wahren Gesinnungen auszusprechen, aus Furcht, der Papst möchte sich bloß so krank stellen und Diejenigen, welche ihn am meisten haßten, waren gerade die eifrigsten Theilnehmer an den öffentlichen Andachten, welche man für seine Genesung in allen Kirchen Roms unter Anbetung des hochwürdigsten Sacramentes angestellt hatte. Uebrigens untersagte er alsbald dieselben, indem er gegen seinen Neffen äußerte: „Diese außerordentlichen Gebete machen das Volk glauben, es sei mit mir bald zu Ende; und ich habe im Gegentheile Ursache zu wünschen, daß man mich auch noch einige Zeit nach meinem Tode für lebend halte."

Einmal hatte sich des Papstes in seiner Krankheit eine solche Mattigkeit bemächtigt, daß er in einen sehr tiefen Schlaf fiel und aussah, als ob er schon verschieden sei. In diesem Zustande der Ohnmacht traf ihn sein Leibarzt und, um sich zu überzeugen, ob er todt sei oder in einer bloßen Ohnmacht liege, berührte er mit seinen Fingern die Nasenspitze, ob noch etwas natürliche Wärme wahrzunehmen sei. Davon erwachte Sixtus wieder, und wie wenn er einen bösen Traum gehabt hätte, fuhr er den Arzt so zornig und heftig an, als es nur seine Schwäche zuließ. „Wie! Sie unterstehen sich, an die Nase des Papstes zu fühlen?" — Der arme Mann wurde dadurch von einem so großen Schrecken überfallen, daß er, unvermögend eine Entschuldigung heraus zu stammeln, nach Hause ging, sich in's Bett legte und nach wenigen Tagen, noch ehe der Papst selbst wieder gesund geworden war, einem heftigen Fieber erlag, welches ihm der Schrecken und die Angst, sich des Papstes Ungnade und Zorn zugezogen zu haben, verursacht hatte.

Diese Krankheit veränderte aber nicht das Mindeste an der Strenge oder Schnelligkeit des Papstes in seiner Gerechtigkeitspflege. Zwei arme Edelleute, welche der Verbindung oder wenigstens des Verkehrs mit einem sehr berüchtigten Banditen angeklagt waren, wurden hingerichtet. Benedetto Mangone Devali war jener verwegene Räuberhauptmann, ein Mensch aus der Hefe des Volkes, welcher sein Unwesen in den Umgebungen Neapels trieb, aber oft seine Raub- und Mordzüge bis in die Grenzdörfer des Kirchenstaates ausdehnte. Endlich

wurde man seiner aber doch habhaft und er mußte seine Verbrechen in Neapel mit dem Rade büßen, nachdem er erst vorher alle dieselben bekannt, auch seine Mitschuldigen namhaft gemacht und unter diesen jene beiden Adeligen als diejenigen bezeichnet hatte, welche stets sein Entkommen aus den Händen der Justiz bewirkt hätten.

Der Statthalter von Rom hatte sie auf die Anzeige der neapolitanischen Behörden in's Gefängniß bringen lassen, und fand bei der Untersuchung mehr als hinlängliche Beweise ihrer Schuld, um sie nach dem Gesetze zum Tode zu verurtheilen; jedoch aus Mitleiden gegen ihre Familien verzögerte er die Vollstreckung des Urtheils noch während der Krankheit des Papstes, um ihren Verwandten dadurch Zeit und Gelegenheit zu geben, ihre Begnadigung zu erwirken. Sixtus hatte aber nicht sobald diesen Aufschub erfahren, als er auch gegen den Gouverneur in großen Zorn gerieth und ihm mit seiner ganzen Ungnade drohte, wenn er ferner wieder soviel Lauheit in Handhabung der Gerechtigkeit bewiese. Die Unglücklichen wurden darauf enthauptet, trotz aller Anstrengungen mehrerer Gesandten und einer großen Menge von römischen Rittern, ihnen das Leben zu retten.

Mehr aber noch als hierdurch und durch alle anderen strengen Urtheile wurde der römische Hof in Trauer und Bestürzung versetzt durch die harte Strafe, welche den Signore Bellochio, päpstlichen Speisemeister und den Signore Gualterucci, Chef des Collegii der apostolischen Secretäre, traf, bei denen Letzterer im größten Ansehen stand und einen großen Einfluß hatte, da er wegen seiner langjährigen treuen Dienste die besondere Gunst und das Vertrauen des Papstes besaß. Beide wurden nebst noch einem Secretär zu den Galeeren verurtheilt. Bellochio starb auf denselben nach wenigen Monaten aus Gram, daß ihm die Fürbitte des ganzen Hofes keine Begnadigung hatte erwirken können.

Dieser unglückliche Mann hatte die unbegreifliche Unbesonnenheit gehabt, das päpstliche Staatssiegel, den sogenannten Fischerring zu mißbrauchen, um ein von ihm unterschobenes falsches Breve zu untersiegeln, um welches er den Papst bisher umsonst wiederholt gebeten hatte, weil dieser die Gewährung der Bitte für ungerecht hielt. Bellochio beabsichtigte nämlich, ein prachtvolles Palais in seinem Vaterlande zu erbauen, mußte dazu aber noch ein Hausankaufen, dessen Eigenthümer sich jedoch dazu

durchaus nicht verstehen wollte. Da er also auf diese Weise sein Lieblingsproject vereitelt sah, so fälschte er ein Breve, kraft dessen diesem Manne befohlen wurde, sein Haus zu verkaufen. Letzterer gehorchte auch pünktlich, aus Furcht, den Zorn des Papstes auf sich zu laden, und überließ es dem Signore Bellochio noch unter dem Werthe. Der Betrug wurde entdeckt und der oben genannte Gualterucci in die Untersuchung mit hineinverwickelt und verurtheilt, weil er Theil an der Ausführung genommen hatte, und noch ein Dritter wurde zu derselben Strafe condemnirt, weil er von dem Complot gewußt und zur Ausfertigung des Breve angereizt hatte.

Das Schicksal des Gualterucci ging Jedermann zu Herzen. Denn er war ein Mann voll guten Eigenschaften, dessen Verbrechen eben dieserwegen unter einem weniger strengen Regimente vielleicht Verzeihung erhalten hätte, wenigstens mit einer gelinderen Strafe geahndet worden wäre. Das ganze heilige Collegium, die Gesandten von Spanien und Venedig und noch mehrere andere Personen von Auszeichnung verwandten sich für ihn, allein umsonst. Der Papst wollte sie gar nicht mehr anhören. „Ich bin von Gott hierher gesetzt“ — sagte er — „um Gerechtigkeit zu handhaben, nicht aber um bloß Gnade auszutheilen, bei deren Hoffnung man sonst alle Arten von Schlechtigkeiten begehen würde. Ich liebe meine Diener, wenn sie mit Treue dienen; aber ich bin auch ihr erster und erbittertster Feind, sobald sie einen Verrath an ihrer Ehre und an ihrer Pflicht begehen. Beleidigungen meiner bloßen Persönlichkeit verzeihe ich sehr gern; aber eben so unerbittlich strafe ich anderer Seits jeden Schimpf, den man meiner und des heiligen Stuhles Würde anthut. Ich hätte darum gewünscht, daß sich das Vergehen, worum es sich jetzt handelt, bloß auf eine persönliche Beleidigung gegen mich bezöge, um die Schuldigen begnadigen zu können.“ Gualterucci wurde also nebst den beiden Andern nach den Galeeren abgeführt. Nach dem Tode Sixtus V. wurde er aber unverweilt wieder freigelassen, zur großen Freude Aller, welche sein unglückliches Loos bedauert hatten.

Um diese Zeit starb der Herzog von Toskana, Franz von Medici, ohne Leibeserben und hinterließ daher seinen Thron dem Cardinal von Medici, seinem Bruder. Dieser ließ darum durch eine besondere Gesandtschaft den Cardinalshut mit Feierlichkeit wieder in die Hände des Papstes zurücklegen, um in den weltlichen Stand zurückzutreten. Sixtus war deshalb nicht böse; denn außerdem, daß es nun wie-

der einen Platz im Cardinals-Collegium zu besetzen gab, sah er sich auch von einem unbequemen Wächter befreit, welchem Geburt und Rang einen großen Einfluß unter seinen Collegen verliehen hatte.

Sechstes Kapitel.

Tod des Königs von Polen, Stephan Bathory. Wahlumtriebe. Sigmund, Prinz von Schweden, wird gegen den Erzherzog Maximilian von Oesterreich zum Könige von Polen gewählt

Stephan Bathory, König von Polen und Fürst von Siebenbürgen, war nach einer neunjährigen Regierung im vorigen Jahre (1586) gestorben zu großer Trauer seiner Unterthanen und aller guten Katholiken. Er war ein kräftiger Verfechter der Kirche, geschickter Feldherr, erfahrener Staatsmann. Er hatte die Protestanten stets im Zügel gehalten, mehrere innere Unruhen und Kriege unterdrückt und den Russen durch seine Siege einige Provinzen weggenommen, so daß diese genöthigt waren, das von ihnen mehr durch List als Tapferkeit den Polen entrissene Herzogthum Livland nebst Smolensk wieder herauszugeben.

Nicht minder kräftig und entschlossen trat er im Jahre 1584 den Türken gegenüber auf, als sie von ihm — wie sie sagten, einem alten Gebrauche nach — Truppen zum Kriege gegen den König von Persien verlangten.

„Der weiße Adler Polens“ — gab er den türkischen Abgeordneten zur Antwort — „war zwar schon lange federlos und ohnmächtig; allein jetzt hat er wieder neue Kräfte bekommen und Schnabel und Kralle gewetzt.“ Die Ungläubigen wagten es auch nicht, während der ganzen Dauer seiner Regierung Polen anzugreifen.

Die großen Regententugenden Stephans brachten nun nach seinem Tode die Polen in nicht geringe Verlegenheit über die Wahl eines würdigen Nachfolgers. Denn dazu mochten sie sich nicht entschließen, einen König von geringeren Talenten und Verdiensten auf ihren Thron zu setzen, da es sich darum handelte, das Reich in dem Zustande der Blüthe und Macht zu erhalten, in welchem Stephan es verlassen hatte. Viele waren der Meinung, daß die Wahl auf den Kaiser Rudolph II. fallen

werde, der nach dem Tode seines Vaters Maximilian eine gewisse Anwartschaft erhalten hatte.

Andere glaubten, daß der Herzog von Parma, Alexander Farnese, große Aussicht auf den Thron haben werde, da er ein sehr kenntnißreicher, erfahrener Staatsmann und zugleich einer der größten Feldherrn seiner Zeit war; zumal da auch sein Oheim, der Cardinal Farnese, sich durch seine großen Verdienste als ehemaliger Protector der polnischen Nation bei derselben große Achtung und viel Ansehen erworben hatte. Allein eine andere Partei war gerade entgegengesetzter Ansicht, indem sie sich auf den Contrast des Nationalcharacters der Polen und Italiener stützte, wozu sich noch die Besorgniß gesellte, daß der Herzog von Parma mit seiner Macht etwa nicht die nothwendige Strenge und Energie verbände, und daß vielleicht auch die Türken wieder ihre Feindseligkeiten beginnen möchten, wenn sie einen Fürsten zum Nachbar bekämen, welcher mit den von ihnen tödtlich gehaßten Spaniern in so enger Verbindung stand.

Der Woiwode von Siebenbürgen und dessen Vetter der Cardinal Bathory strebten ebenfalls nach dieser Krone. Jener, ein junger Mann voll Muth und Ehrgeiz, schmeichelte sich, mit der Hülfe des Großherrn und seiner unermeßlichen Reichthümer das Ziel seiner Sehnsucht erreichen zu können; allein gerade der Umstand, daß er ein Neffe des verstorbenen Königs war, trat ihm als größtes Hinderniß seines Strebens entgegen. Denn so hoch Stephan auch im Andenken der Polen stand, so groß auch seine Verdienste um den Staat waren, so war er doch von dem polnischen Adel mehr gefürchtet als geliebt. Sie beschwerten sich hauptsächlich darüber, daß er bei Besetzung der Aemter und bei der Austheilung der Ehren den im Königreiche herkömmlichen Gebrauch bei Seite gesetzt, und darüber ganz wider den Willen der ersten Reichsbarone disponirt habe; ferner sei ihre Verfassung eine quasirepublikanische und ihr König eigentlich nur der Präsident dieses republikanischen Staates, welcher nur im Vereine mit dem Senate über Krieg und Frieden beschließen, auch keinem Barone und Freiherren wegen angeschuldigter Verbrechen den Proceß machen lassen könne. Das Uebergehen und Ignoriren dieser Vorrechte betrachteten sie als einen Angriff auf ihre Freiheit und als eine Anmaßung ihrer Souveränetät.

Dieselben Gründe wurden auch gegen den Cardinal Bathory geltend gemacht, welcher ebenfalls ein Neffe Stephans war, übrigens aber so viele vortreffliche Eigenschaften zum Regie=

ren hatte, daß sehr Viele sicherlich glaubten, diese allein würden ihm den Sieg vor allen anderen Prätendenten sichern.

Auch der Herzog von Ferrara machte sich Hoffnung auf die Wahl, da er schon bei mehreren Gelegenheiten der polnischen Nation keine unwichtigen Dienste geleistet hatte; allein er war ebenfalls ein Italiener und schon einmal bei einer früheren Wahl durchgefallen, weshalb auch Diejenigen, welche ihm sonst ihre Stimmen gegeben haben würden, ihn ablehnten.

Nicht weniger schmeichelten sich auch Einige aus dem hohen Adel des Landes selbst mit der Hoffnung, gewählt zu werden, welche jedoch sehr chimärisch war. Denn sie hatten vergessen, daß die Polen nichts mehr haßen, als einem Landsmanne zu gehorchen, und es waren schon mehr als sechshundert Jahre verflossen, seitdem Keiner mehr von ihnen auf dem polnischen Throne gesessen hatte. Unterdessen würden die Landstände, im Falle sie wirklich einen aus ihrer Mitte hätte wählen wollen, schwerlich ihre Augen auf Einen aus dem Hause der Piasten, welche als Abkömmlinge der alten Könige Polens die meiste Anwartschaft auf die Krone zu haben glaubten, geworfen haben, sondern vielmehr auf den Kanzler Zamoski, der unter der Regierung Stephans den größten Theil der Verwaltung des Reiches leitete und dessen Rath der König in allen wichtigen Geschäften einholte, so daß er sogar oft seine eigenen Ansichten denen seines ersten Ministers unterordnete. Seine Macht war daher so groß als die königliche, und seine Hofhaltung gab der des Königs selbst fast nichts nach, wozu sein Rang als Generalissimus der Armee und erster Staatsminister den Vorwand gaben. Alle diese Eigenschaften verbunden mit einer großen persönlichen Tapferkeit, die ihm die allgemeine Liebe der Soldaten erworben hatte, waren allerdings geeignet, ihm die günstigsten Aussichten auf die polnische Königskrone zu eröffnen.

Die Wahl fiel aber auf keinen der bisher genannten Bewerber. Die Menge von Factionen unter den Wählenden reducirte sich bald auf zwei Hauptparteien, deren eine den Kronprinzen von Schweden, die andern den Erzherzog Maximilian von Oesterreich, Bruder des Kaisers Rudolph, als Candidaten aufstellte. Edelmuth, Sanftheit des Characters und dabei strenge Gerechtigkeitsliebe hatten dem Letzteren den größten Theil des Senates gewonnen, und da seine Bewerbung auch noch durch die Partei der Oesterreicher unterstützt wurde, so war seine Erwählung von der einen der beiden großen Parteien gesichert.

Die Gegenpartei war indessen den Deutschen sehr abgeneigt,

mit denen, wie wohl leicht vorauszusehen war, sich der Hof eines deutschen Inhabers ihres Thrones anfüllen werde und welche auch bei Besetzung der Aemter, Austheilung von Ehren und Gnaden u. s. w. den Eingeborenen meistens immer vorgezogen werden würden. Noch mehr als dieses fürchteten sie aber, daß der Erzherzog einstens seinem Bruder Rudolph auf dem Kaiserthrone nachfolgen und dann das Königreich Polen als ein Erbreich dem deutschen Reiche einverleiben werde, wie es seine Vorfahren mit den Königreichen Ungarn und Böhmen gemacht hätten, die ihnen auch nur durch Wahl zugefallen wären. Auch fürchteten sie, den Großherrn zu reizen, wenn sie einem Prinzen aus dem ihm in den Tod verhaßten Hause Oesterreich ihre Krone geben würden.

Alle diese Gründe waren ihnen wichtig genug, den Erzherzog Maximilian, dessen Persönlichkeit sie übrigens schätzten, abzulehnen und den erst etwa zwanzig Jahre alten schwedischen Prinzen Sigmund zu wählen. Sigismund war verwandt mit den Jagellonen, deren Stamm in Polen wegen großer Thaten und Eroberungen seiner Vorfahren in hohem Ansehen stand. Manche wollen behaupten, daß auch das schwedische Geld dabei keinen geringen Einfluß ausgeübt habe, und daß die Hoffnung, die Krone Schwedens werde dadurch dereinst mit der von Polen vereinigt werden, wenn Sigismund seinem Vater in der Regierung folgte, von nicht unbedeutender Einwirkung gewesen sei.

Die weiter sehenden Politiker waren aber ganz anderer Meinung. Dieser Fürst konnte ja noch andere Kinder bekommen und überdieß hatte er schon Erben seines Namens. Wenn indeß auch diese beiden Gründe nicht gewesen wären, so war ja immer doch noch nicht Wahrscheinlichkeit genug vorhanden, sich die Nachfolge auf einen Thron zu sichern, dessen Besitz von einer Wahl und sehr oft nur von Zufall und Glück abhing. Die Aussicht auf die Erwerbung Lithauens war indessen wohl der lockendste Grund, da Sigismund von mütterlicher Seite her die nächste Anwartschaft darauf hatte, während die Polen durch dessen Wahl einem langen und blutigen Kriege entgingen.

Bei allem Diesem war auch ihre dermalige Entkräftung in Betracht zu nehmen, welche sie verhinderte, mit Ausnahme der Kavallerie, nur einigermaßen ein ansehnliches Heer aufzustellen, während der König von Schweden eine große Flotte zur Disposition stellen konnte. Diese Aussicht war zu lockend, da sie sich dann sehr mächtig und sehr leicht dem Monarchen von Moskau, welchen man damals schon den nordischen Drachen

nannte, zu Wasser und zu Lande furchtbar machen zu können hoffen durften, zumal da sie immer von unversöhnlichem Hasse gegen die Russen erfüllt waren.

So wählten denn zwei gleich mächtige Parteien jede ihren Candidaten zum Könige, denen nun nichts übrig blieb, als ihr beiderseitiges Recht auf Einen Thron mit der Macht des Schwertes geltend zu machen.

Daß dem Papste in Rom die Wiederbesetzung des polnischen Thrones keine gleichgültige Sache sein konnte, ist klar. Denn Polen war der neuen Irrlehre noch wenig zugänglich gewesen und hatte bis jetzt noch fest an der heiligen katholischen Kirche gehangen. Der Prinz Sigismund von Schweden war persönlich ebenfalls ein großer Anhänger der römisch-katholischen Religion, also als solcher weder den Polen im Allgemeinen, noch auch dem Papste selbst zuwider. Allein in Schweden war die sogenannte evangelische Religion schon mit Gewalt eingeführt worden und der Vater Sigismunds, Johann III., war so charakterlos, daß er nach seiner Bekehrung zum Katholicismus doch wieder abtrünnig wurde. — Sixtus sandte also während des Landtages zwei Couriere mit Depeschen an den Nuntius in Polen, Erzbischof von Neapel, für die Wahl Maximilians zu wirken und zu deren Durchsetzung alle Kräfte aufzubieten. Jedoch empfahl er ihm dabei die größte Vorsicht, seinen Eifer gänzlich zu verhehlen und mit ebenso vieler Zurückhaltung als Klugheit zu handeln, um nicht die schwedische Partei auf die Füße zu treten, zumal da es dem heiligen Stuhle eben nicht zu besonderer Ehre gereichen konnte, wenn er sich offen für eine Sache erklärte und thätig bezeugte, deren Ausgang so zweifelhaft war, daß der Plan sehr leicht ganz mißlingen konnte, wie es in der That auch wirklich geschah. Deßwegen rieth der Papst ihm an, ja recht aufmerksam den verschiedenen Wahlbewegungen der Versammlung zu folgen und, wenn er merke, daß die Partei Maximilians die schwächste und für seine Wahl wenig Hoffnung sein würde, sich von seiner Partei abzuschlageu und die des Prinzen von Schweden zu begünstigen.

Die Freude Sixtus des Fünften über die Nachricht des Nuntius von der Erwählung des Erzherzogs Maximilian war indessen eben so kurz, als sie groß gewesen war, da er fast gleichzeitig auch erfuhr, welche unbesiegbare Hindernisse sich der wirklichen Thronbesteigung desselben entgegenstellten. Er konnte seinen Verdruß darüber gegen den Nuntius nicht verhehlen. An einen schlesischen Bischof übersandte er 22,000 Dukaten zur Unterstützung

Maximilians und versprach ihm eine noch kräftigere Beihülfe.

Wenn der Erzherzog mit einer tüchtigen Armee rasch vor die Thore Krakau's, der damaligen Hauptstadt von Polen, gerückt wäre, so würde er sich vielleicht zu ihrem Herrn gemacht und von da aus den Rest des Landes leicht gezwungen haben, ihn als König anzuerkennen. Allein er kam mit nur 16,000 Mann und viel zu spät in den Ebenen vor der Hauptstadt (gegen die Mitte October 1587) an. Er ließ den Einwohnern der Stadt alsobald die Nachricht von seiner Erwählung mittheilen, und sie zur Aufnahme seiner Person und seines Gefolges in ihre Mauern auffordern. Aber diese schlossen die Thore und verweigerten nicht bloß hartnäckig den Eintritt, sondern sandten auch unverweilt Eilboten zum Prinzen von Schweden, um ihn zur schnellsten Ankunft zu vermögen, da die größte Gefahr für ihn im geringsten Verzuge sei und sie den Tag seiner Krönung auf den Tag des heiligen Lucas gesetzt hätten. Unterdessen befestigten sie die Stadt so gut sie konnten, brannten mehrere Häuser in den Vorstädten nieder und errichteten Schanzen und Pallisaden, um gegen etwaige ernste Unternehmungen Maximilians gesichert zu sein, während täglich kleine Scharmützel zwischen seinen Truppen und den Polen vorfielen.

Siebentes Kapitel.

Ausbruch des Krieges zwischen Sigmund und Maximilian.

Unter diesen gegenseitigen Rüstungen und Kämpfen zwischen den Polen und Deutschen langten die Abgesandten des Prinzen von Schweden in Krakau mit der Nachricht an, daß ihr Herr sich in Danzig befinde, wo seine Ankunft durch widriges Wetter verzögert worden sei. Dort müsse er sich erst etwas aufhalten, um seine Truppen ein wenig ruhen zu lassen. Unmöglich aber könne er schon an dem von ihnen bestimmten Krönungstage in Krakau sein; er habe deshalb diese Ceremonie auf Martinitag (11. November) festgesetzt.

Man konnte dagegen nichts einwenden. Nur der von Sigismund anberaumte Krönungstag wurde von den Polen auf den Sonntag nach Martini angeordnet, weil es in Polen Gebrauch sei, ihre Könige nur auf einen Sonntag krönen zu lassen, und den Sankt Lucas-Tag hätten sie eben nur bestimmt, weil er diesmal gerade auf einen Sonntag gefallen wäre.

Unterdessen wurde die in der Ebene von Krakau gelagerte Armee Maximilians immer mehr geschwächt. Die im Ganzen schlecht bekleideten Soldaten konnten sich gegen die Strenge des Winters, welcher sich in diesem Jahre schon sehr frühe und außerordentlich hart eingestellt hatte, nicht schützen. Der Mangel an Wein, welcher doch von jeher ein unentbehrliches Bedürfniß der deutschen Krieger gewesen ist und bis auf den heutigen Tag von den Deutschen noch gern getrunken wird, nöthigte jene, Wasser oder verdorbenes Bier zu trinken, wodurch sie sich die rothe Ruhr, begleitet von einem bösartigen Fieber, zuzogen. Da diese Krankheit bald ansteckend geworden war, so raffte sie täglich eine große Anzahl Mannschaften weg und nahm an Wuth immer zu, weil es dem Erzherzoge sowohl an ordentlichen Nahrungsmitteln, als auch an Lazarethen für die Armee sehr mangelte, die aber doch die einzigen Rettungsmittel gegen das hereingebrochene Uebel waren.

Aber auch in dem Heere des Prinzen Sigismund, welcher sein Lager bei Petrikau aufgeschlagen hatte, herrschte eine große Sterblichkeit. Hier langte in seinem Hauptquartiere ein junger polnischer Edelmann, Namens Korsinsky, ein Anhänger der Partei Maximilians, aus dem Lager desselben mit einem Briefe von ihm an. Der Muth und die Gewandtheit, womit dieser seine gefährliche Sendung vollbrachte, verdienen hier erzählt zu werden.

Ein Oheim dieses jungen Mannes stand in Diensten des Prinzen von Schweden und genoß wegen seiner mannichfachen Verdienste um seinen Herrn dessen ganzes Vertrauen. Korsinsky bat den Oheim um seine Vermittlung bei dem Prinzen und bezeugte eine große Reue darüber, daß er dessen Partei verlassen und sich der Partei Maximilians beigesellt habe, während er eine große Neigung bewies, in die Dienste Sigismunds aufgenommen zu werden. Jener war über die neue Acquisition seines jungen Neffen für die Zwecke seines Herrn entzückt, erlangte ihm nicht nur Verzeihung, sondern auch die Erlaubniß, Sigismund sich vorstellen lassen zu dürfen und bei ihm zum Handkusse zugelassen zu werden. Allein sobald er bei dem Prinzen eingeführi war, trat er, statt ihm die vorgegebenen Beweise seiner Huldigung zu erzeigen, mit einem Briefe Maximilians ihm mit den Worten entgegen, er möge diese List nicht übel nehmen, da sein Herr schon fünf bis sechs Briefe an ihn geschrieben habe, die aber alle nicht an ihn gelangt zu sein schienen. Sigismund war überrascht von dem kühnen Unter-

nehmen dieses jungen Offiziers und ließ ihn, nachdem er vor seinen Augen den empfangenen Brief uneröffnet in das Kaminfeuer geworfen hatte, verhaften, jedoch von der Unerschrockenheit und Treue desselben zu seinem Herrn angezogen, nach zwei Tagen wieder in Freiheit setzen.

Maximilian sah sich indessen bald genöthigt, sein Lager vor Krakau zu verlassen und zog mit dem Reste seiner Armee auf der Straße nach Petrikau dem Feinde entgegen, in der Absicht, durch eine Schlacht das Glück der Waffen entscheiden zu lassen, da er die Schweden für weniger tapfer hielt, als seine Krieger, obschon die feindliche Armee dreißigtausend Mann, die seinige dagegen nur etwa dreizehn- bis vierzehntausend Mann zählte. Die Ueberzeugung von dieser großen Uebermacht des Feindes, so wie auch einige in kleineren Zusammentreffen mit ihm erlittenen Nachtheile bewogen ihn jedoch bald, seine erste Absicht aufzugeben und wieder auf die Hauptstadt zurückzumarschiren, um einen zweiten Angriff auf dieselbe zu machen, welcher aber trotz eines bedeutenden Verlustes von Mannschaften ebenso fruchtlos blieb, als der erste.

Der Erzherzog fand sich daher gezwungen, sich an die Grenze von Schlesien zurückzuziehen, und als ihm hierher der Kanzler Zamoski mit zwölftausend Mann nachzog, seine Stellung zu verlassen und sich bei der schlesischen Grenzstadt Pilsen zu postiren. Der Kanzler verfolgte ihn unter steten Gefechten auch bis hierher, belagerte ihn dann in diesem Platze, nachdem er sich da hinein geworfen hatte, und zwang ihn endlich durch Hunger sich mit sammt seinen Truppen (Anfangs Januar 1588) zu Kriegsgefangenen zu ergeben.

Entzückt über diesen ruhmvollen Ausgang des Krieges überließ Zamoski die unglückliche Stadt Pilsen der Plünderung seiner Soldaten, welche mit einer Wuth und Grausamkeit ausgeübt wurde, die in der Geschichte ihres Gleichen nicht mehr hat. Die ganze Bagage der österreichischen Armee wurde erbeutet.

Das Mißgeschick Maximilians erregte indeß das Interesse aller christlichen Fürsten und vieler Länder, insbesondere desjenigen Theiles von Polen, welcher sich entweder ganz für ihn, oder doch wenigstens neutral erklärt hatte. Seine erlittene Schmach, die Plünderung einer schlesischen Stadt, welche damals zum Königreiche Böhmen gehörte, durch eine polnische, vom Staatskanzler commandirte Armee wären Ursache genug gewesen, um dem unglücklichen Erzherzoge Hülfe zu senden. Keiner aber, selbst der Kaiser nicht, erwies ihm so viel thätige Beihülfe, als Sixtus V., wie wir im folgenden Buche näher sehen werden.

Während dieser Vorgänge in Polen war des Papstes Aufmerksamkeit noch mehr in Anspruch genommen von den religiösen Zuständen Frankreichs.

Sixtus hatte dem Herzoge von Guise, dem Haupte der Ligue, ebenso wie vor weniger Zeit durch den Abbate Grimani dem Herzoge von Parma in den Niederlanden, einen kostbaren geweihten Ehrendegen übersandt, mit der Versicherung, daß er in seinem Herzen, welches alle Kinder des heiligen Stuhles mit Liebe umfasse, den ersten Platz einnehme. Heinrich von Guise erhiellt dieses erhabene Geschenk unter einem großartigen ceremoniellen Gepränge und solchem Beifalljubel der Pariser Bevölkerung, daß des Königs Eifersucht dadurch im höchsten Grade erregt wurde, obgleich der Herzog nur in Demuth dieses Ehrengeschenk aufnahm und sich allen Ehrenbezeugungen entziehen zu wollen schien.

Der traurige Zustand, in welchen sich Frankreich damals durch die Leiden des Bürgerkrieges versetzt sah, machte Heinrich III. immer größern Schrecken und schwächte sein Ansehen von Tag zu Tag mehr. Wenn gleich auch Sixtus den Herzog von Guise wegen seiner tapferen Vertheidigung der katholischen Kirche mit einem Ehrendegen beschenkt hatte, so konnte er doch niemals, ohne ungeduldig zu werden, von der Anmaßung der königlichen Gewalt hören, und er soll deswegen den König von Frankreich ganz eindringlich ermahnt haben, die Ehre seiner Krone zu wahren, und den Uebermuth und Stolz seiner rebellischen Unterthanen zu demüthigen. Eingewurzelte Uebel müsse man mit energischen Mitteln kuriren.

Von diesem angeblichen Briefe Sixtus V. ist übrigens in der Geschichte nichts zu entdecken, zumal er ganz im Widerspruche steht mit dem Benehmen dieses Papstes gegen den Herzog von Guise und mit seinem heftigen Auftreten gegen Heinrich III. über dessen hinterlistige Gewaltthätigkeiten an den Guisen, wie wir später noch erzählen werden. Härten finden sich wohl in dem Character Sixtus V., aber keine Widersprüche. Daß er wohl einen Brief an den König geschrieben habe, um ihn ganz ernsthaft an seine Pflicht der Aufrechthaltung seines königlichen Ansehens zu ermahmen, ist ganz seinem Character gemäß, da er ja auf die Souveränetätsrechte aller Regenten gegenüber den Unterthanen höchst eifersüchtig war. Allein niemals hatte er es sich wohl einfallen lassen, den König gegen den Herzog von Guise und dessen Anhänger, also gegen die Ligue, welche er selbst erst feierlich als Bund wider die Protestanten anerkannt

und bestätigt hatte, zu ihrer Vertilgung aufzureizen. Der Brief war also jedenfalls in dieser Weise erdichtet. Heinrich suchte schon damals auf alle Weise sich des Herzogs von Guise zu entledigen, hatte aber weder den Muth noch die Macht, offen gegen ihn aufzutreten. Daher waren ihm alle Mittel der Intrigue und Hinterlist recht dazu. Der Meuchelmord der beiden Guisen wird es beweisen. Doch wollen wir hier dem Gang unserer Geschichte nicht vorgreifen.

Heinrich von Navarra strengte indessen alle seine Kräfte an, um sich zu verstärken. Seine Agenten bewegten die protestantischen Schweizerkantone, sich mit dem Herzoge von Sachsen, dem Könige von Dänemark und dem Markgrafen von Brandenburg zu vereinigen, um, von dem Gelde der Königin Elisabeth von England, welche schon sechszigtausend Dukaten hergegeben hatte, unterstützt, gegen die Ligue mit ihm zu ziehen.

Damals machte eben Theodor Beza, einer der berühmtesten protestantischen Theologen, in der Schweiz große Epoche. Die Emissäre des Königs von Navarra machten sich dieses zu Nutzen, um zu ihrem Zweck zu kommen. Sie traten mit ihm in Verbindung, und bewogen ihn durch Ehrenbezeugungen und schmeichelhafte Briefe vom Könige, ihnen mit seinem Ansehen zu ihrem Zwecke behülflich zu sein. Hingerissen von zelotischem Eifer für die Weiterverbreitung seiner Irrlehren auch in Frankreich und voll Ehrgeiz zog er von Kanton zu Kanton, und predigte einen Kreuzzug gegen die Ligue. Seine Beredtsamkeit bewirkte in der That mehr, als die Unterhandlungen der französischen Agenten in Monaten kaum hätten zu Stande gebracht. In kurzer Zeit waren die nothwendigen Truppen geworben, deren der König von Navarra bedurfte. Außerdem vermogte Beza die protestantischen Kirchengemeinden noch zu einer außerordentlichen Contribution, um diese Truppen auch zu unterhalten.

Die katholischen Kantone der Schweiz konnten dieses natürlich nicht hindern. Sie schickten die Nachricht davon nach Rom und baten um Unterstützung gegen diese mächtigen Aufregungen in der Schweiz, welche auch sie zu ergreifen drohten. Allein Sixtus konnte dagegen nichts machen, so lange diese Aufwiegeleien sich auf die protestantischen Kantone selbst noch beschränkten. Und so mußten sie denn alle Anfeindungen, Verläumdungen, Verspottungen und Beschimpfungen des Heiligsten, ihres heiligen Glaubens, ruhig gewähren und sich mit dem Gebete für ihre so sehr verblendeten Brüder begnügen lassen.

Neuntes Buch.

Der Papst.

(1588.)

Erstes Kapitel.

Der Herzog von Savoyen schickt einen außerordentlichen Gesandten nach Rom, um mit Sixtus ein Bündniß gegen Genf abzuschließen. Es gelang nicht. Der Untergang der „unüberwindlichen" Flotte Philipps von Spanien an der englischen Küste.

Karl Emmanuel, Herzog von Savoyen, konnte den Verlust des Hoheitsrechts über die Republik Genf nicht verschmerzen. Unter dem Vorwande, Seiner Heiligkeit die Huldigung darzubringen und die Versicherung seines kirchlichen Gehorsams zu geben, schickte er einen außerordentlichen Gesandten nach Rom, dessen eigentlicher Zweck aber Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle in Bezug auf die Wiedererlangung des verlorenen Hoheitsrechtes auf Genf waren. Der Herzog machte zu diesem Unternehmen die äußersten Anstrengungen und zweifelte — im Vertrauen auf seine neue Verbindung mit Spanien — nicht an einem guten Erfolg, wenn er auch den Römischen Hof mit in sein Interesse gezogen hätte, da Frankreich damals wegen seiner innern Kämpfe außer Stande war, sich demselben zu widersetzen.

Sixtus empfing den Abgeordneten des Herzogs mit vieler Ehrenbezeugung und Beweisen von Hochachtung gegen das Haus Savoyen, welches er die Vormauer Italiens und den Ruhm der italischen Staaten nannte. Allein trotz seines heißen Wunsches, das abgefallene Genf auch für die Kirche wieder zu gewinnen, waren doch eines Theils die Besorgniß, sich dadurch in allzu große Unkosten zu stecken, andern Theils das Interesse, welches alle Schweizercantone für die Unabhängigkeit dieser Stadt haben mußten und hatten, theils endlich auch die offenbaren großen Schwierigkeiten, welche dieses Unternehmen darbot, Gründe genug für ihn, um sich nicht gleich über Hals und Kopf in diese Sache einzulassen, sondern dem Gesandten vorläufig erst eine ausweichende Antwort zu geben: „Die Absicht des Herzogs von Savoyen" — sagte er — „ist gerecht und vernünftig; allein man darf die

Sache nicht übereilen, um nicht etwa noch ein neues Uebel herbeizuführen, das man nicht vorgesehen hat."

Damals hielt sich in Rom ein gewisser Franz Fabri auf, der aus Genf stammte. Der Vater desselben, Peter Fabri, dessen Familie schon seit länger als zweihundert Jahren eine der ersten des Landes war, stand daselbst in großem Ansehen. Der Papst suchte von Fabri über die speciellen Verhältnisse seiner Vaterstadt genaue Mittheilungen zu erhalten, und nachdem er in mehreren geheimen Conferenzen davon unterrichtet war, so scheint es, als ob er selbst gewisse Ansprüche als Kirchenfürst gegen die Rechte des Herzogs von Savoyen erheben wollte, wenigstens verminderte sich bald sehr viel seine anfängliche Wärme für das Interesse des Letztern, und als es der spanische Gesandte, Graf Olivarez, vergebens versuchte, ihn wieder für den Herzog zu interessiren, entgegnete er diesem Minister ganz gelassen aber entschieden: „wenn der Krieg mit Genf rein eine Angelegenheit der Religion sei, so stehe es ihm, als dem Haupte der Kirche zu, denselben zu unternehmen; handle es sich aber dabei nur um Staatsinteressen, so könne er mit gutem Gewissen nicht das Geld des heiligen Stuhles für den Streit eines Andern verwenden."

Da dem Herzoge diese Antwort berichtet wurde, gerieth er in eine heftige Aufwallung gegen den römischen Hof und insbesondere gegen die Person des Papstes. Mit der Heftigkeit seines Characters, welche dieses Mal noch durch die Aufregung des Zornes vermehrt wurde, warf er demselben Anhänglichkeit an die Protestanten vor: „Sixtus vergösse lieber das Blut der Katholiken in Rom, als das der Ketzer in Genf;" — äußerte er in seinem ungerechten Unwillen — „unter seinem Pontificate gälte es mehr, in eine protestantische Predigt als in die Messe zu gehen, da er den Protestanten gäbe, was den Römisch-Katholischen gehöre." Er schickte hierauf seinem Gesandten den Befehl zu, sogleich Rom und einen Hof zu verlassen, welcher schon vom Gifte der neuen Meinungen angesteckt zu sein schiene. Wenn er nicht durch Gründe des Rechtes und der Religion Genf wieder erwerben könne, so wolle er schon mit der Spitze seines Degens zum Ziele kommen, dessen Macht sich hoffentlich gewisse Priester nicht zu widersetzen wagen würden. — Man sieht, bis zu welchen unsinnigen Gedanken und Ideen die Aufwallungen des Zornes und der Aerger über vereitelte Hoffnungen und Pläne manche Menschen verleiten können. Sixtus dem Fünften Vorliebe für die Protestanten oder gar für den Protestantismus selbst vor-

zuwerfen, war mehr als Wahnsinn, da er sich als ehemaliger Inquisitor durch seine große Strenge einen gefürchteten Namen erworben, und als Papst schon Könige und Fürsten wegen ihres Abfalles mit dem Banne belegt hatte. Sixtus war vielmehr zu politisch, als daß er um der Vortheile eines kleinen Staates willen sich in einen vielleicht nutzlosen Krieg verwickeln und seine großartigeren Pläne aufgeben sollte, wie wir bald sehen werden.

Der Graf Olivarez, welcher während dieser Unterhandlung öfters Conferenzen mit dem Gesandten des Herzogs hielt, hatte eine Ahnung von jenen Plänen des Papstes und sagte zu demselben, als er ihn zu seiner letzten Abschiedsaudienz beim Papste begleitete, unverholen:

„Es ist ganz unnütz, Herr Gesandter, daß Ihr Herr auf die Hülfe Roms zur Wiedererwerbung Genfs Rechnung macht. Ich kenne den Stand der Angelegenheiten und weiß nur zu gut, wie der Papst gesinnt ist, namentlich in Bezug auf die Dinge in England."

Ein großes Unternehmen nämlich erregte damals die ungetheilte Aufmerksamkeit ganz Europa's. Es war die Ausrüstung der „unüberwindlichen Flotte" Philipps II. von Spanien zur Eroberung Englands und deren schmählicher Untergang. Da an diesem ganzen Unternehmen Sixtus V. keinen geringen Antheil hatte, so wollen wir den Hergang erzählen.

Die Königin Elisabeth von England hatte im Jahre 1586 den durch die Siege und Eroberungen des Herzogs von Parma hart bedrängten Niederländern ein Hülfsheer unter dem Commando des Grafen von Leicester gegen die Spanier gesendet, und dadurch Philipp II. einen willkommenen Anlaß zum Kriege wider die verhaßte Königin gegeben. Er führte darüber durch seinen Gesandten, den Grafen Olivarez, beim Papste Beschwerde, und als vollends im Anfange des Jahres 1587 die Nachricht von der schmachvollen Hinrichtung der Königin Maria Stuart nach Rom gelangte, so gab sich Sixtus alle Mühe, um den König von Spanien zu einem ernsten und großen Unternehmen gegen Elisabeth anzufeuern. Er schrieb, gegen die damalige Gewohnheit der römischen Päpste, eigenhändig an Philipp und zeigte ihm, „daß der Titel der katholischen Majestät, welcher ihn über alle christliche Fürsten stelle und seine Liebe zu jenen Völkern, über welche er eine Zeit lang geherrscht habe, ihn bewegen müßten, die Beschimpfungen und Unterdrückungen, welchen die Katholiken und die einzig wahre Religion überhaupt in diesem Lande täglich ausgesetzt seien, zu rächen" —

und erbot sich zu den Kriegskosten nach Kräften beizutragen. Dem Grafen Olivarez machte er außerdem noch das Versprechen, bei der ersten Nachricht, daß die Armee des Königs in England gelandet und ausgeschifft sei, drei Millionen Lire zur Unterstützung dieser Expedition zu geben.

Obschon nun jener Minister alle Anstrengungen machte, um den Papst wenigstens erst zur Auszahlung der Hälfte der versprochenen Subsidiengelder zu bereden, und obschon der Herzog von Parma zu demselben Zwecke den Grafen Cesis als außerordentlichen Gesandten nach Rom schickte, so blieb Sixtus gleichwohl unbeweglich.

„Ich lasse keinen Groschen auszahlen, bevor nicht die Spanier ihren Fuß auf englischen Boden gesetzt haben" — war seine bündige Antwort.

Um den König Philipp von Spanien noch geneigter und vielleicht ganz von der Subsidienforderung abstehen zu machen, gab er auf dessen Bitte Wilhelm Alanus von Lencaston den Cardinalshut (am 7. April 1587). Wenn aber auch irgend Jemand des Purpurs würdig war, so war es gewiß dieser Prälat wegen seiner hohen Verdienste um den katholischen Glauben in England, welcher schon ein Mal diese ihm von Gregor XIII. zugedachte hohe Würde aus Demuth abgelehnt hatte. Sixtus bewog ihn indessen, dieselbe anzunehmen, und ernannte ihn zugleich nach dem Wunsche des Königs von Spanien zum Legaten von England, ebenso wie unter der Regierung der Königin Maria, seiner Gemahlin, dieses der Cardinal Reginault von Polus gewesen war. Zugleich empfahl Sixtus dem Könige in einem eigenhändigen Schreiben, ohne Verzug seine Expeditionsarmee einschiffen zu lassen, da die Ernennung des gedachten Cardinals zum Legaten von England sein Unternehmen öffentlich gemacht habe und keine Zeit mehr zu verlieren sei, um durch eine Landung auf dem Inselreiche zu verhindern, daß die ohnehin schon grausamen Mißhandlungen und Verfolgungen der englischen Katholiken noch verdoppelt würden.

Es hat übrigens nicht an Politikern gefehlt, welche behaupten wollten, daß die Religion wohl nicht das einzige Motiv gewesen sei, warum Sixtus den König von Spanien so eifrig zum Kriege gegen England aufgemuntert habe. Jener habe vielmehr den letzteren nur in einen langen, schweren und zweifelhaften Krieg verwickeln wollen, um seine eigenen geheimen Pläne auf das Königreich Neapel realisiren zu können.

In der That würde dieses Land auch, entblößt von Geld, von Soldaten und Offizieren, ohne große Schwierigkeiten dem ersten besten Eroberer, welcher es unversehens überfallen hätte, zur Beute geworden sein, da die große Rüstung gegen England demselben die Blüthe seines Adels sowie auch fast alles baare Geld entzogen hatte. Das spätere Benehmen unseres Papstes gab auch allerdings einigen Grund zu der Annahme, daß er seine schon bei seiner Thronbesteigung geäußerte Absicht auf Neapel noch nicht aufgegeben habe, wie wir weiter unten sehen werden.

Die „unüberwindliche Armada" Seiner katholischen Majestät, wie Philipp jene große Flotte selbst nannte, bestand aus 130 großen Kriegsschiffen [1]), ohne die zahllose Menge kleinerer Fahrzeuge zu rechnen, mit 2600 Kanonen und 20,000 Mann Truppen, nebst reichlichem Vorrathe an Munition und Lebensmitteln aller Art. Am 29. Mai 1588 verließ dieses großartige Geschwader den Hafen von Lissabon unter dem Commando des Herzogs Medina Sidonia. Nur langsam näherte sich die Flotte ihrem Ziele, weil sie nicht bloß mit feindlichen Angriffen, sondern auch mit sehr widrigen Winden und Stürmen zu kämpfen hatte. In fünf Gefechten hatte die englische Seemacht, zu deren Ausrüstung Elisabeth ihre eigenen Juwelen versetzt haben soll, und an deren Spitze damals Helden wie Franz Drake und Cavendish standen, jedes Mal den Sieg davon getragen, da die schwerfälligen spanischen Schiffe von den beweglichen Geschwindseglern der Engländer leicht überflügelt wurden. Medina Sidonia hatte zwar den Canal passirt, wagte es aber nicht zu landen, noch viel weniger durch den Canal wieder zurückzusegeln. Er zog es also vor, um Schottland herumzusegeln und den Angriff von einer anderen Seite zu machen. Allein an jener Küste überfiel ihn ein so fürchterlicher Sturm, daß die ganze Flotte zerstreut und ein großer Theil der Schiffe versenkt wurde. Nur mit einem kleinen Theile derselben erreichte der Admiral in einem sehr elenden Zustande die Heimath wieder. So waren denn durch den Untergang einer der größten Flotten, welche je sich stolz auf dem Rücken des Meeres gewiegt hatten, die weitaussehenden Pläne Philipps II. zu Wasser gegangen.

1) Nach Andern zählte diese Flotte 150 Kriegsschiffe, 2000 Kanonen und hatte 23000 Mann Soldaten an Bord.

Zweites Kapitel.

Sixtus weiht die ersten von ihm geschaffenen Galeeren in Civita-Vecchia zum Seedienste feierlich ein. Der Kurfürst von Köln bittet den Papst um Unterstützung gegen die Protestanten in seinem Lande. Sixtus tröstet Philipp wegen des Verlustes seiner Flotte. Bewundernswürdiger Gleichmuth dieses Monarchen in Glück und Unglück.

Während diese Begebenheiten im Westen Europa's die Blicke Aller auf sich zogen, hatte sich Sixtus in Person nach Civita-Vecchia begeben, begleitet von einem zahlreichen Gefolge und dem größten Theile seines Hofstaates, um daselbst unter den möglichsten Feierlichkeiten die sechzehn Galeeren einzuweihen, welche er eben für den Dienst des Kirchenstaates hatte bauen lassen.

Alle italienischen Regierungen, welche ihn großer, weitaussehender Pläne fähig wußten, und insbesondere die von Neapel, geriethen darüber in nicht geringe Unruhe. Der Vicekönig fühlte sich deßhalb bewogen, die Besatzungen seiner Grenzfestungen zu verstärken und mehrere Spione nach Civita-Vecchia zu schicken, um die Schritte des Papstes zu beobachten. Dieser aber befahl, daß sich alle Galeeren, mit Munition und Proviant wohl versehen, auf jeden Wink zur Ausführung einer sehr wichtigen Unternehmung bereit hielten. Unterdessen besichtigte er die Festungswerke des Platzes und gab Befehl, da, wo er dieselben nicht für stark genug erachtete, neue Fortificationen anzulegen. Hierdurch wurde die Unruhe und Besorgniß der Spanier nur noch vermehrt.

Sobald aber der Papst wieder in Rom angelangt war, nahmen andere politische Angelegenheiten seine Thätigkeit in Anspruch. Der Graf Olivarez überreichte ihm ein Schreiben des Kurfürsten von Köln, worin dieser seine bittere Noth klagte, daß er nicht bloß schon mehrere wichtige Plätze seines Staates verloren habe, sondern daß er auch in Gefahr stehe, Köln selbst in die Hände seiner Feinde fallen zu sehen. Er suche daher Schutz bei Seiner Heiligkeit. Auch der Herzog von Baiern, welchen Sixtus sehr hoch schätzte, verwandte sich schriftlich bei ihm zu Gunsten des Kurfürsten, seines Bruders, indem er noch besonders darauf aufmerksam machte, daß nicht sowohl das persönliche Interesse des bedrängten Kurfürsten, als vielmehr das Bestehen des katholischen Glaubens in diesen Ländern eine schleunige Hülfe erfordere, welche ohne allen Zweifel daselbst ausgerottet

werden würde, sobald die Protestanten sich zu Herren des ganzen Landes gemacht hätten.

Sixtus versprach, seiner Gewohnheit gemäß, d. h. nachdem er erst viele Bedingungen und Klauseln gestellt hatte, dem Kurfürsten seine Unterstützung, ließ auch auf der Stelle vorläufig hunderttausend Franken dem Grafen Olivarez auszahlen, um sie dem gedachten Kurfürsten, welcher in Deutschland Truppen anwerben ließ, zuzustellen, und feuerte in einem besondern Schreiben denselben zum beharrlichsten Widerstande an, indem er ihm zugleich die Versicherung gab, daß er den Herzog von Parma ohne Zweifel dahin bewegen werde, ihm mit seiner siegreichen Armee aus Flandern sobald als möglich zu Hülfe zu kommen.

Nachdem der unglückliche Ausgang der spanischen Expedition nach England auch in Rom bekannt geworden war, beeilte sich Sixtus, dem Könige Philipp II. ein Trostschreiben über dieses traurige Mißgeschick zuzusenden. Manche wollen auch hierin wieder eine geheime Absicht des Papstes Sixtus entdecken, indem sie meinen, es sei ihm bei diesem Beileidsschreiben wohl nicht so sehr darum zu thun gewesen, dem Könige seine Theilnahme und seinen eigenen Verdruß über das verunglückte Unternehmen zu bezeugen, als vielmehr um demselben den Gedanken an eine Beisteuer von Seiten des Papstes zur Wiederherstellung der Flotte zu benehmen. Wir wollen dieses dahin gestellt sein lassen, meinen aber doch, daß sein Eifer für Erhaltung und Ausbreitung der katholischen Religion zu groß, zu feurig war, als daß ihm die Wiedergewinnung des abgefallenen Königreiches England nicht ernstlich am Herzen gelegen habe, und daß es ihm also mit seinem bewiesenen Verdrusse über die vereitelte Expedition wahrhaft Ernst gewesen ist.

In der That warf er auch die meiste Schuld dieses Unfalles auf die Ungeschicklichkeit der Leiter dieses Unternehmens, nahm aber den General Alexander Farnese gegen die Beschuldigung seiner Feinde, als ob er bei dieser Gelegenheit auch nicht ohne Fehler operirt habe, mit aller Wärme in Schutz, welchen er in Gegenwart des Grafen Olivarez mit Recht einen der größten Feldherrn des Jahrhunderts nannte, und selbst im Consistorium vor den Cardinälen mit Lobeserhebungen überschüttete.

Der Cardinal Farnese säumte nicht, nachdem er Seiner Heiligkeit für diese Anerkennung im Namen seines Neffen auf eine sehr verbindliche Weise gedankt hatte, dem letztern hiervon Nachricht zu geben, und das öffentliche Zeugniß eines so großen

Papstes, wie Sixtus war, verfehlte auch seine Wirkung nicht. Die Neider und Feinde Alexanders verstummten.

Sixtus sandte das gedachte Schreiben, in welchem er den ersten Staatsdienern des Königs von Spanien eben nicht die feinsten Complimente gemacht hatte, an seinen Nuntius in Madrid mit dem Befehle, dasselbe dem Könige unter nochmaliger persönlicher Versicherung Seiner Theilnahme zu überreichen. Dieser kannte jedoch recht wohl die Festigkeit und den Gleichmuth, womit Philipp die Nachricht jenes furchtbaren Schiffbruches aufgenommen hatte, und suchte darum eine passende Gelegenheit, um das päpstliche Schreiben zu überreichen. Beim Lesen desselben zeigte der König eine so lächelnde Miene, daß man eher glauben sollte, er habe ein Gratulations- als ein Condolenzschreiben erhalten.

Philipp dankte dem Nuntius und versprach dem Papste zu antworten.

Schon zwei Tage darauf schrieb er an Sixtus: „Er bitte Seine Heiligkeit, Ihr Dankgebet für die Erhaltung eines, wenn auch nur geringen Theils der Flotte, welchen Gott in seiner großen Barmherzigkeit noch vor der Wuth der Wogen gerettet habe, mit dem seinigen zu vereinigen. Er danke Gott unaufhörlich dafür, daß er ihm die Macht verliehen habe, wiederum eine eben so große Armee aufstellen zu können, als die verlorne gewesen sei. Man kümmere sich wenig darum, den Bach zu verlieren, wenn man dessen Quelle im Besitz habe. Seine Flotte habe den Befehl gehabt, einzig gegen die Feinde des Glaubens zu kämpfen, nicht aber den Beschlüssen der ewigen Vorsehung sich zu widersetzen. Er würde Unrecht thun, sich deshalb über seine Minister und Generäle zu beklagen, da diese ihm für die Unbeständigkeit und den Zorn des Meeres nicht hätten Bürgschaft leisten können."

Aus einigen Ausdrücken des päpstlichen Schreibens hatte Philipp recht wohl gemerkt, daß Sixtus eben keine besondere Neigung mehr zeigte, ihn in dieser Angelegenheit mit thätiger Hülfe zu unterstützen, allein mit hohem Stolze verachtete dieser Fürst alles, von dem er wußte, daß er damit nicht zum Ziele gelangen werde. Er fügte daher am Schlusse seiner Antwort an den Papst einige Vorwürfe über den geringen Eifer hinzu, welchen dieser für die Interessen der katholischen Mächte an den Tag zu legen scheine, während diese für die Erhaltung der katholischen Religion so viele und große Opfer brächten. „Der Verlust seines Seege-

schwaders an der brittischen Küste," — schrieb er ferner — „treffe beide, da er ja die Ausrüstung desselben zumeist auf den Betrieb Seiner Heiligkeit unternommen habe. Er dürfe sich also wenigstens die Ehre zurechnen, seine Flotte im Dienste der Kirche Jesu Christi verloren zu haben; und dieses Mißgeschick müsse eben dieser gemeinsamen Mutter aller Gläubigen mehr Thränen kosten, als ihm selbst. Er sei auch von nun an entschlossen, Seine Heiligkeit für deren Vertheidigung handeln zu lassen und fortan nicht mehr im Kampfe für sie voranzugehen, sondern zu folgen."

Ohne Zweifel wollte Philipp mit dieser Antwort dem Papste zu verstehen geben, daß ihm seine geheimen Absichten auf das Königreich Neapel nicht unbekannt seien, daß ihm diese aber trotz seiner auffallenden Rüstungen doch wenig Besorgniß machten, da er auch nach dem Verluste seiner so bedeutenden Flotte doch noch Muth und Macht genug habe, seine Länder gegen jeden angreifenden Feind zu vertheidigen. Dieses gab der Graf Olivarez in der Audienz, in welcher derselbe das gedachte Schreiben seines Herrn dem Papste überreichte, in unzweideutigen Worten zu verstehen, indem er äußerte, Seine katholische Majestät (Philipp II.) würde ganz leicht das, was er durch seine beabsichtigte Eroberung neuer Reiche verloren habe, von Denjenigen wieder gewinnen, welche es wagen wollten, seine alten Reiche anzugreifen.

Dieses Alles mochte wohl Sixtus etwas stutzig machen, und als der in Madrid residirende päpstliche Nuntius ihm in einem Privatschreiben erzählte, mit welcher Seelenruhe Philipp den Untergang seiner Schiffe vernommen hatte, konnte er sich nicht enthalten, gegen seine vertrautesten Diener, welche eben beim Lesen dieses Briefes gegenwärtig waren, zu äußern: „Von allen den großen Eigenschaften, welche den König von Spanien zieren, beneide ich ihn um keine so sehr als um seine Seelenstärke und Ruhe im Unglück."

In der That war diese Geistesstärke, dieser Gleichmuth, mit welcher Philipp II. Glück und Unglück ertrug, bewunderns würdig, und wir können uns nicht enthalten, einige merkwürdige Züge dieser Art aus dem Leben dieses eben so viel verkannten, als lange mit Unrecht geschmähten Regenten dem geneigten Leser hier mitzutheilen, wenn sie auch schon unserm eigentlichen Gegenstande fremd sind.

Als nämlich ein Courier die freudige Nachricht an den Hof von Madrid brachte, daß Don Johann von Oesterreich, ein

natürlicher Bruder Philipp's II., welcher die gesammte christliche und insbesondere die spanische Seemacht 1571 im Kriege gegen die Türken befehligte, über diese einen glänzenden Sieg erfochten habe, waren alle begünstigten Höflinge bemüht, diese Botschaft eiligst dem Könige zu überbringen. Sie fanden ihn beim Eintreten in sein Cabinet eben mit der Lectüre der Lebensgeschichte seines Vaters, des Kaisers Karl V., beschäftigt. Er hörte ihrem Berichte ruhig zu, ohne aufzustehen, ohne eine fröhliche Miene zu machen, ohne irgend eine freudige Bewegung zu zeigen. Nachdem er sich diese glückliche Nachricht bis ins Einzelne von ihnen hatte erzählen lassen, antwortete er ganz kalt und mit den Achseln zuckend: „Don Johann hat viel Glück gehabt," — und las dann ruhig weiter.

Einstmals hatte Philipp mit seinem Geheim-Schreiber die ganze Nacht durchgearbeitet, weil am andern Morgen in aller Frühe sehr wichtige Depeschen an einen entfernten Gesandten befördert werden mußten. Beim Schlusse des letzten und wichtigsten Aktenstückes ergriff der Secretär, um Sand darauf zu streuen, das Dintenfaß statt der Sandbüchse und übergoß dasselbe ganz mit Dinte. Bleich und zitternd vor Schrecken warf sich der unvorsichtige Diener dem Könige zu Füßen; doch Philipp nahm ruhig in jede Hand eines der beiden Gefäße, hielt sie ihm vor das Gesicht und sprach ernst aber gelassen: „Dieses ist das Sandfaß, und dieses das Dintenfaß."

Am Frappantesten zeigte sich aber seine Seelengröße im Unglücke bei der Nachricht von dem beinahe gänzlichen Untergange seiner ungeheuren Flotte, wie wir schon oben aus seinem Briefe an den Papst ersehen konnten.

Als nämlich ein Courier mit dieser Hiobspost an dem Madrider Hofe ankam, befanden sich eben in dem Vorzimmer zu den königlichen Gemächern zwei der beliebtesten Kämmerlinge des Königs. Beide lasen schon in den Mienen des Couriers, daß er nichts Freudiges anzukündigen komme. Da sie aber des Weiteren und Ausführlichern erfuhren, welch ein großer Unfall den König betroffen habe, waren sie starr vor Schrecken und keiner von ihnen wollte sich dazu verstehen, den Ueberbringer dieser unglückseligen Nachricht in das königliche Cabinet einzuführen, zumal da sie wußten, daß der König täglich, ja stündlich auf Nachrichten von seiner Flotte harrte, um dem Commandanten derselben neue Befehle zugehen zu lassen. Endlich nach langem Hin- und Herreden unterzog sich der Beherztere von den beiden dem gefährlichen Auf-

trage, öffnete die Thüre und meldete Seiner Majestät den eben angekommenen Courier. **Philipp** merkte schon aus dem verwirrten Wesen des Kämmerers, daß Jener nichts Gutes zu berichten habe. Ohne indessen nur irgendwie unruhig zu werden, frug er nach dem Gegenstande der Botschaft.

„Die Flotte Eurer Majestät soll einigen Schaden erlitten haben" — antwortete zögernd der Kämmerer.

Der Courier mußte eintreten, seine Depeschen überreichen, und nachdem er dem Könige auf dessen Befehl mündlich die ihm bekannten Einzelheiten dieses Mißgeschickes erzählt hatte, entgegnete **Philipp**, ohne irgend eine Bewegung zu verrathen, kalt und ruhig:

„Ich habe meine Flotte ausgeschickt, um gegen Menschen und gegen eine andere Flotte zu kämpfen, nicht aber gegen Stürme und Klippen" — dann nahm er seine Feder wieder, welche er beim Anfange des Berichtes aus der Hand gelegt hatte, und schrieb ruhig weiter.

Drittes Kapitel.

Kanonisation des heiligen **Didakus** von Alkala. Rangstreit dabei unter den Franziscanern der verschiedenen Observanz. Wichtigerer Rangstreit unter den Gesandten von Spanien und Frankreich.

Philipp II. hatte es sich schon seit langer Zeit mit allem Eifer angelegen sein lassen, die Kanonisation (Heiligsprechung) des heiligen **Didakus** von Alkala beim Papste zu bewirken, da er eine große Verehrung zu demselben trug. Man sagt, der Prinz **Don Carlos**[1]) habe in seiner frühesten Jugend durch einen Fall eine sehr erhebliche Kopfwunde erhalten, so daß man für sein Leben befürchtete. Eine in sein Zimmer gebrachte Reliquie des heiligen **Didakus** habe ihn plötzlich wieder gesund gemacht und die Wunde vollkommen geheilt[2]).

Sixtus V. fand sich dazu gern bereit, zumal da der Heilige gleich ihm selbst dem Orden des heiligen **Franziscus** angehört

1) Bekanntlich derselbe, welchen **Schiller** zum Helden seiner gleichnamigen Tragödie gemacht hat. Die **Geschichte** lautet aber anders von ihm als die Tragödie.

2) Vergleiche **Sintzels** Leben der Heiligen. Bd. 4. S. 303.

hatte, allein trotz alles eifrigen Betreibens von Seite des Königs von Spanien ging man in Rom in dieser Angelegenheit nur den in so wichtigen Dingen gewöhnlichen langsamen, vorsichtigen Schritt, und der Verbalprozeß über die von dem heiligen Didakus während seines Lebens verrichteten Wunderwerke wurde immer mehr hinausgeschoben.

Unterdessen war das vielerwähnte Unglück der spanischen Flotte eingetreten. Hierüber, glaubte man, würde Philipp die Kanonisation des heiligen Didakus vergessen, da er die Summen, welche er zur Feier der Heiligsprechung bestimmt, nun wohl zu weltlichen Zwecken nöthig haben werde. Sixtus selbst war dieser Meinung. Allein wie staunte man in Rom, als sogar noch in derselben Woche der spanische Gesandte am römischen Hofe, Graf Olivarez, von seinem Monarchen den Befehl erhielt, sich mit den Cardinälen spanischer Nation zu vereinigen und die Beschleunigung der Kanonisation durch energische Schritte zu betreiben, und keine Kosten zu sparen, um das Fest dieses Heiligen so glänzend als möglich zu machen, bei welcher Gelegenheit Philipp in einem Privatschreiben an einen vertrauten Cardinal sich äußerte, es sei wohl nicht mehr als recht und billig, daß ein König, welcher dem Meere so viel geopfert habe, auch dem Himmel etwas zum Opfer bringe.

Im Grunde war es aber eine wohlberechnete Politik Philipps, durch den Glanz eines öffentlichen Freudenfestes das eben erlittene Ungemach vergessen zu machen und dem erstaunten Europa einen Begriff von der unerschütterlichen Größe seiner Macht zu geben. Die fremden Gesandten am römischen Hofe hatten dieses auch zum Theil erkannt.

Die feierliche Handlung erfolgte endlich und zwar mit einer solchen Pracht, wie nie zuvor geschehen war. Das Kirchengebet (oratio) zu diesem Feste hatte Sixtus V. selbst zum Verfasser, welches wir deshalb hier mitzutheilen nicht für überflüssig halten, weil Viele darin eine Anspielung des Papstes auf seine eigene niedrige Abkunft und hohe Erhebung entdecken wollten. Es heißt nämlich:

„Allmächtiger, ewiger Gott, der du durch eine wunderbare Anordnung Dasjenige, was vor der Welt schwach ist, erwählst, um Alles, was stark ist, zu beschämen: verleihe unserer Niedrigkeit, daß wir durch die liebevolle Fürbitte deines heiligen Bekenners Didakus zur ewigen Herrlichkeit im Himmel aufge-

nommen werden; durch Jesum Christum, unsern Herrn ꝛc. ꝛc. Amen [1]).

Diese Oration las auch Sixtus selbst zum ersten Male bei der feierlichen Ceremonie der Heiligsprechung vor, und zwar mit einer so starken, erhabenen und volltönenden Stimme, daß sich einige Cardinäle dabei heimlich einander zugeflüstert haben sollen: „Es ist für uns noch wenig zu hoffen, der Papst wird alle Tage jünger."

Bei dieser Festlichkeit kamen zwei unangenehme Streitigkeiten vor, welche nicht unwichtig waren und von übeln Folgen hätten sein können.

Alle regulirten Cleriker hatten den Befehl erhalten, am Tage der Heiligsprechung in feierlicher Prozession nach dem Dome von Sanct Peter zu kommen. Die Barfüßer-Mönche machten Anspruch auf die Ehre, den Franziscanern von der andern Observanz dabei voranzugehen, weil der heilige Didakus ein Mitglied von ihrem reformirten Orden des heiligen Franziscus gewesen sei. Die andern Mendikantenbrüder wandten dagegen ein, daß diese Ceremonie weder auf ihr Ansehen, noch auf ihre Kosten vorgenommen werde, sie also ihren gewöhnlichen Platz behalten sollten. Jene reichten daher eine Bittschrift an den Papst selbst ein, worin sie weitläufig ihre Gründe entwickelten. Sixtus ließ die Sache prüfen und wies darauf die Barfüßer an, eben weil sie wegen der Kanonisation eines Heiligen aus ihrer Observanz die Honneurs machen müßten, zuletzt zu gehen. Als sie nun auch hiergegen noch einmal eine Bitte vorbrachten, erhielten sie den kurzen Bescheid, in der Prozession den Platz einzunehmen, den sie immer dabei gehabt hätten.

Dieser Streit hatte nun an und für sich nicht viel zu bedeuten und würde auch gar nicht beachtet worden sein, wenn er nicht unter den gesammten Ordensleuten selbst ein großes Aufsehen erregt hätte.

Ungleich wichtiger war aber der Rangstreit zwischen dem französischen und spanischen Gesandten, der sich bei dieser Gelegenheit

---

1) Omnipotens sempiterne Deus, qui dispositione mirabili infirma mundi eligis, ut fortia quaeque confundas: concede propitius humilitati nostrae, ut piis beati Confessoris tui precibus ad perennem in coelis gloriam sublimari mereamur. Per Dominum nostrum Jesum Christum filium tuum, qui tecum vivit et regnat in unitate Spiritus Sancti Deus per omnia saecula saeculorum. Amen. (v. fest. S. Didaci — 13. Novembris.)

ebenfalls erhob und leicht zwei mächtige Reiche zum Kriege gegen einander hätte entflammen können. Der römische Hof kam dabei in nicht geringe Verlegenheit und sogar Sixtus selbst war dadurch beunruhigt, weil er diesen Streit nicht bloß als eine Verletzung der Ehrfurcht gegen seine Person, sondern auch als eine Störung der öffentlichen Ruhe ansah, deren Wiederherstellung und Erhaltung ihm doch so viele Mühe und Strenge gekostet hatte.

Der Gesandte Spaniens, Graf Olivarez, hatte bisher niemals bei den öffentlichen Feierlichkeiten sich betheiligt, um nicht der peinlichen Lage ausgesetzt zu werden, dabei dem Gesandten von Frankreich im Range nachzustehen, welcher seiner Seits bei keiner feierlichen Gelegenheit fehlte. Bei dem gegenwärtigen Anlasse durfte Olivarez indeß keineswegs wegbleiben. Er ließ daher einige Tage vorher durch die Ceremonienmeister der Peterskirche dem französischen Gesandten bedeuten, daß er darauf bestehen müsse, am Tage dieser Kanonisation allen anderen Gesandten fremder Mächte, welche hierbei gegenwärtig sein würden, voranzugehen, weil der König, sein Herr, dieselbe erst nach langem Mühen und Streben erlangt habe; und da diese Handlung hauptsächlich doch nur die spanische Nation angehe, so gebührte ihm, dem spanischen Abgesandten, gesetzlich und rechtmäßig auch der erste Rang dabei.

Hierauf erhielt er von dem Ministerresidenten Frankreichs die Entgegnung, daß die päpstlichen Amtshandlungen als solche die ganze Kirche des Herrn angingen, dessen Stellvertreter der Papst sei, nicht aber bloß als besonderes Eigenthum von einer einzelnen Nation in Anspruch genommen werden könnten. Jedermann habe das Recht, hierbei gegenwärtig zu sein und den Platz inne zu halten, in dessen Besitz er sich immer befunden habe.

Es wurde dem Gesandten Frankreichs nun bedeutet, er möchte doch lieber für dieses Mal von seiner Theilnahme an dieser Ceremonie abstehen.

Diesen Vorschlag lehnte derselbe aber ganz entschieden ab, da es die Ehre seines amtlichen Characters erfordere, der Feierlichkeit im Namen seines königlichen Herrn beizuwohnen, welcher ihm seine Entfernung davon auch höchst übel aufnehmen würde."

Daß mit dergleichen Antworten immer die verbindlichsten Complimente und Redensarten verbunden waren, versteht sich von selbst, und kann auch nur von einem solchen geraden und offenherzigen Gemüthe nicht begriffen werden, dem die gewandte Sprache der Diplomaten noch ganz unbekannt ist.

Damit war nun aber der spanische Gesandte noch nicht ein=

verstanden oder beruhigt. Er versuchte ein anderes Mittel und schrieb seinem französischen Herrn Collegen: Er habe an dem bezeichneten festlichen Tage bei der Feier selbst einige bestimmte Functionen zu verrichten, indem er z. B. gewisse Geschenke zu überreichen und einige ceremonielle Handlungen vorzunehmen habe, welche es durchaus nöthig machten, daß er seinen Platz in der unmittelbaren Nähe Seiner Heiligkeit habe."

„Er werde nothwendigen Amtsverrichtungen des Gesandten Seiner katholischen Majestät hierbei keinerlei Hindernisse in den Weg legen" — erwiederte hierauf der französische Gesandte — „nur müsse er ihn bitten, daß er nach Verrichtung derselben entweder seinen gebührenden Platz unter ihm wieder einnehme, oder die Kapelle verlasse."

Dieser pikante Notenwechsel erregte gewaltiges Aufsehen und brachte ganz Rom in große Spannung. Drei Tage lang wurden von beiden Seiten Gründe und Gegengründe vorgebracht und erwogen, ohne daß der Minister Frankreichs auch nur das Geringste von seinem prätendirten Rechte nachgelassen hätte. Der spanische Gesandte hielt wiederholte Conferenzen mit den Cardinälen seiner Nation, um die Mittel und Wege zu berathen, wie man den französischen Gesandten zum Nachgeben bewegen könne, da vorauszusehen war, daß er einer gewaltsamen Behauptung des Vorranges Gewalt entgegensetzen würde, und so der Ausbruch eines Krieges zwischen Spanien und Frankreich fast unvermeidlich werden könnte. Die Meinungen der Cardinäle waren getheilt, die Mehrheit stimmte jedoch dafür, weil man durch Prätensionen vom Gesandten Frankreichs in dieser Beziehung keine Concession erlangen könne, denselben auf höfliche Weise um die Gunst zu ersuchen, nur für dieses Eine Mal dem Grafen Olivarez den Vortritt zu überlassen.

Dieser Rath mißfiel aber dem Grafen ganz und gar. Abgesehen, daß er ein solches Nachgeben als sehr nachtheilig für die Ehre des Königs, seines Herrn, ansah, sträubte sich auch der sprüchwörtlich gewordene Stolz eines spanischen Granden, welcher gerade in ihm seinen stärksten Vertreter hatte, gegen eine solche demüthigende Handlung. Allein was halfs? Er sah keinen andern Ausweg, wenn er am Tage des Festes den Vorrang vor allen übrigen Gesandten haben wollte, als diesen Rath, den ihm eben die weisesten und klügsten von jenen Cardinälen gegeben hatten, zu befolgen. Er mußte also in den sauern Apfel beißen, und zwei der angesehensten Attaché's seiner Gesandtschaft zu dem französischen Minister schicken, um ihn um die Gefälligkeit zu bitten, ihm nur für

den einzigen Tag der Ceremonie der Heiligsprechung den Vortritt zu überlassen.

Hierauf ging der französische Minister ein und bewilligte die Bitte in den verbindlichsten Ausdrücken, weil er nicht glaube, daß dadurch für die Zukunft den Rechten der französischen Krone in Bezug auf ihren Vorrang am römischen Hofe ein Nachtheil erwachsen werde. Er wolle also gern an diesem Einen Tage von seinem Vorrechte Abstand nehmen, wenn der Herr Minister von Spanien sich bei der ersten öffentlichen Feierlichkeit, welche der Papst nach dieser wieder halten werde und an denen das diplomatische Corps Theil zu nehmen pflege, einfinden und seinen Platz unter ihm einnehmen wolle.

Diese Antwort verletzte aber den Stolz des Grafen Olivarez auf das heftigste, da derselbe bekanntlich niemals bei solchen Anlässen zugegen war, eben um nicht gezwungen zu sein, dem französischen Bevollmächtigten nachzustehen. Er theilte dieselbe alsobald den Cardinälen seiner Partei, welche er wieder zu einer Conferenz zusammengeladen hatte, mit, und zeigte ihnen unverholen seinen Verdruß, daß man ihm einen Rath gegeben habe, von dem man hätte voraussehen können, er werde sich durch dessen Befolgung blamiren. Alle waren nun einstimmig der Meinung, daß der Graf auf die letztere Zumuthung seines französischen Collegen nicht eingehen dürfe. In Folge dieser Berathung antwortete er seinem Gegner, er werde sich wohl vorsehen, daß er nicht auf einen ihm rechtlich und gesetzlich zustehenden Anspruch freiwillig verzichte, werde aber Mittel finden, auf dem Wege der Gerechtigkeit zu erlangen, was man ihm als eine erbetene Gunst verweigere.

So wechselten die beiden bevollmächtigten Minister zweier mächtigen Reiche immer gereiztere Noten; ihr gegenseitiges Verhältniß wurde immer gespannter, so daß sich ihre beiderseitigen Anhänger schon um sie zusammen schaarten, und bewaffnet ihre Gesandtschaftspalais besetzten und ein offener Kampf auszubrechen drohte, welcher nicht allein die Feier der Heiligsprechung ganz verhindert, sondern auch die Stadt Rom selbst in die größte Anarchie gestürzt haben würde, da Franzosen und Spanier darin ihre entschiedenen Anhänger hatten.

Sixtus wehrte aber dem Verderben noch zu rechter Zeit. Er hatte kaum diese unruhigen Bewegungen erfahren, als er sich nun auch ernstlich in's Mittel legte, nachdem er dem Federkampfe der beiden Gesandten ruhig zugesehen hatte. Mit dem ihm so ganz natürlichen Stolze bedeutete er ihnen in den gemessensten Aus-

drücken, daß sich beide innerhalb der Grenzen ihrer Pflichten zu halten hätten; er werde es niemals dulden, daß sie die öffentliche Ruhe durch ihre Privatzänkereien störten oder die souveräne Autorität des heiligen Stuhles verletzten, indem sie in ihren Palästen bewaffnete Söldlinge hielten. Er habe dieselben niemals seinen Nuntien in Paris und Madrid gestattet, und werde es also auch nicht zugeben, daß sich die Franzosen und Spanier in Rom bewaffneten."

Darauf ließ er ein geheimes Consistorium halten, welches ganz besonders aus den Cardinälen jener beiden Nationen bestand, und machte diesen darin bittere Vorwürfe, daß sie diesen Wirren nicht vorgebeugt hätten, da es doch in ihrer Gewalt gestanden habe. Manche vertheidigten sich gegen diese Vorwürfe mit einer Freimüthigkeit, welche bei vielen ihrer Collegen den Zorn des strengen Papstes fürchten machte, — allein Sixtus ließ sie ruhig gewähren und nahm ihre Vertheidigung nicht übel auf. Es wurde nun im Consistorium beschlossen, daß jeder der betreffenden Cardinäle seiner Seits Alles aufbieten solle, was in seinen Kräften stünde, um diesen unangenehmen Zwist gütlich beizulegen, und so entschied sich denn endlich der Sieg für den Gesandten von Frankreich. Der Graf Olivarez war darüber allerdings sehr erbittert, mußte aber seinen Verdruß verbeißen, um nicht eine feierliche Handlung noch länger zu verzögern, an welcher seinem Herrn, dem Könige, so sehr viel gelegen war.

Der Ausweg, welchen man zur Beilegung dieses Rangstreites wählte, ohne doch dem Ehrgefühle beider Nationen zu nahe zu treten, war eben so einfach als wohlausgesonnen. Der Graf Olivarez mußte nämlich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit am Tage der Feier zu Hause bleiben und sich bei der Ceremonie durch den Cardinal Deza vertreten lassen, welchem seine kirchliche Stellung schon den Rang über dem Gesandten von Frankreich anwies und welcher dann auch bei der besagten Feierlichkeit alle Functionen verrichtete, die dem Minister Spaniens zukommen.

Der Verdruß, ja der Ingrimm des Grafen Olivarez war allerdings nicht gering, wie man sich wohl denken kann, da er sich gezwungen sah, bei einer so großartigen Feierlichkeit das Haus zu hüten, für deren Zustandekommen er vier Jahre gearbeitet und zu deren Glanz er keine Kosten gespart hatte. Er hat es auch dem französischen Gesandten niemals vergessen können.

Viertes Kapitel.

Sixtus macht eine Stiftung zum Loskauf christlicher Sklaven bei den Barbaren. Seine Wohlthätigkeit gegen die verschämten Hausarmen. Unbeugsame Strenge gegen Verführer junger Frauenspersonen und gegen alle Wollüstlinge überhaupt. Einige Beispiele davon. Anordnung einiger Feste der Heiligen für die ganze Kirche.

Das Fest der Kanonisation des heiligen Didakus brachte in Sixtus einen sehr erhabenen Gedanken zur Reife, indem er sich entschloß, ein Werk der Frömmigkeit zu gründen, welches sowohl der ganzen Christenheit, als auch der Stadt Rom insbesondere zu großem Nutzen und hoher Ehre gereichte. Er bestimmte nämlich der Erzbruderschaft dreitausend Thaler jährlichen Zuschusses, um arme Sklaven aus den Händen der Ungläubigen loszukaufen, und ordnete an, daß man vor Allen erst auf die ärmsten und verlassensten dabei Bedacht nähme, unter welchen jedoch die Unterthanen des heiligen Stuhles wieder den Vorzug haben sollten.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht unterlassen, den Geist der Wohlthätigkeit, welcher Sixtus V. im Allgemeinen stets belebte und der sich insbesondere in Werken der christlichen Liebe jeder Art bethätigte, hervorzuheben. So sehr er auch besorgt war, den Staatsschatz zu verbessern und zu vergrößern, und überall die größtmöglichste Sparsamkeit walten zu lassen, so war er doch verschwenderisch, wenn es sich darum handelte, die Noth der Armen, insbesondere der verschämten Hausarmen zu mildern. Er hatte sich gewisse fromme Ordensmänner ausgewählt, welchen er von Zeit zu Zeit ansehnliche Summen zukommen ließ, um sie an arme, mit verwaisten Kindern belastete Wittwen zu vertheilen und insbesondere ließ er seine Wohlthätigkeit Solchen zu Theile werden, welche heirathsfähige Töchter besaßen, damit sie von der Noth nicht in die Arme des Lasters geführt würden. Die Tugend solcher armen verwaisten Mädchen nahm er so in Schutz, daß er niemals gegen einen Menschen, welcher sie, sei es durch Ueberredung oder Geschenke oder durch Gewalt, zu verführen suchte, Nachsicht hatte. Mehr als fünfzig solcher Wüstlinge, von denen einige sogar die Thüren erbrochen hatten, um die Opfer ihrer Begierlichkeit aufzusuchen, ließ er zu den Galeeren verurtheilen, wo ihnen Zeit und Gelegenheit gegeben wurde, das sündhafte Feuer ihrer zügellosen Leidenschaft abzukühlen, und dieses geschah, selbst wenn sie nur einen Versuch gemacht und ihren Zweck nicht erreicht hatten.

So wurden eines Tages zwei junge Wüstlinge von der Polizei ergriffen und verhaftet, als sie eben im Begriffe waren, das Fenster eines Hauses zu erbrechen, in welchem ein junges, aber ebenso tugendhaftes als schönes Mädchen wohnte. Der Statthalter glaubte sie mit einigen Tagen Arrest dafür hinlänglich genug zu strafen, fürchtete aber doch auf der andern Seite den Zorn des Papstes zu erregen, wenn er hierbei ganz eigenmächtig handelte, weil er wußte, daß derselbe dergleichen übermüthige Wollüstlinge bis in den Tod haßte, und machte ihm daher Anzeige davon, stellte ihm aber dabei auch zugleich vor, daß, da die Frevelthat noch nicht ausgeführt worden, und mehr auf Rechnung des jugendlichen Leichtsinnes und thörichten Muthwillens zu schreiben sei, Seine Heiligkeit die Verhafteten mit einer gnädigen Strafe davon kommen lassen wolle.

Sixtus hörte dem Gouverneur mit vieler Geduld zu, und antwortete dann ganz ruhig:

„Ich habe Sie nicht zum Richter ernannt, um die Vertheidigung der Schuldigen zu führen, sondern um sie nach der Strenge der Gesetze zu richten, und da Sie lieber den Advokaten der Angeklagten spielen mögen, so werde ich Ihr Amt einem Andern übertragen, vor welchem Sie dann Vertheidigungsreden halten können, so viel Sie Lust haben."

Diese Worte schmetterten den armen Stadthauptmann zu Boden. Er kannte den Humor des Papstes nur zu gut, und sah es voraus, daß er noch am Abende seiner Stelle entsetzt sein werde. Er wagte es deshalb sich, so gut es ging, zu entschuldigen, und war in seinen Beweisen von Ehrfurcht und Unterthänigkeit unerschöpflich, um den Papst wieder zu besänftigen. Nachdem Sixtus wieder etwas ruhiger geworden war, wurde sein Ton auch wieder milder: „Wenn das schändliche Vorhaben dieser frechen Menschen nicht mit einer angemessenen Galeerenstrafe geahndet wird" — sagte er — „so steht zu erwarten, daß man dieselben eines Tages einmal für ein begangenes Verbrechen wird hängen müssen, zu dessen Ausführung ihnen diesmal die Gelgenheit nicht günstig war."

Noch viel schlimmer aber, als diesen beiden unglücklichen Jünglingen, ging es dem Sohne eines Advokaten aus Perugia, welcher sich seit einiger Zeit in Rom häuslich niedergelassen hatte. Dieser hatte nämlich eine große Zuneigung zu einem jungen, tugendhaften Mädchen gewonnen und begehrte sie zur Ehe. Er wurde aber von der Mutter, einer sehr achtbaren Wittwe, zu-

rückgewiesen, weil sie ihre Tochter schon für einen ihrer Verwandten zur Gemahlin bestimmt hatte. Die Verzweiflung trieb den thörichten Jüngling zu einem eben so sonderbaren als unglücklichen Mittel, um sein Ziel zu erreichen. Er wußte, daß die junge Dame, deren Besitz ihm verweigert war, an einem gewissen Tage nach einer entfernten Kirche in die Vesper ging. Sie war in Begleitung ihrer Mutter. Er trat ihr auf der offenen Straße in den Weg, schob, ehe sie es nur verhindern konnte, ihren Schleier zurück und küßte sie. Der Hülferuf der Mutter versammelte zwar bald eine Menge Neugieriger um sie herum, allein der verwegene Jüngling war verschwunden.

Die gekränkte Wittwe aber, welche diese öffentliche Beschimpfung ihrer Tochter nicht ungestraft hingehen lassen konnte, beklagte sich über diesen Angriff auf offener Straße beim Papste und bat ihn um Gerechtigkeit. Man kann sich denken, wie eine solche That denselben aufbrachte. Denn einen wie hartnäckigen Verfolger das Laster in Sixtus V. hatte, einen ebenso kräftigen und eifrigen Beschützer fand auch die Tugend und die Unschuld in ihm. Er ließ unverweilt gegen den frechen Jüngling, der sich erkühnt hatte, auf offener Straße ein sittsames, achtbares Mädchen zu beschimpfen, den Prozeß einleiten. Der Angeklagte war jedoch ein Schützling des mächtigen Fürstenhauses der Colonna's, welche den Handel erfuhren und nun durch ihren Einfluß die Mutter der beleidigten Jungfrau bewogen, in die Verheirathung ihrer Tochter mit dem Advokatensohne, der sonst ein unbescholtener Jüngling war, einzuwilligen. So schien also der ärgerliche Handel zu beiderseitiger Zufriedenheit recht glücklich beigelegt zu sein. Indessen da kannte man Sixtus nicht, wenn man damit nun Alles für beigelegt hielt. Er ließ erst ruhig die Vermählung vor sich gehen, um dadurch vor der Welt die Ehre des beschimpften Mädchens wieder herzustellen, dann aber den Bräutigam sogar beim Hochzeitsmahle arretiren. Die Angst und der Schrecken der Versammlung überstieg alle Grenzen. Die Mutter eilte sogleich zum Statthalter, um ihn zu fragen, was aus ihrem gefangenen Schwiegersohne werden solle, da sie ja jetzt gegenseitig zufriedengestellt seien. Der verwies sie aber ganz einfach an den Papst.

Am andern Morgen eilten die beiden Eltern der Brautleute zusammen zum heiligen Vater und baten ihn fußfällig um Gnade für ihren Sohn. Die Mutter betheuerte, daß sie und ihre Tochter, sowie auch ihre ganze Verwandtschaft wegen der erlittenen Be-

leidigung nunmehr vollständige Genugthuung empfangen hätten. Sixtus hörte sie gelassen an und antwortete ihr, nachdem sie geendigt hatte, zwar milde aber entschieden:

„Ich freue mich, daß ihr mit einander wieder versöhnt und befriedigt seid; aber es fragt sich, ob es auch die öffentliche Gerechtigkeit darum schon ist; denn diese darf keine Ursache haben, sich über mich zu beklagen,“ — und, indem er sich gegen den anwesenden Statthalter wendete, fuhr er fort.

„Was meinen Sie dazu, Herr Gouverneur? Ist durch diese Heirath das Vergehen auch vor der Justiz gerechtfertigt?“

„Ich meine es nicht, heiligster Vater!“ — antwortete der Statthalter; — „die Gesetze zur öffentlichen Sicherheit der Stadt können, wenn sie übertreten sind, durch eine Privatübereinkunft der betreffenden Personen nicht gesühnt werden, sondern verlangen die Bestrafung des Vergehens, selbst wenn alle üblen Folgen der ungesetzlichen Handlung gehoben wären.“

„Nun Sie sehen, daß ich also der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen muß,“ sprach Sixtus zu den Bittenden. — „Warten Sie also ab, was die Gesetze über Ihren Sohn verhängen werden,“ und entließ sie.

Der Gouverneur leitete auch sogleich auf Allerhöchsten Befehl den Prozeß gegen den unglücklichen jungen Menschen ein und verurtheilte ihn, nachdem durch Zeugen und Selbstgeständniß das Vergehen selbst festgestellt war, zu fünfjähriger Galeerenstrafe, weil die Gesetze auf öffentliche Beschimpfung achtbarer Frauenzimmer eine solche strenge Strafe bestimmten.

Wie gewöhnlich, so waren auch hier wieder alle Versuche, den Papst zur Milde zu stimmen, ganz vergeblich. Die Prinzen Colonna, welche durch eine schnelle Heirath die schlimmen Folgen jener verwegenen Handlung ihres Schützlings zu beseitigen geglaubt hatten, waren nicht wenig betroffen über das harte Urtheil. Sie gaben sich alle Mühe, die päpstliche Gnade zu erwirken. So sehr aber auch Sixtus von Hochachtung und Freundschaft gegen das Haus Colonna erfüllt war, so schlug er ihnen doch alle Bitten und Wünsche rund ab; und als sie immer stärker in ihn drangen, so fertigte er sie endlich in einer kurzen aber kräftigen Ansprache ernst ab.

„Ich kann unmöglich Diejenigen unter die Zahl meiner Freunde setzen“ — sprach er — „welche mit Ungestüm von mir verlangen, daß ich offenbare Vergehen ungestraft lassen soll. Wie kann ich auch wohl auf deren Freundschaft rechnen, welche für einen Gecken

und übermüthigen jungen Menschen mehr Interesse haben, als für Gesetze und Justiz! Begangene Verletzungen der Gesetze ziehen wegen des schlechten Beispieles andere nach sich; und wenn ich das vorliegende Vergehen gegen die öffentlichen Gesetze unbestraft ließe, so würde ich dadurch gleich für eine Unmenge anderer die Autorisation ertheilen. Man soll ein Mädchen auf ordentliche und ehrbare Weise zur Ehe begehren, nicht aber durch Gewalt oder moralischen Zwang, wie es hier der Fall ist; und man würde fast immer, wo ähnliche Hindernisse sich den Wünschen der jungen Leute entgegensetzten, nur derartige Heirathen sehen, wollte man der Frechheit keinen Zügel anlegen. Ja die Väter und Mütter würden keine Herren mehr sein über ihre eigenen Töchter, wenn es jedem jungen Brausekopfe, dessen Bewerbung den Eltern nicht genehm wäre, erlaubt sein würde, dieselben auf offener Straße bei hellem Tage zu überfallen, um dadurch die Eltern zur Einwilligung in die eheliche Verbindung ihrer so beschimpften Tochter mit dem frechen Bewerber zu zwingen. Wie würde ich Gott gefallen können, wenn ich während der Zeit, wo Er mich in Seiner unendlichen Gnade mit der Regierung Seiner Kirche belastet hat, einen solchen abscheulichen Mißbrauch einschleichen ließe!"

Der Cardinal Colonna, welcher bei dieser Rede gegenwärtig war, suchte den Papst zu besänftigen und stellte ihm vor, daß er geglaubt habe, durch die Einigung beider Parteien sei das Vergehen des unglücklichen Jünglings wieder gesühnt und gut gemacht worden.

„Diese Satisfaction geht die Justiz nichts an" — entgegnete Sixtus demselben — „da zuerst diese beleidigt, und gerade ihr die Erhaltung der Ruhe und Sicherheit der Straßen anvertraut ist; und wenn die Frauenzimmer noch nicht einmal auf den öffentlichen Straßen, welche mir gehören, geschützt sind, wie sollen sie es da in ihren Wohnungen sein, welche ihnen selbst angehören? Noch einmal, ich werde solchem Uebermuthe nie und nimmer Pardon geben."

Alle Versuche zur Rettung des armen Bräutigams waren also vergebens, der Spruch des Gerichtshofes wurde vollstreckt und der Delinquent fünf Jahre an die Galeerenkette geschmiedet.

Diese Strafe war wohl doch zu hart und stand mit dem Vergehen in keinem Verhältniß. So sehr wir auch die Nothwendigkeit einer strengen Rechtspflege in der damaligen Zeit anerkennen müssen, so scheint doch diese Strenge nach unsern heutigen Begriffen das rechte Maß zu überschreiten. Allein auf der anderen

Seite dürfen wir auch nicht vergessen, daß die damaligen Zeiten andere waren, als unsere jetzigen, und gelindere Strafen immer ganz wirkungslos blieben. Außerdem ging die Zartheit und Aufmerksamkeit, womit Sixtus V. für den Schutz der Ehre der Frauen, insbesondere außerhalb ihrer Wohnungen auf den Straßen und anderen öffentlichen Plätzen wachte, fast bis zur Aengstlichkeit. Die Unzucht war seiner keuschen Seele das größte Laster und ein Angriff auf die Schamhaftigkeit des Frauengeschlechtes, zumal auf offener Straße, das abscheulichste Verbrechen. Davon gibt noch ein anderes Beispiel den klarsten Beweis. Die Dienerin eines angesehenen Leinwandhändlers wurde nämlich, als sie eines Morgens in aller Frühe ausgeschickt war, um einen Arzt zu holen, von einem Bedienten, der ihr begegnete, auf offener Straße angegriffen, nachdem er ihre Laterne ausgeblasen hatte. Auf ihren Hülferuf entfloh der Verwegene, den sie aber erkannt hatte und nun bei ihrem Herrn anklagte. Obschon nun dieser die ganze Sache als ein Bagatell betrachtete und sie nirgends zur Sprache brachte, so war sie doch nach einigen Tagen dem Papste zu Ohren gekommen. Sixtus ließ den Thäter ergreifen und in eben derselben Straße, wo er das Verbrechen begangen, öffentlich auspeitschen. Der Kaufmann, welcher die Geschichte verschwiegen hatte, erhielt einige Tage Arrest und der Gouverneur trug einen derben Verweis über seine nachlässige Handhabung der öffentlichen Polizei davon.

Diese unerbittliche Strenge hatte aber auch endlich nach und nach in den Straßen Roms eine solche Sicherheit wieder hergestellt, daß ein jedes Frauenzimmer auf denselben ebenso unangefochten gehen konnte, wie eine Nonne in ihren Klostermauern. Wenn wir diesen Zustand vergleichen mit der Zügellosigkeit und Frechheit der Jugend unter dem Pontificate Gregors XIII., dessen Sanftmuth und allzugroße Freigebigkeit mit dem Begnadigungsrechte gegen Missethäter den Uebermuth der römischen Jünglinge gleichsam legalisirt hatte, so daß die Familienväter, denen die Tugend und Unschuld ihrer Töchter noch am Herzen lag, dieselben bis zu ihrer Verheirathung in Klöstern verbargen, weil sie jene in ihren eigenen Häusern nicht mehr schützen konnten, — so müssen wir vielmehr jene unerbittliche Härte Sixtus V. lobpreisen, da es doch immer besser ist, wenn einige Individuen dem allgemeinen Besten zum Opfer gebracht werden, als daß die ganze Gesellschaft der Auflösung entgegengehe.

Außer dieser Sorge für die Wiederherstellung der Sittlichkeit unter der Bevölkerung Roms waren es auch Werke der Fröm-

migkeit und christlichen Liebe, welche den rastlosen Geist Sixtus V. beschäftigten, und sich insbesondere in der Anordnung von Festen und Kanonisation mehrerer Heiligen äußerte. Seine hohe Verehrung, welche er von frühester Zeit an zu der allerseligsten Jungfrau trug, trieb ihn an, die Andacht zu ihr allenthalben zu heben und ihre Verehrung möglichst zu verbreiten. Das Fest der Opferung Mariä (Praesentatio Beatae Mariae Virginis), welches im November gefeiert wird, war zwar schon in früheren Jahrhunderten an vielen Orten gefeiert und wurde auch, nachdem es schon im Jahre 1372 zu Avignon von dem damals dort residirenden Papste in seiner Kapelle auf den Wunsch des Königs Karl V. von Frankreich gehalten worden war, von den Päpsten Pius II. und Paul III. als Fest in mehreren deutschen Ländern bestätigt, allein Sixtus V. war es, welcher aus warmer Andacht zur allerseligsten Jungfrau durch eine besondere Bulle die Feier dieses Festes für die ganze katholische Kirche anordnete, und in dieser Beziehung kann auch eigentlich nur Sixtus V. als der wirkliche Begründer dieses Festes angesehen werden[1]).

Aehnlicher Weise verordnete er auch, daß das Fest des heiligen Franziscus von Paula, welcher der Stifter des Ordens der „mindesten Brüder (fratrum minimorum)," und schon vom Papste Leo X. im Jahre 1519 heilig gesprochen worden war, in der ganzen katholischen Kirche gefeiert werden sollte, und er celebrirte an dem Festtage selbst die heilige Messe in der Klosterkirche dieses Ordens. Eine gleiche Gunst, wenn man es so nennen darf, erwies er den Augustinern, indem er auch das Fest des heiligen Nikolaus von Tolentino, eines Gliedes ihres Ordens, als ein allgemein kirchliches anordnete. Ferner war bei den Franziscanern schon seit mehreren Jahrhunderten das Fest des heiligen Antonius von Padua gefeiert worden; auch dieses setzte Sixtus als ein allgemein kirchliches ein, weil er, wie er öfters erklärte, durch die Fürbitte dieses Heiligen vieler Gnaden theilhaftig geworden sei. Insbesondere hat die Kirche ihm die Einsetzung des Festes des heiligen Placidus und seiner Brüder Eutychian und Victorin und ihrer Schwester Flavia zu danken, deren Namen er in das römische Kalendarium aufnehmen ließ. In dem abendländischen Martyrologium wird schon früher dieser heiligen Blutzeugen Meldung gethan. Placidus war nämlich einer der geliebtesten Schüler des heiligen Benedictus, welcher

1) Binterim's Denkwürdigkeiten. Bd. V. Thl. I.

ihn schon in frühester Jugend in seinen von ihm gestifteten, hochberühmten Orden aufgenommen hatte. Als der große Ordensstifter später in der Stadt Messina in Sicilien ein Kloster gründete, setzte er demselben den erst zwei und zwanzigjährigen Placidus schon als Abt vor. Hier wurde er von maurischen Seeräubern, welche das Kloster bei nächtlicher Stille überfielen, sammt seinen oben genannten Geschwistern, die eben ihrem heiligen Bruder einen Besuch machten, und mit allen seinen Klosterbrüdern umgebracht, nachdem sie die größten Folterqualen um des christlichen Glaubens willen hatten erleiden müssen.

Im Jahre 1276 entdeckte man die Leichname des heiligen Placidus und seiner Genossen unter den Ruinen der Kirche dieses Klosters, welche dem heiligen Johannes dem Täufer geweihet war; und später, im Jahre 1558, auch die Leiber der Geschwister desselben. Sixtus V. setzte dieselben also unter die Zahl der Heiligen, verlieh in einer besondern Bulle der genannten Kirche zu St. Johannes dem Täufer mehrere Indulgenzen, und setzte die Feier ihres Festes für die ganze Kirche auf den 5. October an.

Fünftes Kapitel.

Sixtus sendet den Cardinal Aldobrandini nach Polen, um zwischen Sigismund und dem Erzherzoge Maximilian von Oesterreich Frieden zu stiften. Der Zweck wird glücklich erreicht. Aldobrandini mit Ehren überhäuft.

Es ist Zeit, nun auch einmal wieder auf die politische Thätigkeit unseres großen Sixtus einen Blick zu werfen. Wir haben schon aus mehreren Handlungen erkannt, daß er keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, um die Macht des heiligen Stuhles, das Ansehen des Kirchenoberhauptes zu erhöhen und auszudehnen. In allen wichtigen Fragen der Politik versäumte er niemals ein Wort mitzureden und wenigstens an den Höfen der katholischen Fürsten als Schiedsrichter aufzutreten. Daher war er auch bald entschlossen, nachdem er die Niederlage des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich und dessen Gefangennahme, wie wir im vorigen Buche erzählt haben, gehört hatte, eiligst einen außerordentlichen Gesandten (legatus a latere) nach Polen abzuschicken, um sowohl die Freiheit dieses Fürsten wieder zu erwirken, als

auch in jenem armen Reiche die lang entbehrte Ruhe wieder herzustellen, weil dadurch die ganze Christenheit in Verwirrung gerathen könnte.

Seine Wahl zu dieser wichtigen Mission fiel auf den Cardinal Aldobrandini. Am 23. Mai (1588) reiste derselbe mit einem ansehnlichen Gefolge von Beamten und Dienern, wie es der Würde eines römischen Legaten angemessen war, aus Rom ab. Sixtus hatte ihm durch eine besondere Bulle, welche mit den Worten anfängt: «Dilecto filio Hippolyto etc.» sehr ausgedehnte Vollmachten gegeben, und empfahl ihm sehr angelegentlich, alle seine Weisheit, Klugheit und Gewandtheit aufzubieten, um diese wichtige Angelegenheit zu einem glücklichen Ziele zu führen, da von dem günstigen Erfolge seiner Sendung nicht blos das Heil der Kirche in Polen abhinge, sondern auch die Macht und das Ansehen des heiligen Stuhles nicht wenig werde gefördert werden.

Aldobrandini unterzog sich diesem eben so schwierigen als ehrenvollen Auftrage mit freudiger Bereitwilligkeit und mehr vertrauend auf den Beistand Gottes und das Gebet des heiligen Vaters, als auf seine Fähigkeit und Thätigkeit, war er in seinem Geiste eines guten Erfolges gewiß.

Die Reise wurde so schnell gemacht, als es nur die damaligen Mittel und Wege erlaubten. Ohne Zögern begann der Legat sogleich nach seiner Ankunft die Unterhandlungen mit aller Energie und Geschicklichkeit, deren er nur fähig war — und zwar mit allen Parteien; einmal mit dem Kaiser Rudolph, dann wieder mit Sigismund, und ein anderes Mal wieder mit den Ministern oder mit den Großen des Reiches. Seine rastlosen Bemühungen wurden endlich auch von Gott gesegnet. Nachdem er durch seine unermüdlichen Anstrengungen alle Hindernisse beseitigt hatte, kam es am 29. März 1589 zwischen den Polen und dem deutschen Kaiser zu einem Friedensschlusse, mit welchem beide Theile zufrieden waren. Der gefangene Erzherzog Maximilian erhielt die Freiheit wieder, mußte aber für alle Zeiten, selbst nach dem Tode des Königs Sigismund, auf die polnische Krone verzichten, und letzteren förmlich und feierlich als den allein wahren und rechtmäßigen König von Polen anerkennen.

Feierlich legten die betreffenden Parteien in der Kathedrale ihren Eid in die Hände Aldobrandini's ab, diesen Vertrag unverletzt zu erhalten, und ließen nach einem alten Gebrauche zu mehrerer Beglaubigung und Bekräftigung ihrer Eide vom Kaiser Rudolph eine Acte errichten, welche wie folgt lautete:

„Wir Rudolph II., von Gottes Gnaden erwählter Kaiser des heiligen römischen Reiches ꝛc. ꝛc. geloben und versprechen auf die heiligen Evangelien, dafür zu wachen, daß der soeben durch die Vermittlung des heiligen Vaters und Seines Bevollmächtigten, des ehrwürdigsten Cardinals Aldobrandini, zwischen Unsern Commissarien und denen Unserer Länder einer Seits, und den Bevollmächtigten Seiner Majestät des Königs Sigismund III. von Polen und den Deputirten des Königreichs Böhmen anderer Seits abgeschlossene Friedensvertrag in allen seinen Punkten und Artikeln gehalten und ausgeführt, und daß kraft des genannten Vertrags zwischen Uns und des gedachten Königs Majestät und anderen Staaten, die in diesem Vertrage betheiligt sind, eine stete Einigung und Eintracht erhalten werde. Ich flehe deswegen Gott bei diesen Seinen heiligen Evangelien um Gnade und Beistand[1]).“

Unmittelbar nach dem vollständigen Abschlusse dieser Uebereinkunft fertigte der Legat auch seinen Neffen mit der Nachricht dieses glücklich erreichten Resultates an den Papst ab. — Dieser junge Mann, Namens Cintio Passero, war der Sohn einer Schwester des Cardinals, die er stets vor seinen andern Geschwistern bevorzugt hatte. Seine Zuneigung zu ihr war auch auf ihren Sohn übergegangen, zumal derselbe durch seine außerordentliche Geistesgaben und seltene Gelehrsamkeit zu großen Hoffnungen berechtigte. Deshalb nahm ihn auch der Cardinal auf seiner Gesandtschaftsreise mit nach Polen, und als er später unter dem Namen Clemens VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, erhob er ihn auch zum Cardinal unter dem Titel vom heiligen Georg, ließ ihn aber, nach seinem Namen, Cardinal Aldobrandini nennen.

Nur von zwei Bedienten begleitet trat Cintio seine Courierreise von Warschau nach Rom an und legte dieselbe in zwölf Tagen zurück, was in der damaligen Zeit eine fast unglaubliche Schnelligkeit war. Bei seiner Ankunft in Rom wurde er wegen der frohen Nachricht, deren Ueberbringer er war, sehr schmeichelhaft von Seiner Heiligkeit selbst und vom ganzen Hofe empfangen.

Der Legat säumte, nachdem der Zweck seiner Mission vollständig erreicht war, nun auch nicht lange mehr mit seiner Rückkehr nach Rom. Er hinterließ nach seinem Abgange in Polen

---

[1]) Da uns das Original dieses Dokumentes nicht vorliegt, so können wir auch nicht für den vollständigen Wortlaut garantiren. A. d. V.

eine sehr hohe Meinung von seiner Tugend und von seinen Talenten, und einen allgemein verehrten und hochgeachteten Namen. Sowohl der hohe Adel als auch die höchsten Staatsbeamten gaben ihm bei seiner Abreise in zahllosen Wagen das Geleite, und selbst das gemeine Volk suchte auf alle mögliche Weise seine Liebe und Ehrfurcht zu beweisen.

Um demselben noch einen Beweis seiner Zufriedenheit und seines ganz besondern Vertrauens zu geben, sandte ihm Sixtus noch mehrere Aufträge von Wichtigkeit zu, welche er alle auf seiner Rückreise erledigen sollte, da sie keinen Aufschub hatten. Die Gouverneure der Städte, durch welche ihn sein Weg führte, boten Alles auf, was sie konnten, um ihm Ehrenbezeugungen zu erweisen. Es that sich hierbei insbesondere die Stadt Bologna sehr hervor, wo Aldobrandini sich zu seiner Erholung zwei Tage aufhielt. Er wurde während dieser Zeit auf das Prachtvollste von der Stadt bewirthet.

Als der Cardinal-Legat nahe vor Rom angekommen war, zogen ihm eine Menge Cardinäle, Prälaten und der gesammte hohe Adel Roms bis vor die Thore entgegen, so daß alle Straßen mit zahllosen Equipagen besetzt waren. Der Papst hatte selbst seinen Neffen, den Cardinal Montalto, zum Empfange entgegengesandt und schickte ihm auch seinen Staatswagen mit einer Abtheilung der päpstlichen Garde, um darin seinen Einzug in Rom zu halten — eine Ehre, welche vielleicht noch nie einem Cardinale bei seiner Rückkehr vom Gesandtschaftsposten zu Theil geworden war.

Der neue Palast am Lateran, welchen Sixtus V., wie wir oben schon mitgetheilt haben, so prachtvoll hatte bauen und eben nur wenige Tage vor der Rückkunft Aldobrandini's auf das Glänzendste einrichten lassen, wurde zur Audienz für den Legaten bestimmt.

Der Cardinal stattete zur bestimmten Zeit und Stunde in einem großen Prachtsaale in Gegenwart sämmtlicher Cardinäle von seiner Sendung einen umfassenden Bericht ab, welchen die gesammten Theilnehmer mit vieler Genugthuung anhörten. Es gewährte dem Papste sehr große Freude zu hören, mit welcher Weisheit und Gewandtheit er in einer so hochwichtigen Angelegenheit, bei der sich tausenderlei Hindernisse ihm entgegenstellten, welche oft fast unüberwindlich schienen, zum Ziele gekommen war. Der ganze Hof machte ihm die Aufwartung, und man sprach mehrere Tage lang in Rom von nichts, als von dem Ruhme,

welchen Aldobrandini sich bei dieser Mission erworben hatte. Sixtus hatte dadurch von der Tüchtigkeit und Fähigkeit des Cardinals Aldobrandini eine sehr hohe Meinung bekommen, und bediente sich von nun an bei allen das Wohl der Kirche betreffenden wichtigen Fragen seines Rathes und seiner Mitwirkung. Seine Zuneigung zu ihm war so groß, daß er wiederholt äußerte: „Endlich habe ich einmal einen Mann nach meinem Herzen gefunden.“

Sechstes Kapitel.

Die Vatikanische Bibliothek, und die Verdienste Sixtus V. um dieselbe.

Wenn aber auch Sixtus von allen jenen großen Werken, Instituten und Regierungsmaßregeln, deren wir bisher Erwähnung gethan haben, und welche alle einen eben so eminenten Geist, als energischen Character bekunden, keine unternommen hätte, so wären doch seine Verdienste um die weltberühmte Vatikanische Bibliothek allein schon hinreichend, seinen Namen unsterblich zu machen.

Da der Vatikan mit seiner Bibliothek wohl sehr vielen unserer Leser kaum mehr, als nur dem Namen nach bekannt sein dürfte, so wollen wir der Beschreibung desselben ein eigenes Kapitel widmen.

Der Vatikan, wohl einer der größten Paläste in der ganzen Welt, ist erst nach und nach das geworden, was er jetzt ist, weil er im Grunde genommen eigentlich nur eine Zusammenhäufung von mehreren Palästen ist, welche in verschiedenen Jahrhunderten und mithin auch von verschiedenen Baumeistern erbaut wurden. Es ist aber gleichwohl eine gewisse Einheit in diesem enormen Gebäude nicht zu verkennen. Der ganze Palast, wie er jetzt ist, bildet ein rechtwinkeliges Viereck, hat in der Länge 1080 Fuß und in der Breite 720 Fuß, enthält 10,246 Säle, Zimmer und Gänge, Gallerieen und Corridors[1]), 200 Treppen und 22 Höfe, so daß eine Armee von 300,000 Mann darin untergebracht werden könnte. Er wurde zuerst von Kaiser Constantin dem Großen den römischen Päpsten geschenkt. Eugen III. ließ ihn in der Mitte des zwölften Jahrhunderts von

1) Man nimmt in der Regel in runder Summe 11,000 an.

Grund aus neu bauen. Sixtus V. fügte diesem nun noch eine Menge neuer prächtiger Gemächer hinzu, worin er die große Bibliothek, die reichste in der Welt, aufstellen ließ. Auch spätere Päpste, zuletzt noch Pius VI. und Pius VII., vergrößerten diesen ungeheueren Palast noch durch den Anbau großer Seitenflügel u. s. w. und zwar ersterer insbesondere durch das Museum Pio-Clementinum, welches einen unendlichen Reichthum an Statuen, Vasen 2c. 2c., z. B. den weltberühmten Apollo von Belvedere, den Laokoon, Torso 2c. enthält, — und letzterer durch das prachtvolle Museum Chiaramontie. In und dicht an diesem Riesenpalaste befinden sich auch noch die Sixtinische und die Paulinische Kapelle, deren Wände und Decken mit den Freskogemälden der berühmtesten Meister geschmückt sind, insbesondere die Sixtinische Kapelle mit dem unschätzbaren 60 Fuß hohen und 40 Fuß breiten „Jüngsten Gerichte" von Michael Angelo.

Der Vatikan wird wegen seiner etwas ungesunden Lage nur sehr selten noch, und dann auch nur auf sehr kurze Zeit von den regierenden Päpsten bewohnt, und ist hauptsächlich zur Aufbewahrung aller der kostbaren Schätze aus den Reichen der Natur, Kunst und des Alterthums bestimmt, an denen Rom vor allen Städten der Welt die reichste ist.

Ein Theil dieses gewaltigen Palastes heißt das Belvedere, und hat seinen Namen von der schönen Aussicht, die man von seiner Höhe herab genießt. Diesen wählte Sixtus V. zur Aufstellung der großen Bibliothek, nachdem er eine Menge von Sälen hatte einrichten, und mehrere Gebäude zu Wohnungen für die Bibliothekbeamten und das nöthige Dienstpersonal anbauen lassen. Auch ließ er im Vatikan für den Cardinal-Oberbibliothekar prachtvolle Appartements herrichten und demselben zur freien Disposition stellen.

Die ganze Länge des Hauptsaales wird zu ungefähr 300 Fuß und die Tiefe zu 70 Fuß angegeben, dessen Decke seiner Länge nach von einer Reihe wohlgeordneter Säulen getragen wird. An diesen stoßen noch zwei andere große Säle an, in welchen die kostbarsten Bücherschätze und Manuscripte aufbewahrt werden. Ueber 300,000 Bände und 30,000 Manuscripte sind in allen diesen Sälen aufgestellt und niedergelegt, von denen die letzteren eine große Menge der seltensten und unschätzbarsten Werke enthalten, und eben darum der Vatikanischen Bibliothek unstreitig den Vorrang vor allen Bibliotheken Europa's verschaffen, während sie

in Betracht der Bändezahl vielleicht von mehreren andern deutschen übertroffen wird.

Der Zutritt zu derselben ist daher auch besonders unbekannten Fremden, welche nicht von einflußreichen Personen empfohlen sind, immer sehr erschwert gewesen.

Sixtus ermangelte nicht, diese Hallen der Weisheit würdig auszustatten. Die größten und berühmtesten Maler der damaligen Zeit mußten ihre Pinsel zur Ausschmückung der Wände und Decken leihen. An der Außenseite wurden in sehr sinnreicher Weise die Attribute der Literatur und Wissenschaften al fresco gemalt.

Die inneren Wände wurden mit großartigen Gemälden geschmückt, deren Stoff theils aus der Kirchen-, theils aus der Literaturgeschichte genommen war. So enthielt ein Corridor die Darstellung sämmtlicher allgemeinen Concilien, vom ersten zu Nicäa (im Jahre 325) angefangen bis zum letzten, dem Concilium von Trient. Unter jedem Gemälde war zugleich in wenigen Worten angegeben, unter welchem Papste, unter welchem Kaiser und gegen welche Irrlehre das Concil gehalten worden sei, mit deren detaillirter Aufzählung wir aber den Leser nicht ermüden wollen. Nur beispielsweise wollen wir die unter dem ersten Concil von Nicäa und unter dem von Trient anführen. Jene lautete: „Der heilige Sylvester, Papst, und Flavius Constantin, mit dem Beinamen: der Große, Kaiser; Jesus Christus, der Sohn Gottes, wird als gleiches Wesens mit dem Vater erklärt: die Ketzerei des Arius wird verdammt und der Kaiser läßt zufolge eines Decrets des Concils die Bücher der Arianer verbrennen."

Die Inschrift unter dem Gemälde, welches die allgemeine Kirchenversammlung von Trient darstellte, lautete: „Paul III., Julius III. und Pius IV., regierende Päpste zu Rom: Die lutherische und andere Ketzereien werden verdammt, und die alte Kirchendisciplin wird in ihrer Reinheit wieder hergestellt."

Außer diesen Concilien wurden in demselben Saale noch alle die berühmtesten Bibliotheken, welche jemals in der Welt bis dahin existirt hatten, ebenfalls mit erklärenden Inschriften bildlich dargestellt. Die Bücher der Hebräer sind die ersten, und zwar werden die fünf Bücher Mosis (der Pentateuch) zuerst genannt. Dann folgen: die Bibliothek der Chaldäer in Babylon, die Bibliothek der Griechen in Athen, die berühmten Bücher der Sybilla, welche Terquinius Superbus, letzter römischer König, einstens

so geheimnißvoll kaufte; ferner die Palast-Bibliothek der römischen Kaiser, die Bibliothek zu Alexandrien, Jerusalem, Cäsarea bis auf die zu Rom selbst.

In einer anderen Abtheilung fand man in Gemälden die Erfinder der Buchstabenschrift bei den verschiedenen Völkern, von Abraham, welchem die Sage die Erfindung der syrischen und chaldäischen Buchstaben zuschrieb, angefangen. Ihm folgen Moses, Esdras, Memnon, Isis (Königin von Egypten), Phönix (bei den Phöniziern), Cadmus, der die Buchstabenschrift nach Griechenland brachte, Pythagoras, Epicharmes von Sicilien, Nikostrata, Demarathus von Korinth, ferner der heilige Johannes Chrysostomus, welchem das armenische, und der heilige Hieronymus, dem das illyrische Alphabet zugeschrieben wurde und zuletzt noch Ulphilas, arianischer Bischof der Gothen, der älteste Uebersetzer der heiligen Schrift in die germanische Sprache. Daß aber, besonders was die ersten und ältesten derselben betrifft, diese Erfindungen fast alle nur auf Sagen beruhen und geschichtlich darüber nichts feststeht, bedarf wohl kaum einer Bemerkung.

Zuletzt waren auch noch die Porträts Sixtus V. selbst und des deutschen Kaisers in ein besonderes Feld gebracht; ersteres hatte die Ueberschrift: Vicarius Domini Nostri Jesu Christi[1]), das andere: Defensor ecclesiae[2]).

Die beiden anderen anstoßenden Säle der Bibliothek, in welchen die seltensten und schätzbarsten Werke und Manuscripte aufbewahrt wurden, waren nicht minder mit herrlichen Freskogemälden ausgeschmückt, insbesondere mit den Bildnissen der berühmtesten Gottesgelehrten und großer, um die katholische Wissenschaft verdienter Heiligen.

Alle diese Einrichtungen waren das Werk Sixtus V., wie insbesondere zwei marmorne Tafeln, welche in der Bibliothek aufgestellt waren, durch ihre mit goldenen Buchstaben eingegrabenen Inschriften bezeugten. Der Inhalt der ersteren ist ungefähr dieser:

„Es wird anbefohlen, genau von Punkt zu Punkt alle Artikel des Reglements, welches der regierende Papst Sixtus V. zur Erhaltung der Vatikanischen Bibliothek aufgestellt hat, zu beobachten. Es ist allen und jeden Beamten derselben bei Strafe der größern, Seiner Heiligkeit Selbst reservirten Excommunication verboten, irgend ein Buch daraus wegzunehmen, oder zu entfernen, oder

1) Statthalter unsers Herrn Jesu Christi.

2) Schirmer der Kirche.

Jemanden zu leihen, wer es auch sei, und aus welcher Ursache und unter welchem Vorwande es auch geschehe. Und es ist ihnen unter derselben Strafe geboten, zu verhindern, daß Jemand dieselben stehle, beschädige, verderbe oder zerreiße, sei es aus Unvorsichtigkeit, oder aus Unwissenheit, oder aus Bosheit."

Die andere Marmortafel hatte eine Inschrift folgenden Inhaltes:

„Sixtus V., souveräner Papst, hat dieses Gebäude von Grund aus einrichten lassen, um an einem der Achtung und Verehrung, die man heiligen Büchern schuldig ist, würdigen Orte jene Bücher aufzubewahren, die seit dem Anfange der Kirche von jenen heiligen Männern, welche die Gnade hatten, dem heiligen Apostelfürsten Petrus zu folgen, gesammelt wurden. Da diese Schriften seit der Zeit, wo die Christenheit sich des Friedens zu erfreuen begann, bei der Kirche zum heiligen Johannes vom Lateran aufgestellt waren, so hat man sie in der Folge der Zeit zu größerer Bequemlichkeit der Päpste in den Vatikan gebracht. Nikolaus V. und Sixtus IV. haben ihre Zahl bedeutend vermehrt. Weil jedoch das bisherige Lokal, worin die Bibliothek sich befand, unfreundlich, unbequem und ungesund war, so hat Sixtus V. diese Säle hier dazu herstellen lassen, und mit Vorzimmern, Hallen, Corridoren und andern würdevollen Gemächern in Verbindung gesetzt, mit den Gemälden der berühmtesten Meister seiner Zeit ausgeschmückt, mit Allem ausgerüstet, was nur die größere Verbreitung der Wissenschaften und freien Künste befördern kann, und diese Bibliothek dem allgemeinen Nutzen und Frommen gewidmet im Jahre des Heils 1588, im vierten seiner Regierung."

Die Vatikanische Bibliothek ist, wie schon gemeldet, die wichtigste und kostbarste der ganzen Welt, vorzüglich wegen ihrer höchst seltenen und kostbaren lateinischen, griechischen, hebräischen, arabischen :c. Manuscripte und Codices, an denen sie durch die Fürsorge der Päpste, insbesondere Leo's X., Pius IV., Sixtus V., Paul V., Urban VIII., Clemens VIII., Alexander's VII., Benedict XIII., Leo's XII. u. s. w. einen unschätzbaren Reichthum hat. Unter den Päpsten Paul V. und Urban VIII. wurde das Lokal wegen des Geschenkes der bedeutenden und wichtigen Heidelberger Bibliothek noch mehr erweitert.

Daneben errichtete Sixtus V. noch eine große Buchdruckerei, um soviel als möglich correcte Ausgaben der wichtigsten theologischen und anderer wissenschaftlichen Werke zu erhalten, und dieselben von den Fehlern zu reinigen, welche durch Unverstand

oder Böswilligkeit von Abschreibern, Herausgebern oder Irrlehrern sich in den Manuscripten und Codicen eingeschlichen hatten.

In dieser Druckerei ließ er ferner die heilige Schrift in mehreren Sprachen auflegen, so wie auch viele christliche Unterrichtsbücher und die unsterblichen Werke der Kirchenväter.

Sixtus übertrug die Leitung dieses eben so wichtigen als schwierigen Unternehmens dem Dominico de Baza, ausgezeichnet durch seine große Gelehrsamkeit und praktische Tüchtigkeit, die er sich in diesem ehrenvollen Amte schon durch langjährige Erfahrung erworben hatte. Er führte seine Geschäfte mit so viel Einsicht und Gewandtheit, daß diese Druckerei in kurzer Zeit mit Allem ausgerüstet war, was dazu gehörte, um der Größe des Unternehmens und dem Ruhme des Gründers dieser Anstalt zu entsprechen, und was eine mit Fleiß, Ehrlichkeit und Treuherzigkeit geleitete Presse erfordert.

Zehntes Buch.

Der Papst.

(1589.)

Erstes Kapitel.

Ermordung des Herzogs von Guise auf Befehl Heinrichs III. von Frankreich. Heinrich sucht sich beim Papste darüber zu rechtfertigen.

Frankreich wurde im Anfange des Jahres 1589 von großen Schicksalen heimgesucht, die sogar bis an den römischen Hof gefühlt wurden und dem Papste nicht wenig Unruhen verursachten. Der Zusammenhang unserer gegenwärtigen Geschichte erfordert es, daß wir in möglichster Gedrängtheit die Ursache und den Anfang derselben erzählen.

Heinrich III. war schon lange mit dem Entschlusse umgegangen, sich des Herzogs von Guise zu entledigen. Das Ansehen und die Macht, welche diesem Prinzen seine Ritterlichkeit und sein Character bei den Parisern gewonnen hatten, waren ihm ein Dorn im Auge und die Eifersucht über die vermeintliche schimpfliche Zurücksetzung verleitete ihn endlich zu jenem blutigen und schrecklichen Entschlusse. Es war im December 1588, als der König von Frankreich den Herzog von Guise zu sich in sein Kabinet einladen ließ. Indem er den Vorsaal, in welchem die adlige Leibgarde aufgestellt zu sein pflegte, durchschritt, wurde er plötzlich von Eilfen derselben umringt, und in dem Augenblicke, als er die Thüre zum königlichen Gemache öffnen wollte, mit Degenstichen ermordet, und hauchte nach einigen Worten und lautlosen Seufzern sein Leben aus.

Am 3. Januar kam ein besonderer Courier mit dieser Nachricht in Rom an, als eben der Papst mit dem Cardinale Jogeuse sich über die Wirren und Unruhen in Frankreich besprach.

So überraschend dieselbe auch war, so ließ Sixtus doch wenig innere Bewegung merken. Der Herzog von Guise war wohl bekannt als Haupt der Ligue und erster Vorkämpfer des katholischen Glaubens in Frankreich; allein er war Politiker genug, um in Gegenwart eines Fremden eine gewisse Gleichgültigkeit über diese höchst wichtige Begebenheit an den Tag zu legen, und

sein politischer Takt ließ ihn nicht im Zweifel, welche Partei er hier ergreifen müsse. Denn unmöglich durfte er sich auf die Seite eines Mannes schlagen, der zwar ein eifriger Verfechter der katholischen Kirche, aber in den Augen Sixtus des Fünften zugleich auch ein ehrgeiziger Baron war, welcher das Ansehen des Königs von Frankreich bei dessen Unterthanen herabzuwürdigen bemüht war. Er mußte also zu der Partei der bestehenden Autoritäten halten, weil er seinem Charakter als Monarch getreu bleiben wollte, so sehr ihn auch der Verlust eines so schätzbaren Streiters für die Kirche schmerzte. Sobald also der Papst diese beklagenswerthe Todesbotschaft erhalten hatte, wandte er sich zu dem Cardinal Jogeuse und sprach, mit den Achseln zuckend, die bemerkenswerthen Worte: „Wer weiß, ob nicht mancher Andere auch so gehandelt hätte, wenn er König von Frankreich gewesen wäre.“ Er ließ sich alle Einzelheiten dieser traurigen Begebenheit mittheilen und sagte dann: „Das ist es eben, was in der Regel allen Denjenigen begegnet, welche ohne Vorsicht und Ueberlegung etwas beginnen, um große Thaten zu begehen, betrogen und verblendet von ihrem Ehrgeize.“ Als er aber vier Tage später erfuhr, daß den Cardinal von Guise ein gleiches Loos getroffen habe, als seinen Bruder, den Herzog, gerieth er in die heftigste Bewegung, deren ein Mann von seinem Character nur fähig ist, zumal als ihm noch berichtet wurde, daß auch der Cardinal von Bourbon und der Erzbischof von Lyon noch verhaftet worden seien. Zum bessern Verständniß für unsere Leser ist es nöthig, daß wir etwas näher auf diese blutigen Begebenheiten eingehen.

Einige Stunden noch vor der Ermordung des Herzogs von Guise hielt der König mit dem Cardinale Morosini eine Conferenz, worin er ihm zu beweisen suchte, daß er so und nicht anders hätte handeln müssen, um den Intriguen und Kabalen des Herzogs zuvorzukommen, um Krone und Leben zu retten, ohne dessen Tod er Beides hätte verlieren müssen. Gott selbst habe mitgewirkt, sich eines so gefährlichen Feindes zu entledigen, ohne dessen wunderbare Fügung würde es menschlicher Weise unmöglich gewesen sein, zum Ziele zu gelangen. Keiner kenne die Größe der Gefahr, in welcher der König geschwebt habe, so gut, als er selbst. Er habe eine That der Gerechtigkeit begangen, allen göttlichen und menschlichen Gesetzen angemessen. Das Publikum sei nur allzu sehr überzeugt von der Beschimpfung, die ihm der Herzog von Guise unaufhörlich angethan habe, ohne daß er selbst

ihm jemals dazu Ursache oder Veranlassung gegeben hätte, abgesehen von der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit, welche ein Unterthan seinem Souverän schuldig sei. Seine natürliche Milde und die Furcht vor Beunruhigung seines Reiches habe ihn lange Zeit alle diese Beleidigungen mit Geduld ertragen lassen. Er bitte also den Herrn Cardinal, diese guten und gerechten Gründe seiner begangenen Handlung Seiner Heiligkeit so schnell als möglich mitzutheilen, noch ehe die boshaften Intriguen seiner Feinde ihm zuvorkämen und durch Entstellungen und Vergrößerungen des Vorgefallenen dem Papste eine ganz unrichtige Ansicht davon gäben, und seinen Zorn anfachten.

Der König hatte aber hiermit dem Cardinal Morosini nichts Neues gesagt; denn das allgemeine Gerücht hatte ihn von den Anschlägen des Herzogs von Guise auf den König unterrichtet. Dieser Umstand bewog auch den Legaten in einem Tone der Mäßigung und Ehrfurcht die Unterredung fortzusetzen, um den König in der günstigen Stimmung für den römischen Hof zu erhalten, in welcher er eben jetzt war, und ihn von einem Friedensschlusse mit den Hugenotten abzuhalten; daher ließ er ihm die Hoffnung durchschimmern, daß seinen Gründen der Papst als allgemeiner Vater der Christenheit ein geneigtes Ohr verleihen werde, und gab ihm zu verstehen, seine Rechtfertigung des Vorgefallenen bei demselben nur mit Gründen der strengsten Wahrheit zu führen, wenn sie ihm gelingen solle.

Morosini beutete nun, die Wichtigkeit des gegenwärtigen Augenblicks wohl erkennend, die Lage des Königs auf das gründlichste für seine Zwecke aus. Er brachte den König sehr geschickt dahin, daß er ihm eidlich versprach, wenn der Papst seine Macht mit der seinigen vereinigen wolle, mehr als je Alles zur gänzlichen Ausrottung aller Ketzereien in seinem Reiche aufzubieten und keine andere Religionsübung zu dulden, als allein die römisch-katholische.

Zweites Kapitel.

Der Cardinal von Guise wird verhaftet und ermordet. Zorn Sixtus V. über diese Frevelthat.

An demselben Tage, als der Herzog von Guise das beklagenswerthe Opfer gedungener Meuchelmörder wurde, vollführten auch die Marschälle von Aumont und von Retz den ihnen gegebenen Auftrag, den Cardinal von Guise, Bruder des Herzogs,

zu verhaften, und führten ihn unter starker Bedeckung in ein geheimes Gefängniß. Fast zu derselben Stunde versicherte man sich auch der Person des Cardinals von Bourbon und nahm ihn im Bette liegend gefangen, worauf ihn die Schwächen und Ungemächlichkeiten seines hohen Alters oft niederwarfen. Er wurde nach Quatre-Blois geführt; dasselbe geschah mit dem Erzbischof von Lyon. — Jene Unterhaltung des Königs mit Morosini hatte übrigens nicht sowohl den Zweck, um den Legaten wegen des Todes des Herzogs von Guise aufzuklären (denn Heinrich wußte, daß der Papst dabei kein besonderes Interesse hatte), als vielmehr um seine Gesinnung über die Verhaftung der beiden Cardinäle und des Erzbischofs zu erforschen. Der Legat ließ sich aber nichts merken, daß er davon schon unterrichtet war, blieb mit dem Könige noch in gutem Vernehmen (was indessen von Sixtus nicht gebilligt wurde), und wohnte an diesem Tage in Begleitung desselben der heiligen Messe bei. Anderer Seits wurde er von Heinrich III. wieder durch Beweise von Aufmerksamkeit ausgezeichnet.

Als der König sah, daß der Legat über die Verhaftung jener Prälaten nicht ungehalten zu sein schien, so glaubte er weiter gehen zu dürfen und sich auch auf dieselbe Weise des andern Guise, des Cardinals, der ihm nicht minder gefährlich war, zu entledigen, um mit seinem Blute den Brand zu löschen, welchen er und sein Bruder im Königreiche angefacht hätten.

Er machte fünf und vierzig von seinen Vertrautesten einem nach dem andern den Vorschlag, den Cardinal von Guise im Gefängnisse zu tödten; allein keiner von ihnen wollte sich diesem barbarischen Auftrage unterziehen. Nur ein gewisser Hauptmann bei der Garde, Herr Dügast genannt, fand sich bereit, den schändlichen Befehl seines Herrn durch Soldaten seiner Compagnie am andern Morgen in aller Frühe auszuführen.

Zur bestimmten Stunde des folgenden Tages (am 24. December) trat der genannte Offizier in das Zimmer, in welchem der Cardinal von Guise und der Erzbischof von Lyon bewacht wurden, ein.

Sie hatten die Nacht in Todesangst und unablässigem Gebete zugebracht und einander gebeichtet. Dügast befahl dem Erzbischofe, ihm zu folgen.

Der Cardinal dachte nun nichts anders, als man führe seinen Freund zum Tode, und rief ihm nach: „Empfehlet Eure Seele dem lieben Gott, Herr Erzbischof.“

„„Ach, mein theurer Monsignore““ — entgegnete ihm dieser mit trauriger Stimme im Abgehen — „„vergesset auch nicht Eure eigne Seele dem Herrn zu empfehlen!““ Da er überzeugt war, daß man denselben ebenfalls ermorden werde.

Der Erzbischof wurde in ein Nebenzimmer geführt und bewacht; Dügast kehrte dann wieder dahin zurück, wo der Cardinal von Guise geblieben war, und erklärte ihm in ganz dürren Worten, daß er sich sogleich zum Tode bereiten solle, er habe nicht lange mehr zu leben.

Der unglückliche Prinz bat jetzt nur noch um die Gnade, sein Gewissen erforschen zu können, fiel dann nieder auf seine Kniee, betete sehr inbrünstig aber kurz und sagte dann, sein Haupt bedeckend, mit dem festen Tone der Entschlossenheit: „Wohlan! so vollstrecken Sie dann nun die Befehle Ihres Herrn!“

Alsobald stießen ihn vier Soldaten auf den Wink ihres Anführers mit ihren Partisanen nieder und trugen dann seinen Leichnam zu dem des Herzogs, seines Bruders.

Unterdessen befand sich der König von tausend einander durchkreuzenden Gedanken bewegt in einer angstvollen Stimmung, und wußte nicht, auf welche Art er sein gewaltsames Verfahren einem Papste von dem Charakter, wie ihn Sixtus hatte, nur einigermaßen entschuldbar mittheilen lassen könnte. Der päpstliche Legat, welcher von dem wahren Stande seiner Verhältnisse gut unterrichtet war, hatte zwar bisher immer noch eine ihm günstige Stimmung bewiesen und versprochen, sein Interesse bei Seiner Heiligkeit zu vertreten; allein nichts desto weniger war zu befürchten, daß die Spanier und die Ligue, deren Mißstimmung gegen ihn nach diesen Vorgängen noch verstärkt worden war, und welche in ihrer drohenden Stellung verharrte, ihm in Rom den Rang ablaufen und die Möglichkeit abschneiden möchten, dem Papste das wahre Sachverhältniß, wie es zu seinen Gunsten wäre, darzustellen.

Um dieses zu verhindern, schickte Heinrich III. sogleich unmittelbar nach der Ermordung des Cardinals einen Courier, dem die größte Eile anbefohlen war, mit Depeschen an seinen Gesandten, den Marquis Pisani in Rom, um über das im Schloß Blois Vorgefallene dem römischen Hofe Mittheilung zu machen, und dem Papste zugleich die unabwendbare Nothwendigkeit zu beweisen, welche ihn gezwungen habe, ein so gewaltsames Rettungsmittel zu ergreifen. Dadurch hoffte er auch den üblen Gerüchten in

Rom selbst vorzubeugen und zu gleicher Zeit seine eigene Handlung zu rechtfertigen.

Einige Tage vorher hatte Heinrich III. einem florentinischen Edelmanne, Hieronymus Gondi, Befehl gegeben, sogleich nach dem Weihnachtsfeste nach Rom abzureisen und daselbst die Legation von Avignon für den Cardinal von Guise zu erwirken; als aber die Sache eine andere Wendung nahm, erhielt er Befehl, so schleunigst als möglich nach Rom zu eilen, um im Vereine mit dem Marquis von Pisani Alles zur Besänftigung des Papstes über den Tod des Cardinals von Guise aufzubieten und des Königs Absolution von diesem Verbrechen zu erwirken.

Am 16. Januar 1590 des Abends kam Gondi in Rom an und brachte die erste Nachricht von den jüngsten Vorfällen in Frankreich dahin, von denen er aber nur erst dem Marquis Mittheilung machte. Sie blieben die ganze Nacht beisammen, um zu berathen, wie sie am besten den Papst vorbereiten könnten, damit er jene Nachrichten mit möglichster Mäßigung aufnehme. Allein man war ihm doch schon zuvorgekommen. Noch in derselben Nacht vernahm Sixtus die Ermordung der beiden Guise und zugleich die Einsperrung des Cardinals Bourbon und des Erzbischofs von Lyon. Er stampfte mit den Füßen und ballte die Hände bei dem Lesen dieser wichtigen Depeschen, und erfüllte Alle, welche Zeugen davon waren, mit Angst und Schrecken. Er ließ Pisani und Gondi zu sich rufen. Mit höchst ernster Miene und strengem Blicke empfing er sie. Kaum konnte er seinen Zorn einigermaßen bemeistern. „Er habe sehr auffallende Nachrichten aus Frankreich erhalten, und müsse sich sehr über den König beschweren, welcher nicht nur die Rechte und Freiheiten der Kirche, sondern auch die Privilegien und die Ehre des heiligen Cardinalscollegii auf das Tiefste verletzt, und somit göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen getreten habe, dadurch, daß er so grausam das Blut eines Cardinals vergossen und zwei andere von den angesehensten Kirchenfürsten gleich gemeinen weltlichen Verbrechern in's Gefängniß geworfen habe.

Die beiden französischen Minister stellten hierauf dem Papste in zwar demüthiger und ehrfurchtsvoller, aber auch entschiedener Sprache die Gründe vor, welche den König, ihren Herrn, zu dieser Handlungsweise gezwungen hätten, und verbreiteten sich insbesondere über die Größe des Verbrechens der beleidigten Majestät, dessen sich diese drei Prälaten schuldig gemacht hätten. Sie suchten darzuthun, daß die große Machtübung, welche jene an sich

gerissen, dem Könige nicht mehr die Wahl gelassen hätte, ihnen den Prozeß nach den gebräuchlichen Formen des Rechts zu machen, nachdem sie ihn gezwungen, zur Sicherheit seines Lebens den Louvre zu verlassen und verkleidet aus Paris zu flüchten. Alle Wirrungen und Unruhen seines Reiches wären einzig durch die Intriguen und Kabalen des Herzogs und des Cardinals von Guise herbeigeführt worden. Seine Majestät habe sich endlich der für einen Fürsten schimpflichen Knechtschaft, die ihn sogar mit dem Verluste seiner Krone bedroht habe, entziehen wollen und es deshalb für nöthig erachtet, ihr Verbrechen zu strafen, ohne sie erst noch dem schleppenden Gange der gerichtlichen Procedur zu unterwerfen. Da dieses Verbrechen der ganzen Welt bekannt sei, so sei der König auch in seinem Rechte gewesen, wenn er die Justiz so ausgeübt habe, wie es ihm am besten geschienen. Uebrigens hätten sich die Herren von Guise des Schutzes des heiligen Stuhles auch durch ihr Sacrilegium und durch die Entheiligung, womit sie die heiligsten Geheimnisse unserer Religion entweihet hätten, ganz unwürdig gemacht, da sie meineidig geworden seien und das Vertrauen des Königs, ihres Herrn, mißbraucht hätten. Die Vertheidigung der Religion, für welche kein anderer Regent der katholischen Christenheit mehr Eifer habe, als eben ihr Fürst, sei nur der Vorwand gewesen, unter welchem Jene ihren Ehrgeiz versteckt hätten, welcher die allein und einzig wahre Ursache aller der Bewegungen, die das Reich erschüttert und so unendlich zahllose Opfer an Menschenleben gekostet hätten, sei, da sie sich durch alle diese blutigen Verwirrungen hindurch einen Weg zum Throne hätten bahnen wollen, nachdem sie die rechtmäßigen Erben desselben davon vertrieben und ausgeschlossen."

Zu allen diesen Gründen fügten sie noch die Versicherung der aufrichtigsten Unterwerfung ihres königlichen Herrn, als treuen und ganz gehorsamen Sohnes, unter die Kirche, seine Mutter; er sei entschlossen, sich jeder Genugthuung zu unterziehen, welche Seine Heiligkeit ihm auferlegen werde, und aus diesem Grunde habe er ja auch den Herrn von Gondi als außerordentlichen Bevollmächtigten nach Rom gesendet, um Seine Heiligkeit zu bitten, dem Könige die Benediction und durch diese Gnade den Beweis zu geben, daß Sie über das Vorgefallene keinen Unwillen hegten.

Allein es fehlte noch viel, ehe der Papst durch diese lange Rede überredet oder besänftigt wurde.

„Ich weiß recht wohl" — sagte er, zu Pisani gewendet, —

„daß Gondi wegen einer ganz anderen Ursache nach Rom geschickt worden ist, als warum es sich jetzt handelt. Ich kann aber nicht begreifen, wie der König von Frankreich gegen den heiligen Stuhl so viel Submission bezeugen und seine Losſprechung in demselben Augenblicke betreiben kann, wo er noch einen Cardinal und einen Erzbischof gefangen hält, welche doch keinen anderen Richter anzuerkennen haben, als die Kirche. Man hätte sich nur, wenn diese etwas verbrochen hatten, über ihr schlechtes Benehmen bei mir beklagen dürfen, ich würde schon Gerechtigkeit geübt haben; und daß ich das kann, daran zweifelt wohl Niemand mehr."

Hiergegen wandten die beiden französischen Bevollmächtigten ein, daß ihnen doch wohl ihr amtlicher Charakter bei Seiner Heiligkeit hinlängliche Glaubwürdigkeit verschaffe über alles dasjenige, was sie Seitens des Königs, ihres Herrn, bezeugt hätten, und daß dieser ganz von Herzen die Absolution zu erlangen wünsche.

„In Ihrer Eigenschaft als Gesandte, meine Herren" — entgegnete ihnen hierauf Sixtus — „haben Sie keine andere Vollmacht, als in weltlichen und zeitlichen Angelegenheiten mit mir zu verhandeln, niemals aber sich in rein geistliche und zumal in Gewissenssachen zu mischen. Was insbesondere die letztere angeht, so wissen Sie, daß einer Losſprechung, einer Absolution ganz unbedingt auch deutliche Beweise einer wahren und aufrichtigen Reue vorangehen müssen. Zu diesem Zwecke mußte der König allerdings einen außerordentlichen Bevollmächtigten hierher schicken, und um sich der Verzeihung würdig zu machen, seine Buße damit anfangen, daß er die beiden gefangenen Prälaten erst wieder in Freiheit setzen ließ."

Während dieser Rede erhitzte sich der Papst immer mehr und fügte endlich noch heftig hinzu: „Ihr Herr und Sie selbst suchen nur nach Mitteln, um mich zu täuschen und behandeln mich, als ob ich immer nur noch ein armer Mönch wäre, der zu keinen höhern Staatsangelegenheiten fähig wäre. Allein merken Sie sich, daß Sie sich da selbst täuschen, und daß sie ein regierendes Kirchenoberhaupt vor sich haben, welches zu jeder Zeit bereit ist, selbst sein Blut zu vergießen, wenn es gilt, die Ehre und die Interessen der Kirche aufrecht zu erhalten."

So ging das Hin- und Herreden zwischen Sixtus und den beiden Gesandten noch eine Zeit lang fort, ohne daß etwas erzielt worden wäre, bis endlich der Marquis von Pisani seinen Verdruß nicht mehr verbeißen konnte.

„Wie sollte wohl, heiliger Vater, der König, mein Herr, nicht die Befugniß haben, sich des Cardinals von Guise, seines Todfeindes, zu entledigen, nachdem ja Papst Pius IV. den Cardinal Caraffa, der doch sein Freund war, ebenfalls hat erdrosseln lassen."

Diese verwegenen Worte Pisani's brachten den Papst so in Zorn, daß er die beiden Gesandten ohne Weiteres und mit einer Miene verabschiedete, welche nichts Gutes verhieß. Er berief sogleich für den andern Tag ein geheimes Consistorium zusammen, und ließ zu gleicher Zeit den Gesandten von Venedig, Albert Badoar, zu sich bescheiden, um sich in dessen Gegenwart über das Benehmen des Legaten Morosini, der ein Venetianer war, so auszulassen, wie er es verdient hatte. Er nannte ihn einen Verräther und Feind der Kirche und schwur, ihn das ganze Gewicht seiner Ungnade und seines Zornes fühlen zu lassen. Badoar entschuldigte seinen Landsmann so gut er konnte, aber auch sehr vorsichtig, um nicht dem Papste etwas zu sagen, was seine Mißstimmung noch erhöhen könnte.

Drittes Kapitel.

Ein Consistorium wird über jene That zusammenberufen. Rede des Papstes an die Cardinäle. Es wird zur Untersuchung jener Angelegenheit eine Congregation niedergesetzt. Heinrich III. sendet den Bischof von Mans nach Rom. Vergebliche Bemühungen desselben, den König zu rechtfertigen.

Als am anderen Tage sich das heilige Collegium versammelt hatte, trat Sixtus mit Leidenschaft und unverhohlenem Zorne in das Consistorium. Er begann sogleich damit, gegen den Cardinal Morosini allen Unmuth auszulassen und drohte, ihm den geheiligten Purpur wieder zu nehmen, weil er Theil habe an dem traurigen Ende des Cardinals von Guise, dem er das Leben habe retten können, wenn er nur die geringste Empfindlichkeit über dessen Gefangennahme bei dem Könige von Frankreich geäußert hätte. Dieser würde dann wenigstens Anstand genommen haben, ihn so schnell tödten zu lassen. Und Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Darauf machte er den Cardinälen in immer noch heftigen Worten Mittheilung von Allem, was zwischen ihm und den Gesandten von Frankreich hierüber verhandelt worden war, und

legte insbesondere die Gründe dar, welche ihn bestimmten, dem Könige Heinrich III. von Frankreich die Absolution zu verweigern, und fuhr dann fort:

„Ich weiß es, daß es auch unter Ihnen Einige gibt, welche es versuchen würden, selbst in meiner Gegenwart den Mord des Cardinals von Guise zu entschuldigen, ohne das Unrecht zu überlegen, welches sie dadurch ihrem eigenen Amte zufügen, noch die Gefahr zu erwägen, in welche sie den geheiligten Purpur stürzen würden. Was mich betrifft, der ich nicht so leichtsinnig die Interessen dieses erhabenen Collegiums verlasse, so erkläre ich und versichere Ihnen bei Allem, was die Glaubwürdigkeit eines obersten Priesters der Kirche feststellt, daß ich fortan nie wieder Promotionen für die Kronen vornehmen werde, und daß sich die christlichen Fürsten vergebens bemühen werden, mich zur Ernennung von Cardinälen nach ihrem Sinne und Wunsche zu bestimmen. Bedenken Sie es recht wohl, welche Nachtheile Sie Ihrem Amte bereiten, was Ihre Vorrechte und Privilegien, die Sie bis jetzt genießen, noch gelten werden. Allein weshalb bin ich denn empfindlicher gegen Trübsale, welche Ihnen in Zukunft drohen, als Sie selbst? Das sehe ich kommen, daß Sie gewiß den Launen, der Verachtung und wohl gar auch dem Zorne der souveränen Mächte werden ausgesetzt werden, welche weder Ihre Ehre noch Ihr Blut verschonen werden, — wenn der Mord, welcher jetzt an einem Mitgliede Ihres heiligen Collegiums begangen worden ist, ungestraft bleiben wird. Allein Ihre geringe Empfindlichkeit soll mir dieses Mal nicht zur Richtschnur meines Benehmens dienen; der Platz, welchen ich innehabe, verpflichtet mich, ein so grausames Attentat zu bestrafen. Umsonst wird man mir die großen Folgen und Gefahren vorstellen, welche daraus für uns und für Frankreich entstehen könnten. Wenn es sich um einen Akt der Gerechtigkeit handelt, so darf man nichts im Auge haben als seine Pflicht und nichts fürchten als das Mißfallen Gottes."

Nach dieser etwas tobenden Rede trat ein tiefes Schweigen im Consistorium ein, indem Sixtus den Cardinälen Zeit geben wollte, hierauf zu antworten. Allein Staunen und Ueberraschung hatte sich der Sprache Aller bemächtigt. Darum ergriff Sixtus das Wort wieder:

„Die uns allen angethane Schmach, um die es sich jetzt handelt, erlaubt mir nicht, noch mehr davon zu sprechen, und der gerechte Zorn, der mich ergriffen hat, versagt mir fast die

Stimme. Aber damit man mir nicht Schuld gebe, ich handelte hierin mit zu großer Uebereilung oder Leidenschaftlichkeit, so ordne ich hiermit eine Congregation an, welche alle Angelegenheiten Frankreichs zu verhandeln, und insbesondere die ungerechte und grausame Ermordung des Cardinals von Guise zu prüfen hat."

Diese Congregation wurde zusammengesetzt aus den Cardinälen Antonio Serbellone, Antonio Santario (Erzbischof von St. Severin), Antonio Fachinetti, Scipio Lancilotto, Johann Baptista Castagna und noch einigen Anderen. Diese Angelegenheit machte so viel Aufsehen, daß ganz Europa auf die Entscheidung der Congregation gespannt war.

Unterdessen verdoppelte der König von Frankreich seine Anstrengungen, um seine Rechtfertigung beim Papste durchzusetzen, und schickte zu diesem Zwecke noch einen außerordentlichen Abgeordneten, den Bischof von Mans, Claude Dangernes, ein Anverwandter aus dem Hause Rambouillet, welchem Heinrich III. sehr zugethan war, nach Rom. Dieser Prälat war wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit und Eloquenz allerdings der ihm aufgetragenen Mission gewachsen. Mit dem Auftrage, die Lossprechung Heinrichs und dessen Aussöhnung mit dem heiligen Stuhle anzubahnen und zu bewerkstelligen, hatte er auch zugleich die Vollmacht, dem Papste jede geforderte Genugthuung zuzugestehen, wenn sie nur nicht der Ehre und Majestät seines königlichen Herrn widerstreite.

Gleich nach seiner Ankunft in Rom hielt der Bischof von Mans mit den beiden dortigen französischen Gesandten Conferenzen und ging dann in ihrer Begleitung zur Audienz beim Papste.

Hier wurden nun dieselben Entschuldigungsgründe wieder hervorgeholt, die wir oben schon gehört haben. Der Bischof behauptete geradezu, daß der König in keiner Weise sich die kirchlichen Censuren zugezogen habe, da von ihm weder die Rechte noch die Immunitäten der Kirche verletzt worden seien. Der Cardinal von Guise sei des Verbrechens der Rebellion überwiesen worden. In einem solchen Falle seien alle Geistlichen Frankreichs, in welcher Würde sie auch ständen, den weltlichen Gerichten unterworfen, und dieses insbesondere die Pairs von Frankreich, welche keinen andern Gerichtshof anzuerkennen hätten, als das Parlament zu Paris, bestehend aus Pairs, Kronbeamten und ernannten Richtern. Wenn der König bei der Bestrafung des Cardinals von Guise die Formalitäten der Justiz unterlassen habe, so sei daran nur die bewiesene Gleichgültigkeit des

Parlaments Schuld, und in diesem Falle sei er dem Tribunale der Kirche keineswegs zu nahe getreten.

Statt aber sich zu überzeugen, wurde hierdurch Sixtus immer erbitterter. „Die Cardinäle stehen ganz unbedingt und unmittelbar unter der Jurisdiction des Papstes und sie haben keinen andern Richter auf Erden, als den Stellvertreter Jesu Christi" — entgegnete er in ganz energischem Tone.

Als die Gesandten einsahen, daß sie die Festigkeit des Papstes auf diese Weise nicht besiegen konnten, waren sie sogar so kühn, sich auf die Privilegien und Rechte der gallikanischen Kirche zu berufen, in Folge deren die Könige nicht excommunicirt werden könnten.

Wenn aber Sixtus noch nicht aufgebracht war, so wurde er es hierdurch. „Nehmen Sie sich in Acht, meine Herren" — sagte er in strengem Tone zu ihnen — „daß Sie nicht weiter gehen in so verwegenen und nach Häresie riechenden Ausdrücken, wie Sie eben solche haben fallen lassen. Es dürfte Sie sonst gereuen."

Nichts desto weniger antwortete der Marquis von Pisani noch einmal fest und entschlossen: daß es nicht die Furcht vor Drohungen sei, welche sie (die Gesandten) abhielte, den guten und gerechten Rechtfertigungsgründen ihres Herrn Geltung zu verschaffen; sie hätten jedoch Befehl, Seine Heiligkeit zu besänftigen, nicht aber Ihren Groll noch zu erhöhen, und legten deshalb die demüthigste und inständigste Bitte am Throne des heiligen Vaters nieder, ein apostolisches Breve zu erneuern, welches eben Seine Heiligkeit Selbst dem Könige, ihrem Herrn, ertheilt habe und Kraft dessen er schon absolvirt sei.

„Allerdings habe ich Seiner Majestät ein solches Breve ertheilt" — erwiederte der Papst — „aber nur für damals schon begangene Sünden und unter den nothwendigen Bedingungen; niemals aber kann dieses Breve die Kraft haben, eine Absolution zu anticipiren, so daß eine schmachvolle Handlung, welche im Angesichte der ganzen Christenheit begangen worden ist, dadurch allein vergeben würde. Uebrigens kenne ich die Vollmacht und den Umfang dieses Breve's genau, da ich es selbst erlassen habe."

So gingen denn diese Verhandlungen, ohne ein Resultat zu erreichen, immer hin und her. — Fünf Monate waren schon seit dem Tode der Guisen damit verstrichen. Das wurde aber doch Sixtus endlich zu lange. Er verhängte nach mehreren fruchtlosen Ermahnungen über den König von Frankreich, wenn er nicht in einer gewissen Zeit den Cardinal von Bourbon und

den Erzbischof von Lyon wieder in Freiheit gesetzt, und binnen sechszig Tagen an den heiligen Stuhl durch ein eigenhändig unterschriebenes, mit dem Staatssiegel untersiegeltes Notificationsschreiben den heiligen Stuhl davon in Kenntniß gesetzt haben würde, die Excommunication und alle größeren Censuren der Kirche, welche in den heiligen canones, in den General- und Partikular-Constitutionen und in den betreffenden Bullen enthalten sind.

Außerdem war in der Bulle noch bestimmt, daß alle Diejenigen, welche jenem Regenten mit Rath oder That beiständen, sich dieselben Strafen zuziehen würden.

Sixtus bestimmte auch dem Könige Heinrich III. einen Termin, indem er ihn aufforderte, binnen sechszig Tagen vom Tage der Einhändigung an entweder persönlich zu erscheinen, oder sich durch einen Bevollmächtigten vertreten zu lassen und Rechenschaft abzulegen über den Tod des Herzogs und des Cardinals von Guise, sowie über die Gefangenschaft des Cardinals von Bourbon und des Erzbischofs von Lyon, um zu beweisen, ob er die Strafen der Excommunication bereits angetreten habe oder nicht. Gleicherweise wurden auch alle Diejenigen, welche an jenem Morde Theil genommen hatten, ebenfalls vorgeladen, binnen sechszig Tagen vor dem Papste zu erscheinen, und dieses mußte ihnen alle zwanzig Tage vorgelesen werden. Außerdem wurde die Absolution sowohl für den König selbst, als auch für alle Theilhaber an dem Verbrechen dem Papste allein reservirt und nur dann zu ertheilen geboten, wenn sie gelobten, alle Genugthuung zu leisten und jede Buße zu erfüllen, welche ihnen die Kirche auferlegen werde. Ohne diese gänzliche Unterwerfung unter die Kirche sollten sie, wie sich von selbst verstand, von allen Gnadenschätzen der Kirche ausgeschlossen sein.

Viertes Kapitel.

Ermordung Heinrichs III. Er erklärt auf dem Sterbebette Heinrich von Navarra zu seinem Thronfolger. Der Cardinal von Bourbon wird von der Ligue unter dem Namen Karls X. zum König von Frankreich ausgerufen. Sieg Heinrichs von Navarra. Der Papst unterstützt nur schwach die Ligue.

Zwei Monate darauf, nachdem Heinrich III. seine Excommunication mitgetheilt war, wurde er ebenfalls das unglückliche Opfer eines Mörders.

Heinrich hatte sich nämlich nach dem gewaltsamen Tode der Guisen den Protestanten ganz in die Arme geworfen, weil ihm kein anderes Rettungsmittel mehr übrig zu bleiben schien, und mit Heinrich von Navarra in Plessis les Tours ein Bündniß geschlossen. Beide zogen nun mit vereinigter Heeresmacht vor Paris, welches von dem Herzog von Mayenne, Bruder des Herzogs von Guise und dermaliges Haupt der Ligue, besetzt war, um es zu belagern. Heinrich III. hatte sein Hauptquartier in dem Schlosse Saint Cloud genommen.

Da kam eines Tages ein junger Dominicanermönch Namens Jaques Clement nach St. Cloud und eröffnete dem General-Procurator des Königs, La Guesle, daß er dem Könige sehr wichtige Mittheilungen zu machen habe. La Guesle behielt ihn an dem Tage bei sich in seiner Wohnung, wo er durch seine Unbefangenheit und Heiterkeit nicht den geringsten Verdacht seines abscheulichen Vorhabens erregte. La Guesle führte ihn des anderen Tages am Morgen in das Kabinet des Königs. Clement überreichte demselben einige Schreiben, blieb aber ruhig vor ihm stehen, bis dieser ihn fragte, ob er ihm noch etwas mitzutheilen habe.

„Ja" — war die Antwort — „allein ich darf es Ew. Majestät nur im Geheimen sagen."

Heinrich winkte einigen Herren seiner nächsten Umgebung, welche ganz nahe bei ihm standen, sich etwas zu entfernen. Da beugte sich der Mörder hernieder zum Könige, als ob er ihm etwas in das Ohr flüstern wollte und rannte ihm dabei ein verborgen gehaltenes Messer in den Leib.

„Ach mein Gott!" — schrie Heinrich auf — „du Bösewicht hast mich getödtet! Was habe ich dir gethan?"

Auf diese schrecklichen Worte wandten sich die zurückgetretenen Herren nach dem Könige um und sahen, wie er sich selbst ein Messer aus dem Bauche zog und damit den ruhig dastehenden Meuchelmörder in das Gesicht stach. Jene zogen sogleich ihre Degen und hauten ihn in Stücken und warfen den Leichnam zum Fenster hinaus. Es war am 1. August 1589.

Heinrich empfing, da die Wunde tödtlich war, die heiligen Sterbsacramente, nach vorhergegangener Lossprechung von dem über ihn verhängten Banne, mit einer Fassung und Ergebung, daß die Umstehenden zu Thränen gerührt wurden. Er ließ eiligst den König Heinrich von Navarra zu sich kommen und erklärte ihn laut vor vielen Zeugen als seinen einzig rechtmäßigen

Nachfolger auf dem Throne Frankreichs, sagte ihm aber auch geradezu: „Lasset es Euch gesagt sein, mein lieber Schwager, Ihr werdet nicht König von Frankreich, wo Ihr nicht katholisch werdet." Am Tage darauf, den 2. August, starb er im acht und dreißigsten Jahre seines Alters.

Dieser Tod war von außerordentlichen Folgen für Frankreich und insbesondere für die katholische Kirche begleitet. Heinrich von Navarra wurde aber nichts weniger als anerkannt. Er mußte seinen Thron erst erkämpfen. Paris war in den Händen der Ligue und die katholische Partei verabscheute ihn als Ketzer. Der alte Cardinal von Bourbon wurde von derselben unter dem Namen Karl X. als König ausgerufen, und der Herzog von Mayenne, das Haupt der Ligue, zum Statthalter des Königreichs ernannt.

So entbrannte der Kampf von Neuem zwischen den beiden Parteien, und wurde abwechselnd mit Glück und Unglück geführt, bis Heinrich von Navarra endlich in der Schlacht bei Ivry am 14. März 1590 einen vollständigen Sieg über Mayenne erfocht, den er freilich selbst durch einen großen Verlust an Rittern theuer erkaufen mußte. Er zog nun ungesäumt vor Paris, um diese ihm immer noch feindliche Hauptstadt ernsthaft zu belagern, während der Herzog von Mayenne seine Truppen wieder sammelte.

In Rom verbreitete sich das Gerücht, daß der König von Navarra nach dieser Schlacht gestorben sei, welches trotz seiner Unwahrheit doch vielen Glauben fand, sogar in höheren Kreisen. Als es Sixtus zu Ohren kam, äußerte er: wenn es wahr sei, daß Heinrich an seinen in dieser Schlacht erhaltenen Wunden gestorben sei, so müsse man ihm zugestehen, daß er als ein großer Fürst aus der Welt geschieden sei.

Nichts desto weniger konnten ihn aber dennoch weder diese Gerüchte noch die fortdauernden Wirren in jenem Königreiche bewegen, die Ligue mit thätiger Hülfe zu unterstützen, welche diese von ihm auf das Versprechen des päpstlichen Legaten erwartete. Man glaubt, Sixtus V. sei zu dieser Handlungsweise von der Besorgniß geleitet worden, daß im Falle des Unterliegens des Königs von Navarra die Spanier, welche die eifrigsten Bundesgenossen der Liguisten waren, dann leicht zu mächtig, wenigstens größer und ansehnlicher werden könnten, als ihm lieb gewesen wäre. Denn der Ausgang der Bürgerkriege — sagt ein großer Philosoph des Alterthums irgendwo — entspricht nicht immer

den Absichten und Wünschen des Siegers, und dieser ist oft gezwungen, von denen Gesetze anzunehmen, welche ihm durch ihren Beistand zum Siege verholfen haben. Diese Furcht war auch nicht ganz ohne Grund und Sixtus V. hatte vom Anfange seiner Regierung an mehr Grund, die Vergrößerung der Macht jener stolzen Monarchie zu fürchten und zu hemmen, als sie zu wünschen und zu befördern.

Auch mochte Sixtus wohl erwägen, daß, wenn Heinrich von Navarra als König von Frankreich anerkannt werden, und sein Versprechen, zur katholischen Kirche zurückzukehren, halten würde, derselbe jedenfalls am leichtesten von Allen die Franzosen zum Verlassen der neuen Meinungen und zur Rückkehr in den Schooß der Kirche werde bewegen können. Hierin wurde er noch bestärkt durch den Herzog von Luxemburg, welchen der französische Adel von der Partei Navarra's als Bevollmächtigten nach Rom geschickt hatte, so wie durch mehrere Briefe von Vertrauten des Königs von Navarra, welche seine Voraussicht bestätigten.

Außerdem suchte ihm auch der Herzog von Luxemburg darzuthun, wie nutzlos es sei, sich gegen die Rechtmäßigkeit der Ansprüche Heinrichs von Navarra auf den französischen Thron zu widersetzen, da er der einzige legitime Erbe desselben sei; das hieße nur Menschen und Geld unnütz verschwenden. Heinrich habe eine zu mächtige Partei im Lande und eine zu starke Armee, um sich nicht endlich selbst die bestrittene Krone auf's Haupt zu setzen; und es sei daher gefährlich, ihn gegen die Katholiken aufzureizen, wenn er sich doch trotz ihrer die Anerkennung seiner Regierung verschaffen werde. — Als Sixtus diese Gründe erwog, schien es ihm rathsam, wie ein weiser und kluger Fürst zu handeln, der nicht Alles auf's Spiel setzt in einer Sache, wo er im besten Falle gar nichts gewinnen kann.

Genug, die Anhänger der Ligue konnten durch ihre inständigsten Bitten von Sixtus nichts weiter erhalten, als eine Subsidie von etwa fünfzig tausend Thalern, welche er ihnen durch seinen Legaten aushändigen ließ, mit dessen Benehmen er übrigens, beiläufig gesagt, nicht ganz zufrieden war.

An seinem Widerstreben, die katholische Partei ferner thätig zu unterstützen, mag auch wohl die große Achtung Theil haben, welche Heinrich von Navarra dem Papste durch die Kühnheit einflößte, mit der er einstmals seine Protestationen gegen die Bannbulle Sixtus V. an die Pforten des Vatikans hatte an=

heften lassen, wie sich die Leser noch erinnern werden. Diese Energie und eine große Menge anderer Beweise von Muth, welche Heinrich später der Welt noch gegeben hatte, hatten dem Papste die Ueberzeugung verschafft, daß kein Würdigerer den Thron Frankreichs besteigen könne. Er pflegte daher oft zu äußern, wenn vom Könige von Navarra gesprochen wurde: „Er ist ein großer Regent und sein Haupt ist ausdrücklich gerade für die Krone Frankreichs geschaffen."

Dagegen nahm es dem Papste aber der König von Spanien sehr übel, daß er die Ligue so schlecht unterstützt und die katholischen Prinzen und die Prälaten, welche zur Partei Navarra's hielten, nicht excommunicirt hätte. Der Verdruß darüber machte sich in der spanischen Partei in Rom durch Spottgedichte und Pasquillen Luft. Philipp II. ließ sogar durch seinen Gesandten den Grafen Olivarez feierlich in einem Consistorium gegen das Benehmen des Papstes protestiren. Sixtus rechtfertigte sich vor dem heiligen Collegium der Cardinäle ganz vollständig in der streitigen Angelegenheit, indem er kurz die Gründe darlegte, warum er so und nicht anders gehandelt hätte. Diese Geschichte zog dem Grafen Olivarez des Papstes vollständige Ungnade zu, dessen Abneigung er schon seit einiger Zeit gefühlt hatte. Sixtus verweigerte es, ihm noch ferner Audienz zu ertheilen und als Vertreter des spanischen Hofes anzuerkennen. Der König war daher genöthigt, denselben abzurufen und durch einen andern Gesandten, den Herzog von Sessa, zu ersetzen, von dessen Geschicklichkeit und Gewandtheit Philipp sich viele Vortheile in der französischen Angelegenheit versprach. Allein er kam erst an, als Sixtus schon von seiner Krankheit befallen war, die ihm später den Tod brachte. Doch wir wollen nicht vorgreifen, sondern den Gang der Geschäfte wieder verfolgen.

Fünftes Kapitel.

Sixtus V. sendet den Cardinal Cajetan als Legaten nach Frankreich, um die Wahl eines katholischen Thronfolgers durchzusetzen. Der Herzog von Luxemburg ist in Rom thätig für Heinrich von Navarra. Cajetan handelt nicht seinen Instructionen gemäß. Venedig erkennt die Regierung Heinrichs IV. an. Protest des päpstlichen Nuntius in Venedig gegen jene Anerkennung und dessen Abreise von Venedig und ungünstiger Empfang in Rom.

Als der Cardinal von Bourbon zum Könige von Frankreich ausgerufen war, wie schon oben berichtet worden, machte diese Nachricht in Rom große Sensation und erregte allgemeine Freude,

zumal da es hieß, daß nicht bloß die Ligue, sondern fast das ganze Königreich denselben anerkannt hätten und die Sachen des Königs von Navarra sehr verzweifelt ständen. Sixtus hielt es daher für nöthig, alsbald einen Legaten nach Frankreich abzusenden, um Alles aufzubieten, was in seinen Kräften stand, die Unterthanen jenes Reiches, welche noch störrisch wären, zur Anerkennung des neuen Königs zu bewegen, für dessen Befreiung aus unwürdiger Gefangenschaft er selbst vor Kurzem noch so eifrig und hartnäckig gearbeitet hatte.

Zu dieser wichtigen Mission hatte er den Cardinal Heinrich Cajetan, der mit dem Ansehen einer hohen Geburt auch tiefe Gelehrsamkeit, Erfahrung und Geschäftskenntnisse verband, erwählt. Außer mehreren sehr angesehenen kirchlichen Würdenträgern, tüchtigen Gelehrten und Predigern, befand sich auch der berühmte Robert Bellarmin in dem glänzenden Gefolge des Legaten. Während nun die Rüstungen zur Abreise der Gesandtschaft gemacht wurden, langte jener Abgeordnete des französischen Adels, der Herzog von Luxemburg, in Rom mit einem Schreiben desselben an den Papst an, von dem schon oben die Rede war. Wie wurde da die große Hitze des Papstes, dem Cardinal Bourbon zu Hülfe zu kommen, wieder abgekühlt, als er las, daß der größte Theil des katholischen Adels Heinrich von Navarra als legitimen Erben des französischen Thrones anerkannte, und daß dieser Adel den Herzog abgeordnet habe, um Seiner Heiligkeit eine getreue Darstellung der Sachlage zu geben und die Gründe auseinanderzusetzen, weshalb dieser hohe Stand Heinrich IV. als König annehme. Sixtus empfing den Herzog von Luxemburg im Vatikan und gab ihm, da er jetzt eingesehen hatte, daß die Sachen Heinrichs doch nicht so hoffnungslos ständen, wie man ihm von anderer Seite berichtet hatte, ein Schreiben mit an den Adel, worin er diesen aufforderte, dem katholischen Glauben unerschütterlich treu zu bleiben und zugleich erklärte, daß er kein anderes Interesse habe, als auf dem Throne Frankreichs wieder einen Regenten zu sehen, welcher denselben Glauben bekenne, als alle seine Vorgänger und daß es ihm dabei einerlei sei, auf welchen ihre Wahl fiele, wenn er nur kein Ketzer sei, den er nicht unter die Kinder Gottes zählen könne.

Da man Heinrichen diesen Brief vorzeigte, soll er lächelnd geäußert haben, nun wolle er katholisch werden, und solle es auch nur darum geschehen, um der Sohn eines solchen Vaters zu sein.

Die Agenten der Ligue waren aber nicht unthätig. Sie dräng-

ten in den Papst mit Ungestüm, den Legaten so schnell als möglich nach Frankreich abgehen zu lassen, indem jene Versprechungen und Angelobungen des Königs von Navarra nichts als Kunstgriffe desselben seien, um Zeit zu gewinnen.

Sixtus konnte endlich nicht mehr umhin, diesen dringenden Bitten nachzugeben. Er befahl dem Legaten, seine Reise anzutreten, allein mit ganz anderen Instructionen, als er sie ihm vorher mitzugeben beabsichtigte, wo er ihm anempfohlen hatte, alle Anstrengungen zu machen, um die allgemeine Anerkennung des Cardinals Bourbon durchzusetzen. Jetzt aber sollte er vielmehr Alles aufbieten, um die gesammten Katholiken zur Wahl eines Königs zu vereinigen, welcher ihres Glaubens und Allen annehmbar sei. Er enthielt sich dabei aber jeder Bezeichnung oder Benennung einer bestimmten Person. Dieser Hauptbedingung, welche in einem Breve vom 15. October enthalten war, fügte er noch mehrere besondere Ordres und Verhaltungsregeln bei, daß er sich dabei in Bezug auf die vorgeschlagenen Bewerber ganz passiv zu verhalten habe, wenn nur die eine Grundbedingung der Katholizität erfüllt wäre; das Interesse der Kirche sei aber im Auge zu halten. Insbesondere gab er ihm die geheime Instruction, gegen den König von Navarra sich nicht offen zu erklären, so lange seine Rückkehr zur Kirche nicht ganz hoffnungslos sei, sondern so lange sich immer neutral zu halten; wenn Jener sich aber bestimmt zur Annahme der katholischen Religion erkläre, dann solle er auch ganz offen auf seine Seite treten.

Allein der Cardinal Cajetan richtete sich bei seiner Ankunft in Paris wenig nach diesen Instructionen. Die spanische Partei hatte sich seiner Zuneigung ganz zu bemächtigen gewußt. Er trat entschieden auf die Seite der Ligue und bekannte sich ganz offen als einen Feind Heinrichs von Navarra. Sixtus V. war über diese Mißachtung seiner Befehle sehr erbittert und entzog dem Legaten von da an sowohl sein Vertrauen, als seine Unterstützung durch Zuschüsse aus der Staatskasse zu geheimen Zwecken. Die sofortige Abberufung desselben schien ihm aber aus politischen Rücksichten für jetzt noch unrathsam.

Auf der anderen Seite beschwerte sich auch Heinrich sehr über den Legaten, und als der Bischof von Ceneda, Attaché des päpstlichen Legaten, Jenem einen Vergleich zu einem Waffenstillstande mit der Ligue in Vorschlag zu bringen kam, wiederholte er seine Vorwürfe über das Verfahren des Legaten, der sich mehr als ein Spanier gerire, denn als Gesandter des Papstes. Er

habe eben so viel Grund, über denselben Beschwerde zu führen, als über Seine Heiligkeit höchst erfreut zu sein. Statt der Pflicht eines Legaten gemäß, sich unparteiisch zwischen den Parteien zu halten, habe er gleich damit angefangen, seinen Haß gegen ihn (den König) durch Aufschlagung seiner Residenz in Paris, der Hauptstadt der Ligue, zu beweisen. Ein Repräsentant des allgemeinen Vaters der Christenheit hätte sich vielmehr an einem neutralen Orte niederlassen müssen, um immer im Stande zu sein, heilsame Rathschläge beiden Theilen zu geben, und dadurch die Wohlthat eines allgemeinen Friedens im Königreiche herbeizuführen, was doch an und für sich der Zweck seiner Sendung sei.

Auch der Senat der Republik Venedig erwog lange hin und her, ob es rathsam sei, ihren Gesandten am Hofe Heinrichs von Navarra zu bestellen und somit faktisch denselben als König von Frankreich anzuerkennen, bis die Meinung, welche für Heinrich IV. war, den Sieg davon trug. Denn man war der Ansicht, daß es der gesammten Christenheit viel mehr Gewinn bringen werde, wenn die Krone Frankreichs ihrem rechtmäßigen Erben zufiele, als wenn man sie zwischen den Spaniern und Liguisten theilen, oder von diesen auf das Haupt Gott weiß welches fremden Prinzen setzen ließe, abgesehen davon, daß Heinrich IV. schon von dem größten Theile des französischen Adels anerkannt wäre und die Mittel besäße, sich allen Anstrengungen seiner Feinde zum Trotz auf dem Throne zu behaupten. Diese Gründe bewogen den Senat, ihren bisherigen Gesandten am französischen Hofe als solchen bei Heinrich IV. zu accreditiren. Letzterer hat diese Handlung des Senates auch während seines ganzen Lebens der Republik Venedig mit vieler Erkenntlichkeit vergolten, da ihr Beispiel viele andere Regierungen zur Nachfolge bewog.

Dagegen verband sich der damalige päpstliche Nuntius zu Venedig, Hieronymus Mattéucci mit dem dortigen Gesandten von Spanien und beschwerte sich sehr bitter bei dem Senate, „daß die Republik einen Ketzer als König auf dem Throne eines katholischen Reiches anerkannt, welchen der heilige Stuhl feierlich excommunicirt und für einen halsstarrigen Rebellen erklärt habe."

Allein der Senat war mit den wahren Gesinnungen Sixtus V. über diesen Punkt bekannter als der Nuntius und antwortete daher demselben auf seine Protestation, daß sich die Republik nicht einmische in Sachen, die nur den Glauben der Kirche beträfen und als solche einzig den heiligen Vater angingen; allein er wisse, daß Heinrich von Bourbon ein Prinz von königlichem Geblüte

Frankreichs und der legitime Erbe dieser Krone sei, der Senat habe also keine Ursache, eine Verbindung mit jenem in weltlichen Dingen abzubrechen, bei denen Frankreich und die Republik ein gemeinsames Interesse hätten, wobei aber natürlicher Weise von allein geistlichen Angelegenheiten abgesehen und der Erklärung des heiligen Stuhles durchaus nicht hemmend entgegengewirkt werde.

Diese Antwort befriedigte indessen keineswegs den Nuntius und nach einigen ebenso nutzlosen Protestationen reiste er von Venedig nach Rom mit einer solchen Eilfertigkeit ab, daß es fast einer Flucht nicht unähnlich sah. Er hatte geglaubt, so ganz im Sinne des Papstes gehandelt zu haben; aber wie fand er sich getäuscht, als er in Rom ankam. Hier standen die Sachen ganz anders, als er gedacht hatte und Sixtus war über seine Abreise von Venedig so unwillig, daß er ihn gar nicht vor sich ließ und ihm den Befehl ertheilte, sich ungesäumt mit derselben Post wieder auf seinen Gesandtschaftsposten zurückzubegeben. Hier war nichts anderes zu machen, als zu gehorchen, wenn er sich dadurch auch persönlich etwas blamirte.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß Sixtus V. durch diese seine Haltung nicht wenig zu dem endlichen Siege der Sache Heinrichs IV. beigetragen hat. Denn wenn er sich offen gegen ihn erklärt und die Ligue kräftiger unterstützt hätte, so würde diese Partei ganz sicher ihre ehemalige Macht wieder erlangt und die Republik Venedig nicht den andern Regierungen in der Anerkennung Heinrichs als legitimen Königs vorangegangen sein. Diese hatte sich nämlich erst durch ihren Gesandten in Rom der günstigen Stimmung des Papstes für jenen König, im Falle er zur katholischen Kirche zurückkehren würde, vergewissert, ehe sie zu dem entscheidenden Schritte sich entschloß, ihren Gesandten bei Heinrich von Navarra zu beglaubigen.

Sechstes Kapitel.

Verordnungen gegen den Kleiderluxus. Verbesserung der Disciplin in mehreren Ordenshäusern. Sixtus gibt Jedem Gehör, wessen Standes und Alters er auch ist. Große Theurung in Rom in Folge vieler Ueberschwemmungen. Carnevalstage. Sixtus V. unermüdliche Thätigkeit. Sein Benehmen gegen seine Dienerschaft. Liebe und Sorge für die Glieder seiner Familie. Seine große Sparsamkeit in seinen Lebensbedürfnissen. Er legt einen Staatsschatz von drei Millionen in der Engelsburg nieder.

Es ist Zeit, unsern Blick von den großen Weltbegebenheiten, welche damals fast ganz Europa erschütterten, abzuwenden und ihn

wieder auf die innern Angelegenheiten der Regierung Sixtus V. zu richten, welcher bei den größten politischen Unterhandlungen mit den auswärtigen Staaten das Wohl seines eigenen Staates nicht einen Augenblick vergaß.

Er hatte seit seiner fünfjährigen Regierung die Erfahrung gemacht, daß eine Hauptquelle der Verarmung vieler Familien der übertriebene Luxus sei. Er stellte daher den Cardinal Aldobrandini an die Spitze einer Commission, welcher er die Ueberwachung der von ihm gegen die übermäßige Kleiderpracht unter schweren Strafen gegebenen Verordnungen übertrug, und er genoß noch in den letzten Monaten seines Lebens die Freude, daß man allenthalben wetteiferte, sich in der Bescheidenheit und Einfachheit der Tracht zu überbieten.

Denselben Cardinal Aldobrandini beauftragte er auch mit der Verbesserung der Disciplin unter den regulirten Geistlichen, und empfahl ihm angelegentlichst, sich von allen Mißbräuchen, welche sich in den Klöstern und unter den Brüdern eingeschlichen hätten, zu unterrichten und sie durch zweckmäßige Mittel wieder abzustellen. Er soll dabei auch mit dem Plane umgegangen sein, mehrere Orden ganz aufzuheben und nur diejenigen fortbestehen zu lassen, welchen große und alte Privilegien das Recht dazu gewährten, oder welche ihre Regel und Disciplin in ihrer ersten Reinheit erhalten hätten. Hierüber habe er mehrmals schon mit Aldobrandini Berathungen gepflogen, sei aber durch den Tod an der Ausführung dieses Projectes verhindert worden. Wir wollen hier nicht untersuchen, was daran wahr ist oder nicht, da es beim bloßen Projecte geblieben ist und also kein Interesse weiter darbietet.

Von der unerbittlichen Strenge, mit welcher er im ganzen Kirchenstaate die gegebenen Strafgesetze gegen alle Verbrecher ohne Unterschied des Standes handhaben ließ, haben wir schon oben manche Beispiele mitgetheilt. Damit contrastirte aber sehr schön die Liebe, Sorgfalt und der kräftige Schutz für die Armen und Waisen. Gewaltthätigkeiten und Ungerechtigkeiten waren nunmehr fast verbannt aus den Herzen seiner Unterthanen, so daß eines Tages der Statthalter von Rom zu ihm sagte, die Richter in seinem Staate hätten jetzt die größte Muße von der Welt, weil die Unterthanen weise und verständig geworden seien. Indessen war Sixtus weit entfernt, an die Gründlichkeit und Dauer einer so großen Umwandlung zu glauben, und entgegnete daher dem Gouverneur hierauf: „Ich bin überzeugt, daß die Römer

unter einem andern Pontificate in dieselben Unordnungen zurückfallen werden.“

Jedermann, wer es auch nur war, wurde bei ihm vorgelassen und erhielt Gehör, und die Kammerherren hatten die gemessensten Befehle, keinen abzuweisen, und wenn er noch so arm und noch so niedrigen Standes wäre. Mit großer Aufmerksamkeit hörte er ihre Bitten oder Klagen an, besonders wenn sie gegen Beamte gingen, und ließ sich Punkt für Punkt ihrer übergebenen Beschwerdeschriften erklären und nachweisen. Daß dann allemal eine ebenso schnelle als gründliche Abhülfe der Beschwernissen erfolgte, brauchen wir wohl unsern Lesern nicht mehr zu versichern, nachdem sie jetzt Sixtus kennen gelernt haben.

In dem Jahre 1589 trat die Tiber zwei Mal aus ihrem Bette heraus und überschwemmte die Umgegend und die Stadt Rom, so daß man in mehreren Straßen mit Kähnen fahren mußte. Auch mehrere andere Flüsse Italiens waren durch anhaltende Regengüsse und wüthende Sturmwetter so angeschwollen, daß sie ebenfalls über ihre Ufer traten und die Ebenen und Thäler in Seen verwandelten und die Saatfelder vernichteten, wodurch eine sehr große Theurung im ganzen Lande herbeigeführt wurde. Eine Last Getreide, welche ein Lastträger mit Leichtigkeit forttragen konnte, kostete in Rom und in einigen andern Städten zehn Pistolen, und man war mitunter noch sehr froh, es bekommen zu können. Eine Menge Armer wurden da die Beute des Hungertodes. Sixtus half mit öffentlichen und Privatmitteln, so gut er konnte. Unmöglich war es aber, dem Uebel ganz zu steuern.

Dem Römer geht sein Carneval über Alles. Von dem strengen, ernsten Charakter Sixtus V. ließ sich mit vollem Rechte erwarten, daß er den Ausgelassenheiten des römischen Volkes an diesen Tagen durch strenge Verbote einen derben Zaum anlegen werde. Allein gerade im Gegentheile gestattete er an den Carnevalstagen fast noch mehr Freiheit als alle anderen Päpste gethan hatten, und gab den Statthaltern in den einzelnen Provinzen Instructionen, das Volk am Carneval in seinen Festen, Maskeraden, Bällen, Concerten, Schauspielen u. s. w. nicht zu incommodiren. Gleichwohl hatte er es aber dabei nicht an Vorsichtsmaßregeln fehlen lassen, um die Ausbrüche des Uebermuthes, des Zornes oder auch der Unsittlichkeit zu verhüten oder doch zu bestrafen; und zu diesem Zwecke ließ er auf dem Corso, welche Straße am Carneval die belebteste ist, Wippen aufstellen, um die

Freudenstörer auf der Stelle zu züchtigen. Zu dieser Strafe wurde unter Andern ein Bedienter des Cardinals Serbellon verurtheilt, weil er vor achtbaren und vornehmen Damen unanständige und schmutzige Reden geführt hatte. Selten hörte man daher auch an diesen Tagen der allgemeinen Fröhlichkeit von Unordnungen und Bübereien.

Sixtus war in der Arbeit so unermüdlich, daß ihm wohl nie ein anderer Papst an Thätigkeit gleich gekommen ist. Alle Sachen, von den unbedeutendsten Dingen bis zu den größten und wichtigsten Staatsfragen gingen durch seine Hände. Diese unermüdete Beschäftigung war auch die Ursache eines gesunden Appetits, der die ermatteten Kräfte immer wieder herstellte.

Er schlief nur wenige Stunden und nie zu einer regelmäßigen Zeit, und wenn ihm ein wichtiges und dringendes Geschäft vorlag, so arbeitete er die ganze Nacht hindurch, ohne daß sich nur ein Mal der Schlaf über seine Augen gesenkt hätte. Seine Kammerdiener hatten die bestimmte Weisung, ihn des Nachts, wenn sich etwas Unvorhergesehenes ereignete, oder wenn ein außerordentlicher Courier ankäme, sogleich zu wecken, selbst wenn er eben erst eingeschlafen sein sollte, und er war eines Tages sehr ungehalten, daß man ihm nicht sogleich die Ankunft eines Couriers vom Legaten von Bologna, der des Nachts eingetroffen war, gemeldet hatte. „Ich denke doch so viel Herr über meinen Schlaf zu sein, um ihn zu jeder Zeit unterbrechen zu dürfen" — setzte er hinzu.

Nichts rügte er aber schärfer als Dienstvernachlässigungen oder andere Unordnungen, besonders an denen, welche durch ihr Betragen sein Mißfallen erregt hatten. Gleichwohl liebte er es, namentlich bei Personen von Stande und von Verdiensten, gegen welche er einen Tadel auszusprechen hatte, daß sie sich zwar bescheiden aber auch freimüthig vertheidigten, und behandelte dagegen Diejenigen mit vieler Geringschätzung, die nicht den Muth hatten, die gegen sie erhobenen Beschuldigungen zu widerlegen. Freilich konnte er es nicht leiden, wenn Jemand dabei allzu vorlaut war und seine Rechtfertigung vielleicht mit Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit führte. Dann gerieth er selbst in Aufwallung und der Beschuldigte verdarb wieder mehr, als er gut machte.

Seine Hausbeamten und Bedienten wurden oft hart mitgenommen, selbst in Gegenwart hoher Personen; allein nichts desto weniger meinte er es sehr gut mit ihnen, nur durften sie ihn

niemals um etwas bitten, was nur den geringsten Anschein von Eigennützigkeit hatte, oder nicht ganz mit seinen strengen Grundsätzen von Gerechtigkeit im Einklange stand. Wenn sie erprobt waren, so verlieh er ihnen die höchsten kirchlichen Würden und dreien von ihnen gab er den Cardinalshut, unter denen wir insbesondere den Monsignore Johann Baptist Castruccio anführen wollen, welcher ihm mit vieler Treue gedient hatte. Wenn er sie aber auf der einen Seite für ihre Dienste fürstlich belohnte, so traf sie auf der anderen seine Strafe aber auch desto unerbittlicher, wenn sie sich Dienstvergehen zu Schulden kommen ließen.

Wir haben schon früher erwähnt, daß Sixtus V. eine sehr große Liebe zu seinen Verwandten und zwar am meisten zu seiner Schwester Camilla hatte. Zwei Söhne ihrer Tochter hatte er unter seine besondere Obhut genommen; den älteren davon erhob er zum Cardinale, wie wir schon mitgetheilt haben, und den jüngeren hatte er für den weltlichen Stand bestimmt. Er erwarb ihm viele Güter, hinterließ ihm eine sehr anständige Jahresrente nach seinem Tode und erhob ihn zum Marquis von Peretti. Zwei Schwestern dieser beiden Groß-Neffen verheirathete er sehr vortheilhaft an Abkömmlinge aus den ersten Häusern Roms, die eine an Dom Virgino Ursino, die andere an einen Colonna, wodurch die Dunkelheit ihrer Abstammung vom Glanze ihrer neuen Stellung verdeckt wurde, während auch ihrer Seits eine feine Bildung und die Anmuth ihres Wesens dieselbe bei Andern vergessen ließ.

So groß indessen auch die Freigebigkeit Sixtus V. für seine Familie war, so müssen wir ihn doch vor dem Vorwurfe schützen, daß diese Erhebung der Seinigen auf Kosten des Kirchengutes geschehen sei. Wer wird es ihm aber verargen wollen, daß er seine eigenen persönlichen Ersparnisse für Diejenigen verwandte, welche ihm die göttliche Vorsehung durch die Bande der Natur am engsten verbunden hatte? Reichthümer hinterließ er für sich keine, wohl aber für den Staatsschatz ein hübsches Sümmchen.

Leider muß zugegeben werden, daß dieser sonst so große Geist und so gerechte Charakter einen Mißbrauch, welcher sich schon unter frühern Päpsten eingeschlichen hatte, nicht nur nicht abschaffte, sondern sogar noch begünstigte, — wir meinen die Verkäuflichkeit der weltlichen Aemter.

Der Cardinal Castagna, auf den er ganz besonders viel hielt, machte ihn über die schlimmen Consequenzen, welche eine solche Methode mit sich bringen würde, aufmerksam, und stellte

ihm in aller Freimüthigkeit die Gefahr dieses Systems so lebendig als möglich vor. Allein Sixtus ließ sich nicht irre machen.

„Ist es recht, daß wir die Dienste der Beamten vorausbezahlen? Ich meines Theils beabsichtige diesen lächerlichen Gebrauch abzuschaffen und mich lieber von Denen bezahlen zu lassen, welche die Ehre haben wollen, in meine Dienste zu treten und rathe Ihnen, dasselbe zu thun, wenn Sie an meinem Platze sein werden.“

Daß Castagna sein Nachfolger sein werde, war bei Sixtus V. schon vom Anfange seiner Thronbesteigung zur Ueberzeugung bei ihm geworden. Deshalb bewies er diesem auch immer eine ganz besondere Aufmerksamkeit und Achtung und bediente sich seiner bei den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche als Rathgeber. Castagna wurde Commissarius in drei Congregationen, nämlich der congregatio S. Officii, in der congregatio super negotiis episcoporum et regularium und in der Congregation der Consulta. Sixtus ließ auch zuweilen gegen ihn derartige Bemerkungen sich entschlüpfen, als ob es ihm so vorkomme, daß Castagna ihm auf dem päpstlichen Stuhle nachfolgen werde. Unter Anderem wandte er sich einmal gegen jenen, als sie eben gemeinschaftlich eine neue Straße, welche Sixtus bei der Kirche ad S. Cruxem anzulegen begonnen hatte, passirten und sprach: „Sie werden es sein, mein werther Herr Cardinal, der dieses Werk vollenden wird.“

Was seine Lebensbedürfnisse anbetraf, so war er in dieser Hinsicht so sparsam und man dürfte wohl sagen gleichgültig, daß er sogar geflickte Hemden trug. Seiner Schwester Camilla, welche ihm einmal darüber eine Vorstellung zu machen wagte, antwortete er mit einer gewissen Art von Stolz:

„Unsere Erhebung, meine liebe Schwester, darf uns nicht den Ort in Vergessenheit bringen, von wo wir hergekommen sind und darum sind wohl Fetzen und Flicken die ersten Wappenzeichen unsers Hauses.“

Diese Liebe zur Sparsamkeit erhielt insbesondere Nahrung von den großen Entwürfen, deren Ausführung unabläßig seinen Geist beschäftigte, da er recht wohl erkannt hatte, daß das Geld der eigentliche nervus rerum sei, ohne welches kein großes Unternehmen ausgeführt werden könne. Daher fing er auch gleich mit dem Antritte seiner Regierung an, für den Staatsschatz zu sammeln und hinterlegte bei seinem Tode in die Engelsburg einen Schatz von drei Millionen Scudi baaren Geldes für den Staat.

Was seine Neffen und Nichten empfingen, davon wurde nie ein Groschen von seinen Revenüen oder aus Staatsgeldern genommen, sondern es waren nur Benefizien und Pfründen, deren Verleihung einzig und allein dem Papste anheimgestellt war.

Die Pensionen, Gratificationen und Geschenke, welche bisher die römische Hofhaltung zu bestreiten hatte, verminderte er dermaßen, daß der Schatzkammer jährlich mehr als 600,000 Thaler gespart wurden. Daß er dadurch am ganzen Hofe eine große Unzufriedenheit erregte, läßt sich wohl denken und schwerlich würde ein anderer Papst mit weniger Energie, als Sixtus hatte, das durchgesetzt haben, was so tief in das Privatinteresse vieler Einzelner eingriff.

Außerdem errichtete er Creditkassen, bei denen man Geld zu gewissen Zinsen anlegen und auch wieder entlehnen konnte. Die Revenüen der Dotarie erweiterte er ebenfalls.

Durch diese Sparsamkeit und Einrichtung hatte er es also auch möglich gemacht, eine solche Summe baaren Geldes, wie wir eben gemeldet haben, in der Engelsburg niederzulegen und zwar im ersten Regierungsjahre schon eine Million. Ueber die Bestimmung dieser ersten deponirten Summe erließ er eine sehr strenge Verordnung, welche von allen Cardinälen unterzeichnet wurde, und welche genau die Bedingungen vorschrieb, unter denen die Nachfolger auf dem Stuhle Petri diesen Schatz angreifen durften. Diese waren: 1) zur Befreiung des heiligen Landes; 2) zur Unterstützung eines Kreuzzuges, aber hier nicht eher, als bis das christliche Heer im Lande der Ungläubigen schon Fuß gefaßt hätte; 3) zur Unterstützung des Volkes bei einer drückenden Hungersnoth, oder zum Schutze seiner Unterthanen gegen die Gräuel der Pest; 4) zur Unterstützung einzelner Städte und Provinzen bei drohenden Angriffen des allgemeinen Glaubensfeindes; 5) zur Abwehr der Angriffe auswärtiger Machthaber, seien es ungläubige oder auch christliche, auf das Eigenthum des heiligen Stuhles, sobald sie ihm den Krieg erklärt hätten und auf dem Punkte ständen, in das Gebiet des Kirchenstaates einzurücken; endlich 6) zur Wiedererwerbung oder Erhaltung einiger von der Kirche abhängigen Städte.

Aber nur in den äußersten Nothfällen durfte der Schatz in Anspruch genommen werden. Der Papst leistete nun einen feierlichen Eid, diese Constitution in allen ihren Punkten zu halten und ließ diesen Act einregistriren. Er verpflichtete auch alle seine Nachfolger, sobald sie gewählt sein würden, denselben Schwur abzu-

legen und erließ darüber ein umfassendes Dekret, welches er selbst unterzeichnete und von sämmtlichen Cardinälen im vollen Consistorium unterzeichnen ließ.

Zwei Jahre später legte er abermals zwei andere Millionen in denselben Schatz auf der Engelsburg und unter denselben Bedingungen nieder, machte aber zu der ersten Constitution noch einen Zusatz, daß, im Falle man davon Geld verwende, um christliche Länder wieder den Händen der Ungläubigen zu entreißen, dieselben dann auch dem heiligen Stuhle zugehören sollten u. s. w.

Der Cardinal Castagna machte ihm den Vorschlag, auch die Unterstützung des Kampfes gegen die Irrgläubigen, insbesondere in Frankreich, wo eben damals dieser am heftigsten entbrannt war, noch in jene Constitution über die Verwendung des Staatsschatzes aufzunehmen.

„Nein, werther Monsignore," entgegnete Sixtus, „das geht nicht an. Ich will das von mir ersparte und gesammelte Geld zur Erhaltung der katholischen Religion verwenden, und glaube, das ist wichtig genug. Sie können, wenn Sie Papst sein werden, dann schon etwas zurücklegen, um damit die Ausrottung der Irrlehrer zu unterstützen."

So lagen also bei dem Tode Sixtus V. drei Millionen Scudi (ungefähr fünf Millionen Thaler) in der Engelsburg als ein ersparter Staatsschatz, wozu er durch ein besonderes Dekret drei Schlüssel anordnete. Einen führte der Papst selbst, den andern der Dekan des heiligen Cardinalscollegii und den dritten der Cardinal-Schatzmeister oder Kämmerlingo. Es ist wahrlich staunenswerth, was dieser große Papst in so wenigen Regierungsjahren geleistet hat! Welche Summen hatten nicht schon die ungeheuren zahllosen Bauwerke verschlungen, die er alle, wie wir gesehen haben, in und außer Rom aufführen und vollenden ließ! Manche Regenten würden darüber Anleihen auf Anleihen contrahirt haben. — Sixtus machte aber nicht nur keine Schulden, sondern hinterlegte noch einen so bedeutenden Vorrath, obschon er bei seinem Regierungsantritte vollständig erschöpfte Kassen fand. Zwar hatte er dem Volke drückende Auflagen auferlegt, zwar behielt er auch die Käuflichkeit der weltlichen Aemter bei, um dadurch die Kassen zu füllen, allein nicht wenig trug auch seine große Sparsamkeit in seiner Hofhaltung dazu bei und wahrlich die Römer hätten Ursache, alljährlich sein Andenken durch ein öffentliches Fest zu feiern. Der Kirchenstaat, dessen Größe und Glanz er alle seine

Regierungssorgen opferte, schuldet ihm ewigen Dank. Einen noch sehr fühlbaren Beweis seiner Liberalität gab er durch die Gründung eines Fonds von zweimalhunderttausend Thalern, um von den Zinsen die Armen des Volkes zu unterstützen und diesen Fonds gründete er einzig von den Ersparnissen seines Hauses, indem er sich nur auf die nothwendigsten Bedürfnisse beschränkte. In einern besondern Bulle ermahnt er seine Nachfolger, diesen Fonds lieber noch zu vermehren, als zu vermindern.

Siebentes Kapitel.

Sixtus setzt die Zahl der Cardinäle für alle Zeiten auf siebenzig fest. Einige andere Reformen im Collegium der Cardinäle werden vorgenommen. Verordnung, daß sämmtliche Kleriker nur klerikalische Kleidung tragen dürfen.

Auch das heilige Collegium der Cardinäle mußte Sixtus V. Alles beherrschenden Geist an sich erfahren.

Eine sehr wichtige Reform in Bezug auf die Zahl der Mitglieder dieses Collegiums dürfen wir unmöglich mit Stillschweigen übergehen, da diese seine Bestimmung noch bis auf den heutigen Tag besteht. Bisher war nämlich die Zahl der Cardinäle nie genau bestimmt gewesen. Seit dem eilften Jahrhundert betrug dieselbe drei und fünfzig, bis Sixtus V. im Jahr 1586 die Zahl der Cardinäle auf siebzig feststellte, um dadurch gleichsam noch das apostolische Collegium zu repräsentiren, welches bekanntlich auch aus siebzig Jüngern Jesu Christi bestand. Daß er damit seinen Nachfolgern auch eine Grenze ziehen wollte, damit sie nicht unnöthiger Weise durch allzu viele Ernennungen zu dieser hohen Würde den Kirchenstaat zu sehr belasteten, oder auch wohl diese höchste Kirchenwürde unverdienter Weise an Personen verschwendeten, welche dem heiligen Purpur keine Ehre machten, ist auch nicht ohne Grund anzunehmen.

Dieses heilige Collegium bestand nunmehr aus sechs Bischöfen, fünfzig Priestern und vierzehn Diakonen. Vier Cardinäle mußten Doctoren der Theologie und aus dem Orden der Mendikanten sein. Zu dieser Bestimmung mochte ihn wohl nicht bloß seine persönliche Vorliebe für den Orden, dem er selbst von früher Jugend an angehört hatte, sondern auch die wahren Verdienste bewogen haben, welche so viele Mitglieder desselben sich durch ihre Missionen unter den Heiden und durch ihren Martyrertod

für die Kirche erworben hatten. Indessen haben sich die nachfolgenden Päpste wenig oder gar nichts aus dieser Bestimmung Sixtus V. gemacht.

Um den alten Glanz des Cardinalscollegii mehr zu erhöhen, schaffte er mehrere Mißbräuche bei demselben ab, welche durch erschlichene Dekrete und Bullen seiner Vorgänger gewissermaßen eingeschmuggelt worden waren; von denen er einige verbesserte, andere aber gänzlich aufhob.

Ferner bestimmte er auch, daß die Ernennungen zu der Cardinalswürde nur an den Quatempertagen des Advents vorgenommen werden sollten; beachtete aber dieses Gesetz selbst nicht, indem er die Promotion des Cardinals Morosini und die seines Neffen, des Cardinals Montalto, gerade im Monate Mai vornahm.

Das Dekret Julius II., welches verbietet, die Cardinalswürde an zwei Brüder zugleich zu ertheilen, bestätigte Sixtus V. nicht bloß, sondern dehnte es noch auf einige entferntere Grade der Verwandtschaft aus. Die Gründe davon entwickelte er in der betreffenden Bulle.

Uebrigens hatte er die Maxime, niemals sämmtliche Stellen des heiligen Collegiums zu besetzen, sondern sich immer einige für gewisse unvorhergesehene Fälle, wo die Verleihung eines Cardinalshutes von großer Wichtigkeit sein konnte, in Petto zu behalten. Denn dadurch war er immer im Stande, Personen, welche sich um ihn selbst oder um die Kirche sehr verdient gemacht hatten, zu jeder Zeit angemessen zu belohnen; anderer Seits konnte er sich manchem Fürsten gefällig erzeigen, wenn sie für irgend einen ihrer Unterthanen eine solche Auszeichnung wünschten und eine Weigerung dem heiligen Stuhle nachtheilig hätte werden können.

Sixtus hat indessen während seiner Regierung in acht Promotionen nur zwei und dreißig neue Cardinäle ernannt, von denen wir am Schlusse dieses Werkes ein Namensverzeichniß geben wollen.

Eine sehr heilsame Verordnung erließ er in Bezug auf die Kleidung der Kleriker. Er befahl nämlich allen Personen geistlichen Standes, wenn sie auch nur die niederen Weihen und die Tonsur, dabei aber mehr als sechszig Thaler jährliches Einkommen hatten, keine andere als die vorgeschriebene klerikalische Kleidung zu tragen, bei Strafe der Entziehung ihres Benefizii. Nur die Ritter von unserer lieben Frau von Loretto nahm er hiervon aus.

Noch in den letzten Monaten seines Lebens ließ er sich die

Austrocknung der pontinischen Sümpfe sehr angelegen sein. Man sagt freilich, er habe diese Arbeit nur zum Vorwande unternommen, um, ohne Verdacht zu erregen, eine große Anzahl Menschen in der Nähe der neapolitanischen Grenze zusammen zu haben, da er noch immer damit umgegangen sei, jenes Königreich durch Waffengewalt den Spaniern zu entreißen und dem römischen Staate einzuverleiben. In der That ließ er auch zu gleicher Zeit eine große Anzahl Truppen nach der Grenze marschiren, unter dem Vorgeben, die Einfälle der Räuberbanden aus dem neapolitanischen in das römische Gebiet zu verhindern. Er selbst begab sich nach Terracina, wo ihn jedoch der Vicekönig von Neapel, der ebenfalls Truppen unter demselben Vorwande nach der Grenze geschickt hatte, durch seinen Sohn bewillkommen ließ, als ob von keinerlei Seite irgend etwas Feindseliges beabsichtigt werde. Sei es nun, daß Sixtus V. den Zeitpunkt zu seinem Unternehmen noch nicht geeignet fand, sei es auch, daß er wirklich gar keine Eroberungsgelüste hatte und daß dieses bloß eine Erfindung der Spanier gewesen wäre, — kurz er kehrte in weniger Zeit wieder nach Rom zurück, wo ihn nicht lange darauf eine Krankheit befiel, deren Ende sein Tod war.

Achtes Kapitel.

Krankheit und Tod.

Etwa vier Monate vor seinem Ende wurde Sixtus oft von starkem Kopfweh geplagt, welches er seinen großen körperlichen und geistigen Anstrengungen zuschrieb. Er sprach sich oft darüber gegen seine vertrautere Umgebung aus, wobei er sich mit einer gewissen Redseligkeit über seine Körperconstitution, seine Lebensart und über alle Mittel verbreitete, welche ihm seine Aerzte gegen jenes Uebel angeordnet hätten, — oft mit beißender Ironie.

Trotz dem arbeitete er aber immer rastlos fort, da er nur in der Arbeit Erholung und Vergessenheit seiner Schmerzen zu finden gewohnt war. Selten legte er sich dabei zu Bette und dann aber jedesmal nur sehr kurze Zeit, obschon ihn sein Neffe und seine Schwester mit den inständigsten Bitten bestürmten, sich doch nur etwas zu schonen.

Niemals befolgte er die Anordnungen seiner Aerzte, obgleich er sie sehr oft zu sich kommen ließ, um sich mit ihnen über die

Ursache und Natur seiner Krankheit zu unterreden. Seine gewohnten Promenaden, bald zu Fuße, bald zu Pferde, unterließ er sehr selten, da er sie von jeher sehr geliebt hatte. Auch die Audienzen wurden nach wie vor gegeben, selbst noch in den letzten Tagen seines Lebens, wo seine Schwäche schon einen so hohen Grad erreicht hatte, daß er sich dabei auf einen kleinen neben ihm stehenden Tisch stützen mußte.

Keine Arbeit wurde unbeendigt gelassen, kein Geschäft zurückgelegt oder aufgegeben, da er sich den Ausspruch des Kaisers Vespasian: „Ein Regent müsse stehend sterben," zu seinem Wahlspruche genommen zu haben schien. Er wurde sehr verdrießlich, wenn man ihn an seiner Arbeit zu verhindern suchte und arbeitete gerade dann am eifrigsten, wenn seine Schmerzen am heftigsten waren.

Eines Morgens — es war am 18. August 1590 — ging er mit einem ansehnlichen Gefolge in die deutsche Kirche, um auf eine Einladung des Protectors der deutschen Nation daselbst einem feierlichen Gottesdienste zu assistiren, welcher zur Danksagung dafür abgehalten wurde, daß die Gnade Gottes einen sehr hohen Herrn jenes Volkes von den Irrlehren der sogenannten Reformatoren wieder in die Arme der Kirche zurückgeführt hatte, welche Bekehrung insbesondere den Bemühungen einiger Männer aus dem Orden des heiligen Franziscus zugeschrieben werden mußte. Der Papst assistirte mit großer Andacht und kehrte nach dem Schlusse der Feier zu Fuß wieder in den Palast zurück. Zwei Tage darauf ergriff ihn ein starkes Fieber, welches mit Schaudern und Frost anfing. Trotz dem blieb er ungeachtet der dringendsten Bitten seiner Familie und seiner Aerzte nicht im Bette, sondern fühlte sich viel besser, wenn er arbeitete, und ertheilte Audienzen, wie gewöhnlich. Er ließ sogar den Gouverneur kommen und befahl ihm, ohne Säumen alle überwiesenen Verbrecher sogleich auf die Galeeren zu schicken. Im Laufe dieser Woche müsse er sie noch nach Civita-Vecchia abgehen sehen.

Am folgenden Mittwoche (den 22. desselben Monats) wiederholte sich der Fieberanfall aber weit heftiger, als das erste Mal. Da es aber von jeher sein Glückstag gewesen war, so stand er auf und besuchte die Sitzung der Congregation des heiligen Offizio (der Inquisition), welcher er präsidirte. Als er merkte, daß die Cardinäle aus wohlmeinender Rücksicht für seinen schlimmen Gesundheitszustand die Verhandlungen abkürzen wollten, nahm

er es sehr übel und befahl, gerade die schwierigste Angelegenheit vorzunehmen und ließ sie gründlich bis zur gänzlichen Beseitigung durchmachen.

Während seiner ganzen Krankheit, selbst da, wo das Fieber ihn am heftigsten schüttelte, aß er niemals zu Bette, sondern erhob sich jedesmal zur Tischzeit und speiste, wie gewöhnlich, an der Tafel. Am liebsten aß er frisches Obst. Da sich sein Zustand immer verschlimmerte, so verordneten ihm seine Aerzte ein Abführungsmittel, was aber wenig wirkte, weil er sich weigerte, die ganze Dosis zu nehmen.

Seine Schwäche nahm nunmehr von Tage zu Tage zu. Am 27. hörte er noch die heilige Messe und empfing das allerheiligste Sacrament des Altars mit hoher Andacht und großer Ergebenheit und Demuth zu aller Anwesenden Erbauung. Da er sich immer schwächer fühlte, so befahl er, ihm das Sacrament der heiligen Oelung zu ertheilen. Zugleich ließ er den Cardinal Castagna rufen, welchen er immer als seinen unmittelbaren Nachfolger betrachtet hatte, empfahl ihm mehrere wichtige Angelegenheiten, welche eben in den einzelnen Congregationen verhandelt wurden, sehr angelegentlich, und bemerkte dann seinem Neffen, dem Cardinal Montalto, welcher hierbei gegenwärtig war, daß der Cardinal Castagna der würdigste des heiligen Collegiums für den päpstlichen Stuhl sei.

Noch an demselben Abende starb er in den Armen seines Neffen und Castagna's.

So schien also der Tod dieses großen Papstes ein ganz natürlicher zu sein. Allein der Verdacht einer Vergiftung hatte sich gleich in dem ersten Augenblicke bei den meisten Männern von Einsicht und Ueberlegung nicht entfernen lassen wollen. Die vorgenommene Oeffnung der Leiche entkräftete diesen Verdacht nicht nur nicht, sondern verstärkte ihn noch, da man in dem Gehirne noch Spuren einer giftigen Substanz entdeckte, welche dasselbe zerrüttet hatte. Die fürchterlichen Kopfschmerzen, welche ihn vor seinem Tode immer plagten, schienen ihm selbst verdächtig geworden zu sein.

„Ich glaube, Herr Doctor" — sagte er eines Tages zu seinem gewöhnlichen Leibarzte — „die Spanier sind es so müde, mich noch als Papst zu sehen, daß sie auf Mittel sinnen werden, meine Tage und meine Regierung abzukürzen."

Dem sei nun, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß Sixtus V. einem sehr starken Fieber erlag, dessen Feuer größten

Theils in jenem zerstörten Zustande seines Gehirnes seinen Ursprung hatte. Die Hofleute machten auch gar kein Geheimniß daraus und sagten es sogar laut heraus, daß die Spanier ihn vergiftet hätten.

Allerdings hatten die Spanier auch Ursache genug, mit Sixtus V. unzufrieden zu sein. Seine geheimen Absichten auf das Königreich Neapel beunruhigten sie nicht wenig. Seine unverholene Neigung zu Heinrich von Navarra so wie seine Kälte gegen die Ligue konnten sie ihm nicht verzeihen, da er dadurch den spanischen Interessen ganz entgegenwirkte; und fast noch mehr waren sie erbittert über seine Weigerung, dem Herzoge von Savoyen gegen die Stadt Genf beizustehen. Aus allem diesem will man schließen, daß die Spanier so gereizt gewesen wären, sich dieses Papstes zu entledigen, um einen andern an seine Stelle zu bekommen, welcher ihren Interessen günstiger wäre.

Allein alle diese Gerüchte scheinen nur Erdichtungen der Feinde der Spanier gewesen zu sein. So unzufrieden sie auch wohl über Sixtus V. sein mochten, so ist doch wohl zu beachten, daß die Vergiftung eines Papstes doch nicht ein Werk von so leichter Mühe ist, daß sie ohne alle Gefahr für die Mitschuldigen hätte geschehen können. Man hat aber niemals eine Spur von dem Thäter entdecken können, und so muß es die Geschichte beim bloßen Verdachte lassen, den freilich selbst Heinrich IV. theilte, indem er bei der Nachricht vom Tode Sixtus V. nicht wenig betrübt war und gleich ausrief:

„Das ist wieder ein Streich der spanischen Politik. Der Himmel hat keinen Antheil daran;" — und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu, — „ich verliere einen Freund, der bald ganz mir gehörte; der Himmel mag geben, daß ihm sein Nachfolger gleiche."

Die Leiche des Papstes wurde in der folgenden Nacht aus dem Palaste auf Monte Cavallo, wo er gestorben war, in die Peterskirche gebracht und daselbst unter den üblichen Feierlichkeiten beigesetzt. Im folgenden Jahre ließ sie sein Neffe, der Cardinal Montalto, unter großer Pracht in die Kapelle bringen und beerdigen, welche er selbst noch in der Kirche Maria Maggiore hatte bauen lassen.

Das römische Volk bewies wenig Trauer. Es ging in seiner Leidenschaft sogar so weit, daß es die Statue, welche es ihm wenige Jahre vorher aus Dankbarkeit errichtet hatte, niederriß und so das Andenken seines größten Regenten zu vernichten suchte.

Der Senat fand sich deshalb veranlaßt, ein Gesetz zu erlassen und es auf einer Marmortafel eingraben zu lassen, „daß Jeder, sei er ein Privatmann oder ein Beamter, welcher es wagen werde, jemals den Vorschlag zu machen, irgend einem Papste während seines Lebens eine Statue zu errichten, vom Senate und römischen Volke für ehrlos und auf alle Zeiten für unfähig erklärt werde, irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden."

Zum Schlusse wollen wir noch ein Verzeichniß der von Sixtus V. ernannten Cardinäle geben:

I. Cardinal-Priester.

1) Heinrich Cajetan, ein Römer, Patriarch von Alexandrien, Cardinal zum heiligen Potentianus.

2) Georg Drascowitz, ein Ungar, Erzbischof von Kolotza.

3) Johann Baptist Castruccio, aus Lucca, Erzbischof von Theata, Cardinal von Maria de ara coeli.

4) Friedrich Cornato, aus Venedig, Bischof von Padua, Cardinal von St. Christina in monte Celius.

5) Hippolytus von Rosci, aus Parma, Bischof von Pavia, Cardinal von Santa Maria in Portico.

6) Domenico Pinelli, aus Genua, Cardinal von S. Laurentius in pane et perna.

7) Decius Azzolini, aus Fermo, Cardinal von S. Mathias in Merulana.

8) Hippolytus Aldobrandini, aus Florenz, Cardinal von S. Pancratius.

9) Hieronymus della Rouere, Erzbischof von Turin, Cardinal von S. Peter in vinculis.

10) Philipp von Lenoncour, ein Franzose.

11) Hieronymus Bernerio de Correggio, ein Dominikaner, Bischof von Ascoli, Cardinal von S. Thomas in Parione.

12) Constant von Sarnani, aus der Mark, Bruder aus dem Minoritenorden, Cardinal von S. Vitalis.

13) Christian Bonnuccio, aus Arezzo, Bischof daselbst, aus dem Servitenorden, Cardinal von S. Peter und S. Marcellinus.

14) Georg Petrochino, aus Monte albano in der Mark, Augustiner, Cardinal von S. Augustinus.

15) Antonio Maria Galli, aus Osimo, Cardinal von der heiligen Agnes.

16) Wilhelm Alanus, ein Engländer, Cardinal von Santa Maria dei monti.

17) Antonio Sauli, aus Genua, Cardinal vom heiligen Vitalis.

18) Johann Evangelist Palotta, Cardinal von S. Mathias in Merulana.

19) Peter von Gondi, aus Florenz, Cardinal vom S. Sylvester.

20) Johannes Mendozza, ein Spanier, Cardinal von Santa Maria.

21) Johannes Franziscus Morosini, aus Venedig, Cardinal von Santa Maria.

22) Marianus Perbenedetto von Camerini, Cardinal von S. Peter und S. Marcellinus.

II. Cardinal-Diakonen.

1) Alexander Peretti, Neffe des Papstes, Cardinal unter dem Titel S. Hieronymus.

2) Hieronymus Mattei, ein Römer, Cardinal von S. Adrian.

3) Benedict Justiniani, aus Genua, Cardinal von S. Georg.

4) Ascanius Colonna, aus Rom.

5) Hugo Loubeux de Verdale, ein Franzose, Cardinal von Santa Maria in Portico.

6) Friedrich Borromäus, aus Mailand, Cardinal von S. Agathe.

7) Augustin Cusani, aus Mailand, Cardinal von S. Adrian.

8) Franz Maria del Monte, Cardinal von S. Maria in dominica.

9) Charles de Lorraine, Cardinal von S. Agathe.

10) Johann Pepoli, aus Bologna, Cardinal von S. Cosmas und Damianus.

Laurentius, Johann,

Sixtus V. und seine Zeit

Mainz 1852